Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Die Frauen der Petersburger Gesellschaft.

Die Frauen
der
Petersburger Gesellschaft.

Roman

von

Wladimir Fürst Meschtschersky.

Mit Autorisation des Verfassers aus dem Russischen in's Deutsche übertragen

von

J. Clark.

Zweiter Band.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1885.

Zweiter Band.

Inhalt.

I.

Ein Dämon der Fürstin Mitischtschef.

Während der Frieden in Lisas Seele einzog, wüthete ein heftiger Sturm im Hause Mitischtschef.

In glücklichster Stimmung fuhr Fürst Swätosarof direct von den Gagarins zu seiner Schwester, um mit ihr in's Reine zu kommen. Selbstverständlich ging er erst zu seinem Neffen, theilte ihm mit, welchen Eindruck die Gagarins auf ihn gemacht, umarmte ihn herzlich und begab sich dann, mit einer wahren Frühlingslaune im Herzen, hinauf zu seiner Schwester, die er vor dem Kamine, mit einem Buche in der Hand antraf.

„Guten Tag, Schwester," sagte er heiter. „Hast Du Kopfschmerzen?"

„Ja, Migräne."

„Nun, meine Liebe, gleichviel ob Du Kopfschmerzen hast oder nicht, ich komme, Dir zu gratuliren."

„Wozu?" fragte seine Schwester, das Buch zuklappend.

„Ich bitte Dich, unterbrich mich nicht. Ich gratulire Dir zu Lisa Gagarin, Sergeis Braut. Das ist kein Mädchen, sondern ein Engel, selbst Dir wird sie gefallen. Von ihrer Schönheit will ich nicht einmal sprechen, obgleich

wir solche Schönheiten in unserer großen Welt nicht haben, aber sie ist so lieb und comme il faut, Mutterchen, daß sie sogar Dich ausstechen könnte. Die ganze Familie sind reizende Menschen. Heute wirst Du zu ihnen hinfahren und in zwei Wochen oder so machen wir Hochzeit und ich bin Brautvater."

Als er diese Worte gesagt hatte, näherte er sich seiner Schwester, küßte sie auf die Stirn und fügte hinzu: „Du verdienst dieses Glück gar nicht."

„Bist Du fertig?" fragte die Fürstin.

„Ich bin fertig."

„Und ich will Dir nur hiermit sagen, daß ich für Sergei eine herrliche Partie gefunden habe: die kleine Prinzeß Golynsky; sie hat Alles, was nöthig ist, um zu gefallen, und kann ihn glücklich machen. Wir wollen die Sache noch überlegen. Jetzt bitte ich Dich, mich nicht aufzuregen, ich habe Kopfschmerzen."

„Schwester, höre mich an," sagte der Fürst mit zitternder Stimme, — „ich bitte Dich ebenfalls, mich nicht aufzuregen. Du weißt, daß ich das nicht liebe und daß für mich die Aufregung überdies gefährlich ist, da ich ein Herzübel habe. Aber das gehört eigentlich nicht hierher. Schwester, Du sprichst immer von Gott, von Deiner Religion und von Deinen Pflichten. Wo ist denn Deine Religion und wie fürchtest Du Dich nicht, Gott zu erzürnen, wenn Du so gegen die Stimme Deines eigenen Herzens handelst? Es ist nicht möglich, daß Du nicht fühlst, wie Alles, was Du sagst und thun willst, herzlos, hart, böse ist. Und gegen wen handelst Du so? — Gegen Deinen einzigen Sohn! Höre, Schwester, ich flehe Dich an, mache diesen unglück-

seligen Mißverständnissen zwischen Dir und ihm ein Ende. Du kannst ihn zu Grunde richten ...."

„So werde ich ihn zu Grunde richten, aber nicht er mich?" rief die Fürstin. Bin ich nicht seine Mutter? Muß ich ihm gehorchen, meinem Sohne, oder er mir, seiner Mutter?"

„Gerathe nicht ganz außer Dir!" fuhr der Fürst mit derselben freundlichen, gefaßten Stimme fort. Du sollst ja nicht heirathen, sondern er. Nicht um Dein Lebensschicksal handelt es sich, sondern um das seine. Seine ganze Zukunft, sein ganzes Glück hängen von diesem Schritte ab. Dein Leben ist fast beendigt, das seine fängt erst an. Und wie ist es möglich, daß Du, wenn sein Glück von Dir abhängt, sein Unglück willst, nur so aus Eigensinn, oder eines dummen Vorurtheils wegen? Es ist nicht möglich! Es wäre widernatürlich, unmenschlich! Es ist nicht möglich, daß Du, eine Mutter, eine Christin, das wünschen könntest. Besinne Dich, Schwester, ich bitte Dich darum!"

„Ich will von den Gagarins nichts wissen! Mein Sohn hat es gewagt, zu erklären er sei Bräutigam, ohne meine Einwilligung, — mag er denn heirathen ohne meine Einwilligung, oder Die nehmen, welche ich ihm bestimme. Das ist mein letztes Wort."

„Das letzte unmöglich, das weißt Du selbst. Warum sagst Du Dinge, die keinen Sinn haben? Das erste könnte es wohl sein!"

„Wie," rief die Fürstin, ihre Kopfschmerzen vergessend und von dem Lehnsessel aufspringend, „wird er heirathen und statt des Segens seiner Mutter ihren Fluch hinnehmen?! Das möchte ich doch sehen!"

„Gott verzeihe Dir Deine Worte, Schwester! Ich sage

Dir, Du gottesfürchtige Mutter, Du musterhafte Christin, ein Fluch, den ein Mensch ausspricht in einem Augenblicke, da nicht Gott in ihm herrscht, sondern ein Dämon, fällt auf den Fluchenden zurück, und Den, welchem er flucht, wird Gott beschützen."

Es entstand eine Pause. Die Fürstin schien über diese Worte erschrocken. Ihre Brust hob sich stürmisch.

„Gott, was ist heute für ein schrecklicher Tag! Ich fange wirklich an zu fürchten, ein Dämon verfolgt mich! Was habe ich gethan, daß Gott meine eigenen Kinder gegen mich bewaffnet?" Thränen stürzten aus ihren Augen. „Mein Gott, mein Gott! wofür strafst Du mich?" rief sie bitter.

Der Fürst betrachtete seine Schwester mit innigem Mitleid. Es kam ihm vor, daß in der That eine verborgene Macht in ihr sich gegen alles Gute auflehne, und sie that ihm leid, weil er glaubte, sie erkenne jene Macht in diesem Augenblicke und fange an, gegen sie zu kämpfen.

„Höre, Schwester, jetzt ist nicht die Zeit zu Thränen und Exclamationen; was Deine Pflicht von Dir verlangt, muß Dir Dein eigenes Herz sagen. Du mußt mit dem armen Sergei Mitleid haben und dieser für uns Alle so drückenden, gespannten Situation ein Ende machen."

„Warum soll ich mich meines Sohnes erbarmen und nicht er sich meiner? Erkläre mir dieses Eine, so daß ich es verstehen kann. Er leidet — zugegeben — aber ich leide auch. Warum soll ich das Opfer bringen und nicht er?"

„Sehr einfach: in Dir leidet Deine Eitelkeit, Dein Hochmuth — zwei schlechte Empfindungen — in ihm leidet das Beste, was der Mensch hat, sein Herz — das Einzige, was

dieses Leben werth macht. Du wirst sein ganzes Leben zu Grunde richten, wenn Du ihn verhinderst jetzt zu heirathen, da er eine Frau nach seinem Herzen gefunden hat. Dir kann seine Heirath mit einer Gagarin höchstens unangenehm sein, und auch das nur zwei oder drei Tage lang. Kann man denn die beiden Empfindungen mit einander vergleichen? Ich bin auch überzeugt, es wird sich Alles machen. Du bist ja doch kein Ungeheuer. Jetzt muß Marie zu den Gagarins hinfahren; dann werden sie zu Dir kommen und Alles wird glatt gehen."

„Marie wird mit mir fahren," antwortete die Fürstin, „und ich werde fahren, wenn ich es selbst für nöthig halten werde. Die Pflichten der Höflichkeit braucht mich Niemand zu lehren. Zu einer unnützen Liebenswürdigkeit, zu einer albernen Zuvorkommenheit wird mich Niemand zwingen. Dein Entzücken genügt mir nicht. Ich werde die Gagarins erst selbst lange prüfen, ehe ich mich zu etwas entschließe — ha, ich sage Dir, den Fürsten Sergei kann man hintergehen, kann man betrügen, aber die Fürstin Mitischtschef — nie! Solche beliebige Leute werden sie nicht an der Nase herumführen! Dafür stehe ich Dir. Es ist also nichts entschieden; ich habe Dir in nichts nachgegeben, hörst Du? Wenn Deine reizende Gagarin mir nur um so viel nicht gefällt, — sie zeigte auf die Spitze ihres kleinen Fingers — so stehe ich Dir dafür, Sergei heirathet Die, welche ich für ihn erwähle. In der Wahl Derjenigen, welche die letzte Fürstin Mitischtschef sein soll, eine Stimme zu haben, kann mir Niemand streitig machen."

„Gut, gut! wir wollen sehen. Du wirst nicht nachgeben, ich auch nicht. Vergiß nicht, daß, wenn Du auch

Sergeis Mutter bist, ich auf die Bitte Deines seligen Mannes hin Vaterstelle an ihm vertrete."

In diesem Augenblick hörte man im Salon Ausrufungen und Aufschreien.

„Da kommt meine Frau, immer zur rechten Zeit!" rief der Fürst und ergriff seinen Hut.

„Ah, Du bist auch hier; sehr entzückt davon!" quiekte die Fürstin Swätosarof, in das Cabinet ihrer Schwägerin tretend. Ich muß Dich nothwendig sprechen, — Familienangelegenheiten, sehr geheime. Ah, meine Liebe, dies Ungeheuer, was sagen Sie dazu? Er ist zu den Gagarins hingelaufen, ohne zu fragen was, wer, warum. Es ist doch albern, auf mein Ehrenwort! Hu, ich ersticke, wie ist es bei Ihnen heiß; ich muß meinen Burnus abnehmen. Familienangelegenheiten, meine Liebe, sehr, sehr geheime. — Wie gut, daß ich es bei Zeiten erfahren habe, sonst wäre es ein Unglück. Ah, es ist schrecklich, schrecklich! Denken Sie sich, meine Liebe!"

„Aber höre doch einmal auf, Du bist ja wie närrisch!" rief der Fürst. „Sag' doch, was Du für ein Geheimniß hast, sonst gehe ich fort."

„Ach nein, nein, geh' nicht fort! Die Sache ist sehr wichtig, Du mußt sie wissen. Es ist schrecklich, meine Liebe, aber was soll man machen, es ist meine Pflicht, es Ihnen mitzutheilen."

„Was ist es denn?" fragte die Fürstin.

„Irgend ein Unsinn, wie immer, eine Klatscherei," bemerkte ihr Bruder.

„Ja, eine Klatscherei, allerdings eine Klatscherei, aber eine sehr ernsthafte Klatscherei, eine, die ich mich beinahe

fürchte zu wiederholen! C'est affreux! Sehen Sie, ma chère, gestern auf dem Balle bei den Wolgins und vorgestern bei Hofe, — denke Dir, Mann, bei Hofe! . . . nein, es ist furchtbar, furchtbar! Denken Sie sich, da war die Gräfin Trubetzkoi, da waren die Wolonskis, die Golitschefs, kurz viele, viele Damen, und beachten Sie wohl, meine Liebe, was für Damen . . . Hu, ma chère, wie ist es bei Ihnen kalt!" sagte sie, plötzlich den Ton verändernd. „Ich erfriere . . ."

„Aber komme doch endlich zur Sache, Du närrisches Wesen!" rief der Fürst. „Bald kannst Du vor Hitze nicht athmen, bald ist Dir wieder kalt."

„Die Sache ist auch danach. Stelle Dir vor, man sprach von Diesem, von Jenem, und unter Anderem sagte eine der Damen, Marie, Deine Marie habe sich in einen jungen Doctor verliebt . . ."

„Weiter nichts?" unterbrach sie ihr Mann. „Und deshalb hast Du so viel geschrieen?"

„Marie verliebt in einen jungen Doctor!" wiederholte die Fürstin Mitischtschef spöttisch. „In der That, die Klatscherei ist giftig genug, aber glücklicherweise werden dieselben Damen spätestens morgen erfahren — Sie können es ihnen mittheilen, meine Liebe, — daß diese Erfindung nichts als eine schändliche Verleumdung ist, denn meine Tochter heirathet den Fürsten Gonitzin." Mit diesen Worten stand die Fürstin auf, man sah ihr an, daß sie zitterte und daß sie eine furchtbare Aufregung niederdrückte. Sie klingelte.

„Den Fürsten Gonitzin," rief die dicke Fürstin, „welche Neuigkeit! Wirklich eine charmante Mariage."

„Was thust Du? Was sprichst Du?“ rief Fürst Swätosarof erschrocken, sich seiner Schwester nähernd.

Ein Diener trat ein.

„Bitte die Knäschna, herzukommen. Ich thue, was ich thun muß,“ erklärte die Fürstin. „Ich bin dieser Schwäche, dieses Schwankens überdrüssig. Es ist Zeit, daß meine Kinder begreifen, daß ich ihre Mutter bin und daß ich meinen Willen habe.“

„Sei doch nicht albern!“ rief der Fürst. „Was glaubst Du dieser Närrin, sie hat sich ja die Geschichte selbst ausgedacht.“

„Ich habe mir die Geschichte ausgedacht, so? Ich bin eine Närrin, so? C'est charmant!“ kreischte die Fürstin Swätosarof. „Ich habe mir die Geschichte auf dem Hofballe ausgedacht, freilich! Haha, wie gefällt Ihnen das, Schwägerin? Ich konnte nicht umhin sie zu hören, denn sie betraf meine Nichte, und nur aus herzlicher Theilnahme kam ich hierher, um Ihnen Alles zu erzählen. Denken Sie sich doch, was das für Effect machte, wenn die ganze Stadt es erführe!“

„Was Du weißt, wird unfehlbar die ganze Stadt bald wissen. Und was ist denn Schreckliches dabei?“

„Wie? Was? Was könnte denn furchtbarer sein! Einen Arzt heirathen! Man denke, quel horreur!“

Jetzt trat die junge Fürstin ein. Sie hatte ein Lächeln auf den Lippen und bemerkte nicht gleich, wie weit ihr Onkel von einem Lächeln entfernt war.

„Setze Dich, Kind!“ sagte die Fürstin, auf einen Stuhl neben dem ihrigen zeigend.

Marie setzte sich; sie lächelte schon nicht mehr, denn diese Familienversammlung ließ sie errathen, daß es sich um etwas Wichtiges handle. Ihr armes Herz ahnte ein Unglück, aber es fiel ihr nicht im Geringsten ein, daß dieses Unglück sie selbst betreffen könne.

„Du weißt," begann die Fürstin, französisch sprechend, „daß ich diesen Winter wahrscheinlich zum letzten Male Haus mache in Petersburg. Die Aerzte empfehlen mir, den Winter im Auslande zuzubringen, da meine Gesundheit ziemlich zerstört ist. Ich wünsche aber sehr, nicht eher von hier fortzureisen, als bis ich über Dein Schicksal, cher enfant, beruhigt bin. Das ist ja meine Pflicht als Mutter!" fügte sie hinzu, die Augen zum Himmel erhebend.

Die Lippen der armen Marie begannen zu zittern; ihr Herz schlug heftig; sie fing an zu begreifen, daß von ihr die Rede sei.

„Ich wollte schon früher mit Dir darüber sprechen, aber die Krankheit Deines Bruders und verschiedene andere Gründe haben mich daran verhindert. Jetzt habe ich Zeit gehabt, Alles zu bedenken, und muß Dir Folgendes sagen: Vor einigen Tagen war Fürst Gonitzin bei mir, — Du kennst ihn ja, — er hat mich um Deine Hand gebeten."

Je weiter die Fürstin sprach, desto mehr schien sich die arme Knäschna in eine Bildsäule zu verwandeln, nur das Beben ihrer Lippen verrieth ihre innere Bewegung. Bei den letzten Worten zuckte ihr Gesicht krampfhaft, aber sie schwieg noch immer.

„Ich habe ihm weder ja noch nein gesagt, weil ich erst mit Dir sprechen wollte. Heute theile ich Dir in Gegenwart

Deines Onkels und Deiner Tante den Antrag des Fürsten mit und frage Dich, ob Du einwilligst."

„Ob ich einwillige?" stammelte das junge Mädchen mühsam.

„Ja, ob Du einwilligst. Heute Abend muß ich dem Fürsten eine Antwort geben. Bedenke Dich gehörig. Ich will Dich nicht zwingen, aber ich sage Dir, daß ich mich über diese Heirath sehr freuen würde, denn ich halte Gonitzin für eine der besten Partien in Petersburg. Er ist ein Mann von Herz und Verstand, sieht sehr gut aus, hat Namen und Vermögen und, was die Hauptsache ist, er liebt Dich. Unter diesen Umständen wäre es unklug von Dir, ihn nicht zu nehmen. Uebrigens wiederhole ich, thue was Du willst."

Marie schwieg noch immer, sie war kreidebleich geworden.

„Er ist wirklich eine schöne Partie!" quiekte die Fürstin Swätosarof und stand auf. „Au revoir, ma chère!" — Sie küßte die Fürstin. — „Meiner Ansicht nach mußt Du Dich entschließen, mein Engel," fügte sie hinzu, ihre Nichte küssend. „Vielleicht kennst Du ihn noch nicht genug, hast noch nicht Zeit gehabt ihn lieb zu gewinnen, aber das thut nichts, ma chère, Du wirst ihn schon lieben, wenn Du ihn näher kennst, und Ihr werdet glücklich sein." Marie noch einmal küssend, entfernte sie sich, von ihrem Manne gefolgt.

Im Nebenzimmer ergriff dieser ihre Hand.

„Wenn irgend Jemand in der Stadt erfährt, was hier vorgefallen ist, schwöre ich Dir bei Gott, Dich aus meinem Hause zu jagen wie einen Hund!" Zum ersten Male seit seiner Heirath blitzten seine Augen furchtbar; er war todten-

blaß, seine Stimme zitterte und seine bebende Hand drückte die seiner Frau so heftig, daß diese auch erblaßte.

„Was ist Dir? Du bist furchtbar! Laß mich los!“

„Schwöre, daß Du Niemandem ein Wort von Dem, was Du gehört hast, sagen wirst!“

„Ich schwöre,“ sagte sie mit schwacher Stimme, „nur laß mich los.“ Der Fürst ließ ihre Hand fallen. Die Fürstin rannte fort.

In diesen drei Minuten war in dem Cabinet der Fürstin Mitischtschef etwas Ungewöhnliches geschehen.

„Liebst Du Deinen Bruder?“ fragte diese lächelnd.

„Ich?“ fragte Marie. „Wen sollte ich lieben, wenn nicht ihn?“

„Dann ist sein Schicksal in Deinen Händen.“

„In meinen Händen?“

„Wenn Du Gonitzin nimmst, werde ich über Dein Schicksal beruhigt sein und meine Einwilligung zu Sergeis Vermählung mit einer Gagarin geben. Jetzt entscheide Dich.“

So sagend, küßte sie ihre Tochter auf die Stirn. Auf dieser Stirn lag kalter Schweiß. Es war Marie, als lege sich eine Wolke vor ihre Augen, es brauste ihr in den Ohren, sie schwankte, das Blut strömte ihr nach dem Herzen, sie drückte ihre Hand erst an ihr Herz, dann an ihre Stirn und ein dumpfes Stöhnen entriß sich ihren Lippen. Das Bild Gonitzins trat ihr vor die Seele. „Gott, mein ganzes Leben soll ich mit ihm theilen!“ Dieser Gedanke durchzuckte sie, und ihre Seele empörte sich. „Ich liebe ihn nicht,“ tönte es in ihrem Innern. Ein anderes Bild stand vor ihr. „Diesen liebe ich; aber Niemand darf das wissen.“ Dann dachte sie an die Gräfin Bobrofski und wie diese ihr

gesagt hatte, sie habe ihren Mann geheirathet, um nicht Den zu heirathen, den sie liebte. Dann dachte sie wieder an ihren Bruder, er verlangte so sehr darnach, glücklich zu sein, er hatte dies sein Glück schon kennen gelernt. „Und ich kenne ja das Glück nicht, und da ich es nicht kenne . . . .“ Wieder wurde es ihr dunkel vor den Augen, wieder strömte ihr alles Blut nach dem Herzen, sie seufzte und schwankte. Die Fürstin erschrak einen Augenblick, beruhigte sich aber gleich darauf, als sie sah, daß sich die Wangen ihrer Tochter wieder rötheten, daß ihre Augen durch die Thränen, die sie erfüllten, leuchteten, als habe sie etwas Angenehmes erblickt, und daß ein himmlischer Ausdruck ihr Gesicht verklärte, obgleich die bleichen Lippen nicht zu lächeln vermochten.

Als der Fürst in diesem Augenblicke in das Cabinet trat, war das Opfer vollendet. Mit strahlendem Gesicht, mit Augen voll Thränen, warf sich Marie in seine Arme.

„Onkel, wünschen Sie mir Glück! Sergei wird Lisa heirathen!“ rief sie schluchzend und gleich darauf krampfhaft lachend. Diese Thränen retteten sie vielleicht vor einem tödtlichen Schlaganfalle.

Sich endlich aus den Armen ihres Onkels reißend, stürzte Fürstin Marie aus dem Cabinet ihrer Mutter und eilte nach dem Zimmer Sergeis. Sie war in diesem Augenblicke ganz erfüllt von dem Glücke ihres geliebten Bruders; es war, als sei alles Uebrige in ihr erstorben. Mit glänzenden Augen, mit glühenden Wangen, auf denen die Thränen schon getrocknet waren, stürzte sie in sein Zimmer. Sie fand ihn ruhend, in Gedanken versunken.

Ihre Brust wogte so stürmisch, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Sie sank dicht an seinem Ruhebett auf

die Kniee, drückte ihren Kopf an seine Brust, schlang ihre Arme um seinen Hals und weinte leise.

„Was fehlt Dir, Marie?“ fragte der Fürst erschrocken.

Jetzt besann sie sich; man sah ihr an, daß sie sich mit aller Kraft ihrer Seele überwand, um ihre Fassung wiederzuerlangen. „Was mir fehlt?“ fragte sie mit heiterer Stimme, und den Kopf zurückbiegend, sah sie ihrem Bruder gerade in die Augen mit vor Glück strahlendem Blicke und küßte ihn wiederholt.

„Wie bist Du sonderbar! Was ist Dir geschehen?“

Sie lachte scheinbar ganz natürlich und fröhlich. „Nun, rathe einmal! Ich eilte hierher, um Dir mitzutheilen, daß Mama ihre Einwilligung zu Deiner Verheirathung mit Lisa Gagarin giebt.“

„Mama giebt ihre Einwilligung?“ rief der Fürst und sein Gesicht strahlte wie im Morgensonnenschein. Seine Schwester gab sich schweigend ganz dem Genusse hin, den seligen Ausdruck seines Gesichts zu beobachten.

„Wie ist denn das gekommen?“ fragte er endlich.

Ein kaum merkliches Wölkchen flog über ihre Stirn. Bei Sergeis Frage erinnerte sie sich an Alles, was geschehen war und ein brennender Schmerz durchzuckte sie. Aber noch eine Anstrengung — und die Wolke verschwand — sie stand auf und setzte sich neben ihren Bruder.

„Ich war jetzt eben bei Mama; Du weißt . . . nein, Du weißt nicht . . . Fürst Gonitzin hat um mich geworben.“

„Nun, und Du?“

„Laß mich zu Ende sprechen! Ja, er hat um mich geworben; ich habe die Sache überlegt . . . und gefunden, daß . . . ich ihn wohl nehmen kann. Er ist kein übler

Mensch, und allein zu bleiben, wenn Du verheirathet sein wirst, würde für mich sehr traurig sein. Ich habe mich also entschlossen und habe Mama gesagt, ich wolle ihn wohl nehmen, aber nur unter der Bedingung, daß sie zu Deiner Heirath mit Lisa Gagarin ihre Einwilligung gebe. Erst wollte Mama nicht darauf eingehen, dann nahm sie meinen Vorschlag an und nun werden wir Beide an demselben Tage Hochzeit machen!" Nach diesen Worten schlang sie ihre Arme um seinen Hals und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust.

„Marie!" erwiederte Sergei nach einiger Zeit mit vor Aufregung zitternder Stimme, „dabei ist etwas nicht richtig, Du verbirgst etwas vor mir, Kind . . ."

„Nein, Alles was ich Dir gesagt habe ist wahr; ich habe es mir überlegt. Sei meinetwegen ruhig. Ich mußte Gonitzins Antrag annehmen; er gefällt mir besser als viele Andere. Meine Ideale habe ich aufgegeben, sie sind für mich unerreichbar. Ich — ich werde mich bemühen Gonitzin liebzugewinnen und er — wird mich vielleicht auch lieben und — und — wir werden glücklich sein."

„Das ist nicht wahr!" rief Sergei, „Du kannst mit ihm nicht glücklich sein."

„Sergei," unterbrach ihn seine Schwester, und ihr Gesicht verrieth eine ungewöhnliche Begeisterung und ihre Stimme eine wunderbare Energie, „wenn Du willst, daß ich nicht unglücklich sein soll, mußt Du das nicht sagen, hörst Du? Ich bin ganz entschlossen. Ich kann und werde Gonitzin heirathen; es muß so sein! Wenn Du mich liebst und wenn Du nicht mein Unglück willst, mußt Du mir glauben und mit meinem Entschlusse zufrieden sein. Adieu und vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe." Mit diesen Worten küßte sie ihren

Bruder noch einmal zärtlich. An der Thür blieb sie stehen.

„Heute Abend fahre ich zu den Gagarins!“ rief sie heiter, warf ihrem Bruder eine Kußhand zu und ging hinaus.

Sie eilte in ihr Zimmer.

Als sie in dasselbe eingetreten war und die Thür hinter sich zugemacht hatte, brachte der Ton dieser sich schließenden Thür einen furchtbaren Eindruck hervor. Sie fing heftig an zu zittern; ihr schwindelte; sie wankte und wäre unfehlbar hingefallen, wenn sie sich nicht an einem in der Nähe stehenden Gegenstand festgehalten hätte. Als sie sich wieder etwas erholt hatte, dachte sie: „Ja, der Ton dieser Thür war schrecklich, er mahnte mich daran, daß die Thür meines Glücks sich auf ewig geschlossen hat; ich bin jetzt im Gefängniß, an Händen und Füßen gefesselt, auf immer. Alles ist zu Ende!“

Ihr schauderte. Alle Gegenstände im Zimmer schienen ihr mit einem Trauerflor bedeckt, die Blumen hatten ihre Frische verloren; die Kanarienvögel saßen traurig in ihrem Käfig, ohne zu singen. Sie drückte ihre Hände verzweifelnd gegen die Stirne. Alle Kräfte schienen sie zu verlassen. Sie blickte nach dem Heiligenbilde, das in einer Ecke des Zimmers hing, und wollte beten, aber ihre Lippen bewegten sich nicht, ihr Herz war wie erstorben. Es war als legte sich ein dichter Nebel zwischen sie und das Bild, und als sähe sie in diesem Nebel das, was sie nicht sehen wollte.

Ihre Thränen flossen nicht, aber das krampfhafte Zucken ihres Gesichtes verrieth eine Seelenpein, die ihre Kräfte überstieg.

Plötzlich fing sie an aufzuschluchzen und ein Thränen-

strom ergoß sich über ihr Gesicht; das krampfhafte Zucken und die Schmerzen ließen nach.

Einige Minuten später hatte sie sich so weit gefaßt, daß sie sich an ihren Schreibtisch setzen konnte. Sich gerade aufrichtend, als wollte sie damit ausdrücken, wie tapfer sie an die Ausführung ihrer Aufgabe gehe, schrieb sie die folgenden Worte in ihr Tagebuch: „Heute bin ich glücklich. Ich habe es verstanden mich selbst zu beherrschen. Wie ist das schwer, aber hinterher ist einem so wohl!" Zwei heiße Thränen fielen auf das Papier. Sie schrieb weiter: „Meine Träume von Glück werden sich nie verwirklichen; im Gegentheil, Alles, was ich nicht wünschte, wird geschehen. Es scheint, daß Gott nicht will, was ich wünschte. Soll ich ihm nicht gehorchen? Welch furchtbares Geheimniß ist das Leben! Ahnte ich gestern, daß ich heute . . ."

Sie warf die Feder hin und sprang auf. „Still, still, still, mein Herz, meine Seele! Ihr sollt nicht sprechen, ich will es nicht! Alles ist aus! Führt mich nicht in Versuchung!"

So sprach sie in Gedanken, eilte in ihr Schlafzimmer, fiel auf die Kniee vor dem Heiligenschrein und betete mit leiser Stimme: „Mein Gott, segne das Glück meines Bruders! und mit mir geschehe, wie es Dir gefällt. Ich befehle mich in Deine Hände."

Sie erhob sich und klingelte; ein Stubenmädchen erschien.

„Rufe mir schnell Anastasia, sie soll sich zum Ausfahren ankleiden."

Nach drei Minuten erschien Anastasia Michailowna mit einem sehr freudigen Gesicht.

„Nun, Knäschna, man kann Ihnen wohl gratuliren?"

„Nun, Knäschna, man kann Ihnen wohl gratuliren?“

„Laß das, Liebe! Wir wollen sogleich zu Vater Joan fahren, ich muß nothwendig mit ihm sprechen . . . Ich . . .“

Sie konnte nicht weiter sprechen.

„Was ist Ihnen, Knäschna? Sie sehen ganz verstört aus!“

„Es ist nichts — nur die große Freude hat mich etwas angegriffen.“

In diesem Momente rief Fürst Swätosarof im Nebenzimmer ihren Namen.

Sie zuckte zusammen und ging ihrem Onkel entgegen.

„Was giebt's?“ fragte sie mit fester Stimme.

„Marie, mein Herz, wo willst Du hin? Warte, mein Engel, ich muß mit Dir sprechen. Ich bin wie betäubt. Um Gotteswillen, besinne Dich! Mit solchen Dingen kann man nicht scherzen, mein Engel!“

Seine Stimme zitterte, seine Augen waren voll Thränen; er öffnete die Arme, um seine Nichte zu umarmen; diese aber stand da, steif und kalt wie eine Bildsäule.

„Onkel, mein lieber Onkel, ich bitte Sie, sagen Sie kein einziges Wort mehr darüber, wenn sie mich lieben. Ich habe meinen Entschluß gefaßt und Alles ist aus.“

Diese Worte sagend, warf sie sich in seine Arme, riß sich aber bald wieder los, fest und kalt wie vorher.

„Nun, Anastasia, laß uns schnell fahren! In einer Stunde werde ich wieder zurück sein, Onkel. Bitte, warten Sie auf mich, dann wollen wir zusammen zu den Gagarins fahren.“ —

Bei Vater Joan mußte Marie einige Zeit warten, ehe er erschien.

„Heute, Fürstin, hatte ich Ihr Kommen nicht erwartet," sagte er, nachdem er sie gesegnet hatte. „Hoffentlich bringen Sie mir gute Nachrichten. Sie sehen so verstimmt aus."

„Ich habe sehr nöthig mit Ihnen zu sprechen, Väterchen," erwiderte Marie mit leiser Stimme.

Vater Joan führte sie in das Nebenzimmer, in welchem er die zur Beichte Kommenden zu empfangen pflegte und in welchem ein Lesepult vor den Heiligenbildern stand. Als sie eingetreten waren, verschloß er die Thür.

„Bitte setzen Sie sich," sagte er, auf einen Stuhl zeigend. „Was haben Sie auf dem Herzen?"

Ihre Augen senkten sich.

„Ich bin gekommen, Väterchen, um Ihnen einen Entschluß, den ich gefaßt habe, mitzutheilen und um Ihnen den Zustand meiner Seele, der in diesem Augenblicke unerträglich ist, zu offenbaren. Heute ließ mich Mama rufen und sagte mir, ein junger Mann, Fürst Gonitzin, habe sie um meine Hand gebeten. Ich kenne ihn sehr wenig, habe kaum einige Male mit ihm getanzt. Mama sagte mir zuerst, sie gebe mir völlig Freiheit, seinen Antrag anzunehmen oder abzulehnen, aber gleich darauf sagte sie, daß sie ihre Einwilligung zu der Heirath meines Bruders geben würde, wenn ich mich entschlösse, den Antrag des Fürsten Gonitzin anzunehmen."

„Und Sie nahmen ihn an?"

„Ja, sogleich."

„Warum sogleich?"

„Hätte ich mich bedacht, Väterchen, so würde ich vielleicht nicht die Kraft gehabt haben, mich dazu zu entschließen. Ich kenne Mama; Sergei hätte ohne meinen Entschluß ihre Einwilligung nie erlangt, nie! Und er liebt seine Braut doch so sehr ....“

„Ich muß gestehen, Sie setzen mich in Erstaunen, Knäschna. Lieben Sie Denjenigen, den Sie heirathen wollen, ein wenig?“

„Nicht im Geringsten, aber ich werde mich bemühen ihn lieb zu gewinnen.“

„Und lieben Sie auch nicht einen Andern, haben Sie nicht früher einen Andern geliebt?“

„Keinen,“ antwortete sie so hastig, als wolle sie sich keine Zeit zur Besinnung gönnen, und ihre Augen, die sie zu Vater Joan erheben wollte, hefteten sich auf den Boden, gleichsam einer unwiderstehlichen inneren Macht gehorchend.

Es entstand eine Pause. Ein scharfer, gewaltiger Seelenschmerz war auf dem Gesicht der Fürstin zu lesen.

„Sprechen Sie die Wahrheit?“ fragte der Geistliche forschend.

„Väterchen, ich flehe Sie an, fragen Sie mich das nicht! Ich habe nie im Leben gelogen, aber jetzt muß ich so antworten; ich kann nicht anders; es ist meine Pflicht. Gott wird mir deshalb nicht zürnen, das weiß ich gewiß.“

Der Geistliche betrachtete sie mit tiefer Theilnahme und mit Bewunderung; er fühlte, daß jedes ihrer Worte aus einem reinen, geheiligten Herzen kam.

„Gut, Sie sollen Ihren Willen haben,“ sagte er end-

lich. „Mir scheint es aber, daß Sie sich ernstlich bedenken müssen, ehe Sie einen Schritt thun, den Sie vielleicht später bitter bereuen werden. Des Menschen Kraft geht nicht immer weit.“

„Mich bedenken, ist unmöglich, Väterchen. Meine ganze Kraft liegt in dem Gedanken an das Glück meines Bruders. Was kommt darauf an, ob ich allein bin? Gott gefällt es nicht, mich so leben zu lassen, wie ich es wünsche; ist es da nicht einerlei, wem ich angehöre? Ohne meinen Bruder in dem Hause meiner Mutter zu bleiben, wäre für mich sehr schwer. Einen Augenblick glaubte ich . . . ich weiß nicht . . . es schien mir, daß Gott mir einen neuen Weg öffnete, das Leben lächelte mir so freundlich . . . . aber das war ein Traum und ein Irrthum, und jetzt ist's vorbei.“

„Aber Fürstin, bedenken Sie das Eine: Dies Alles sagen Sie sich heute, aber wie wird es sein, wenn nun die Zeit Ihrer Hochzeit kommt, wenn Sie verheirathet sein werden?“

Sie schauderte und bedeckte mit einer unwillkürlichen Bewegung die Augen. „Mir scheint es, Väterchen, daß ich zu Denen gehöre, die über ihre Zukunft nicht nachdenken dürfen, die die Ueberzeugung in sich tragen, daß, wenn ihr Leben irgend Jemandem nützen kann, müssen sie es freudig hingeben und darin ihr Glück suchen. Für sich selbst dürfen sie nichts verlangen. Sie sehen Alles, was um sie lebt und webt, und haben das Gefühl, Alles das gehört Andern, nicht ihnen, und sie dürfen nichts davon antasten.“

Der Blick des Popen verrieth, daß er zum ersten Male eine solche Lebensanschauung hörte.

„Was wollen Sie eigentlich von mir, meinen Rath, oder daß ich Sie in Ihrem Entschlusse bestärke?"

„Ja," antwortete Marie mit festem Tone.

„Ich bin aber selbst ganz verwirrt," antwortete Vater Joan. „Ich kann Ihnen nicht sogleich antworten, denn ich bin mit mir selbst nicht im Klaren. Ich werde darüber nachdenken und dann zu Ihnen kommen, um Ihnen meine Ansicht mitzutheilen. Es giebt keinen wichtigeren Schritt für einen Menschen, als sein Leben an das eines Andern binden."

„Ich allein werde ja die Folgen desselben tragen," sagte die Knäschna schüchtern, „warum brauche ich ihn denn so sehr zu fürchten?"

„Gehört denn Ihr Leben Ihnen selbst und nicht vielmehr Gott?"

„Es giebt kein anderes Mittel, meinen Bruder glücklich zu machen, das weiß ich. Soll ich meinen Bruder und seine Braut noch unglücklicher werden lassen?"

Vater Joan stand auf; er war augenscheinlich in großer Aufregung und Sorge. Schweigend ging er im Zimmer auf und nieder und schien innerlich zu beten.

„Und wenn Sie nun," sagte er, plötzlich vor der Knäschna stehen bleibend, „mit dem Fürsten verheirathet sind und einen Andern lieb gewinnen — was wird dann aus Ihnen werden, Knäschna? Sie werden ja doch in der Welt leben und nicht in der Einsamkeit, und die Welt ist voll von offenbaren und geheimen Versuchungen. Oft reicht die Kraft des Menschen nicht aus, gegen diese anzukämpfen."

„Väterchen," erwiderte sie aufstehend, „ehe ich zu Ihnen

kam, habe ich meine Seele zu Gott im Gebet erhoben. Ihm habe ich mein Leben anheimgestellt."

„Haben Sie sich ganz Gott hingegeben?"

„Vollkommen."

„Nun, dann wird der Geist der Versuchung nicht in Ihre Seele dringen und unsere Gebete werden Ihnen den Geist des Friedens bringen."

Er ging an das Betpult. Die Knäschna näherte sich demselben um einige Schritte und fiel auf die Kniee.

„Barmherziger Gott!" sprach Vater Joan, das Kreuz in die Hand nehmend und es über dem gebeugten Haupte der Knäschna haltend, „erfülle Deine, bei Dir Hilfe suchende Dienerin Marie mit Deinem Segen, Deiner Weisheit und Deiner Liebe und leite ihr Leben nach Deinem Willen!"

Marie weinte leise. Es war ihr, als stehe sie vor Gottes Angesicht, aber zugleich war es ihr, als sähe sie ein Gesicht, dessen Augen sie so innig ansahen. — „Nein, nein!" rief es in ihr, sie erschrak vor dem irdischen Verlangen, das sich in ihr regte. . . . Sie athmete leichter, als Vater Joan die letzten Worte seines Gebets sprach, und eine Stimme rief in ihrem Innern: „Es ist vollbracht!" Sie stand auf und drückte ihre Lippen auf das Kreuz.

Vater Joans Blick ruhte sinnend auf ihr. Wie war sie schön in diesem Augenblicke! Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten und ihr Blick schien über die Erde hinweg in ein seliges Jenseits zu dringen.

Der Geistliche segnete sie dreimal mit dem Kreuze und legte dieses dann auf das Betpult zurück.

„Gehen Sie mit Frieden!" sagte er. „Wenn Gott Ihre Verbindung zuläßt, wird es gewiß zu Seiner Ehre gereichen! Ich werde immer für Sie beten!" —

Während hier diese heilige Scene stattfand, beendigte Fürst Gonitzin sein Frühstück bei Dussot und dachte, indem er sich den langen Schnurrbart mit seiner Serviette abwischte:

„Wo soll ich nun hinfahren, in den Club oder zu meinem kleinen Goldengelchen? . . . Sapristi, binnen drei Stunden muß es sich entscheiden, ob es mein Schicksal sein soll, mir die Bräutigamsschlinge um den Hals zu legen oder nicht! Da muß ich mich doch noch etwas amüsiren. Ein solider Staatsmann zu werden, werde ich noch Zeit genug haben."

II.

Der unerwartete Besuch.

Ungefähr um diese Zeit ereignete sich ein besonderer Vorfall bei den Gagarins. Es war ungefähr vier Uhr. Um halb fünf sollte die ganze Familie zu der Fürstin Biboli fahren, um dieser ihre Aufwartung zu machen.

Plötzlich trat der Diener ein und meldete die Gräfin Trubetzkoi.

Frau Gagarin war verwundert.

„Gräfin Trubetzkoi? Wir kennen sie nicht.“

„Die Frau Gräfin sagten, ich solle sie melden, sie hätten sehr nothwendig mit Ihre Excellenz zu sprechen.“

„Man muß sie doch empfangen,“ sagte eifrig Olga.

Soeben trat Suchotin ein.

„Was giebt's?“ fragte er.

Man erklärte ihm den Fall.

„Natürlich muß man sie empfangen!“ rief er. „Wenn es die ist, die ich kenne, so ist es eine charmante Frau.“

„Bitte die Gräfin herein,“ sagte Frau Anna dann zum Diener.

„Bitte sehr um Verzeihung!“ ließ sich sogleich die laute Stimme der Gräfin vernehmen und sie trat in den Salon,

in einer sehr hübschen, eleganten Toilette, mit einem modernen Hut, der mehr einer Haube als einem Hute glich, eine Lorgnette vor die Augen haltend. „Vor Allem erlauben Sie mir, mich freundlichst zu entschuldigen. Ich hoffe Sie nicht zu stören."

Sie reichte Frau Gagarin die Hand und ließ ihre Augen im Zimmer umherschweifen. „Ah, das sind wohl Ihre Töchter? Welche reizende Wesen!"

Sie machte einen leichten Knix und blickte dann die Schwestern durch die Lorgnette an.

„Ah, und dies ist mein verehrter Freund Suchotin!" rief sie, diesem die Hand drückend. „Jetzt werde ich nicht mehr solche Angst haben, denn ich habe ja einen Beschützer hier."

„Ich bitte, setzen Sie sich," sagte Frau Anna verwirrt.

Alle setzten sich.

„Also die Bekanntschaft wäre gemacht," fuhr die Gräfin fort; „aber das ist noch nicht genug, Sie müssen noch erfahren, wer ich bin. Hören Sie also! Ich bin die abscheulichste Frau in Petersburg, ein Ungeheuer, eine Tigerin, ein Dämon, Alles was Sie wollen, das Gräulichste, was es auf Gottes Welt giebt. Sie glauben mir nicht? Ich kann es Ihnen versichern. Am besten können Sie sich nach mir bei dem Fürsten Sergei Mitischtschef erkundigen. Verzeihen Sie, meine jungen Damen, welche von Ihnen ist seine Braut?" Sie blickte durch die Lorgnette. „Ich sehe es schon, Sie sind es, die hold Erröthende! Nun gut, fragen Sie Ihren Bräutigam, ob ich mich richtig beschrieben habe. . . . Aber denken Sie sich, wie sonderbar! Zuweilen — freilich sehr, sehr selten — hat dieser Dämon,

nämlich ich, das unabweisliche Verlangen, Jemandem einen Freundschaftsdienst zu erweisen, oder Jemanden zu lieben, oder Böses mit Gutem zu vergelten. So z. B. mit dem Fürsten Mitischtschef — was hat er mir nicht alles Böses gethan! — Erinnern Sie sich noch, Herr Suchotin?"

„Gewiß, wie sollte ich mich dessen nicht erinnern," erwiderte der Gefragte geschmeichelt.

„Und ich, denken Sie sich," redete die Gräfin wie ein Mühlrad weiter, „bin nicht nur nicht böse auf ihn, sondern ich habe mir vorgenommen, ihm Gutes zu erweisen. Sie z. B. sind nach Petersburg gekommen, schön; erstens, will ich Ihnen nicht verbergen, daß Sie mir, ich weiß selbst nicht warum, sehr interssant waren, von dem ersten Augenblicke an, als ich von Ihnen hörte, furchtbar interessant, — nein, noch viel mehr, höchst sympathisch; zweitens müssen Sie wissen, daß Sie schon jetzt Feinde in Petersburg haben, sehr schlimme Feinde. Meiner Ansicht nach, müssen Sie darüber durchaus in Kenntniß gesetzt werden."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Gräfin, aber haben wir denn wirklich Feinde?" fragte Frau Gagarin.

„Gewiß! Die Petersburger Gesellschaft ist, muß ich Ihnen sagen, eine besondere Rasse. Jedes Wort, das Sie sprechen, wird nicht nur herumgetragen und von Allen kritisirt, sondern erweckt Ihnen auch Feinde, man weiß nicht weshalb — wie Pilze wachsen sie aus der Erde. Haben Sie einen guten Freund, so haben Sie gleich auch zwei Dutzend Feinde, davon können Sie überzeugt sein; thun Sie etwas Gutes, wenn auch zufällig, so schreibt man Ihnen zehn schlechte Handlungen auf einmal an; und verheirathen Sie gar Ihre Tochter noch an einen Fürsten Mitischtschef

und diese Tochter ist noch dazu eine Schönheit — so fallen mindestens hundert Mütter über Sie her, zerreißen Sie in Stücke und tragen Sie in allen Salons von Petersburg herum. Sehen Sie, das ist Petersburg! Ich kenne das Alles aus Erfahrung und kann davon sprechen en connaissance de cause. Lange vor Ihrer Ankunft hat man schon von Ihren Beziehungen zu den Mitischtschefs gesprochen, und glauben Sie, daß dabei ein gutes Wort für Sie fiel? O nein, ganz das Gegentheil, und die Fürstin Mitischtschef war bis zum heutigen Tage die Anführerin dieser Partei, die Sie in Stücke riß, das wissen Sie wohl?"

„Warum denn bis zum heutigen Tage?" fragte Lisa, deren Wangen glühten.

„Ich weiß nicht, meine Liebe, ich weiß nur, daß ich jetzt eben von ihr komme und daß ich sie in einer rosigen Stimmung getroffen habe. Sie sprach mit mir von der Vermählung ihres Sohnes mit Ihnen wie von einer entschiedenen Sache und wollte bald zu Ihnen kommen; und früher urtheilte sie ganz anders von dieser Affaire, das kann ich Ihnen sagen."

Alle Gesichter hellten sich auf bei diesen Worten der Gräfin. Sie ließ ihren Blick von Einem zum Andern gleiten und war zufrieden mit dem Eindrucke, den sie hervorgebracht hatte.

„Was diese Veränderung in der Fürstin Mitischtschef hervorgebracht hat, weiß ich nicht," fuhr sie fort, „aber ich kenne sie sehr genau, sie hat keinen angenehmen und gleichen Charakter, sondern ist launisch und sehr, sehr stolz. Gott bewahre einen davor, ihren Stolz zu kränken, dann ist Alles aus. Folglich kann man, bis Ihre Vermählung mit dem Fürsten Sergei, meinem geschworenen Feinde" — sie sagte

das mit einem Lächeln — „vollzogen ist, auf die Fürstin nicht zu sicher rechnen. Erzählt ihr Jemand etwas Unangenehmes von Ihnen, so können noch allerhand Geschichten entstehen, und an Geschichten wird es nicht fehlen, daran ist kein Zweifel. Auf den Fürsten Mitischtschef haben hundert Mütter aus den vornehmsten Familien speculirt. Sie können sich also denken, wie viele Feinde Sie haben, deren Hauptziel es ist, Ihre Heirath zu hintertreiben."

„Gott behüte uns vor solchen Feinden," sagte Frau Gagarin sich bekreuzend.

„Gott ganz bei Seite gelassen; kennen Sie das Sprichwort: ‚Vertraue auf Gott, aber lege die Hände nicht in den Schooß?' Sie müssen selbst verstehen gegen Ihre Feinde zu kämpfen und ich will Ihnen ganz aufrichtig sagen, ich will von Herzen gern Ihnen helfen nach bestem Verstande. Mich fürchtet man in Petersburg, weil meine Zunge nicht gerade stumpf ist und zweitens, weil ich Erfahrungen habe und alle Menschen durchschaue. Die Menschen, müssen Sie wissen, sagen Ihnen oft gerade das Gegentheil von Dem, was sie denken; wenn Sie das nicht merken, gerathen Sie leicht in eine Falle und oft in eine sehr gefährliche."

„Ist es denn möglich, daß es gar keine guten Menschen giebt, auf die man sich verlassen kann?" fragte Lisa beängstigt.

„Allerdings giebt es welche, mein liebes Fräulein, aber es ist schwer, zu ihnen zu gelangen. Wenn Sie mit Jemandem bekannt werden wollen, wird man Ihnen gleich die schrecklichsten Sachen von ihm erzählen. Ich will Ihnen gleich ein Beispiel anführen. Ich bin heute zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu helfen, sich in diesem Labyrinth der großen Welt zurechtzufinden. Ich habe nur den einen Wunsch,

Ihnen zu nützen. Sie interessiren mich und ich bin bereit, Alles für Sie zu thun. Nun werden Sie sehen, was man Ihnen heute und morgen von mir erzählen wird — und Sie werden es möglicherweise glauben."

„Man kann doch ein selbständiges Urtheil über die Menschen haben?" erwiderte Lisa.

„Nun, morgen oder übermorgen, nachdem Sie mit Ihrem Bräutigam zusammen gewesen sind, werden Sie mir sagen, ob Sie Ihr eigenes Urtheil über mich haben," bemerkte die Gräfin lächelnd.

„Gut, ich werde das thun," erklärte Elisabeth auch lächelnd.

„Wir wollen sehen. Für den Augenblick verzeihen Sie mir eine unbescheidene Frage: Haben Sie gute Verbindungen in der hiesigen Gesellschaft?"

„Bis jetzt keine," antwortete Frau Gagarin. Lisa erröthete und dieses Erröthen entging der Gräfin nicht.

„Wir haben doch die Tante," bemerkte Olga wichtig.

„Sie haben eine Tante hier? Nun, das ist schon etwas. Wie heißt sie?"

„Es ist die Fürstin Biboli."

„Die Fürstin Biboli! Ah, das ist eine von unseren echten großen Damen. Was wollen Sie mehr? Sie ist allerdings schon etwas alt. Kennen Sie Jemanden bei Hofe?"

„Nein, Niemanden."

„Dann hoffe ich Ihnen in dieser Beziehung nützen zu können. Ich werde Ihnen einen Schutzengel bei Hofe verschaffen. Die jungen Damen werden doch Gesellschaften mitmachen?"

„Ja, einige,“ erklärte Frau Gagarin. Man sagt uns, das sei nothwendig. Eins macht uns nur Sorgen, die Toiletten sollen schrecklich kostspielig sein.“

„Gesellschaften mitmachen müssen Sie natürlich, und was die Toiletten anbetrifft, so kann ich Ihnen sagen, das ist eine ganze Wissenschaft. Nicht nur von dem Schnitt und der Farbe, nein, von einem jeden Fältchen im Kleide hängt die Stellung einer jungen Dame in der Welt ab. Theuer sind die Toiletten, aber darin läßt sich nichts ändern. Wenn man solche Töchter hat wie Sie, darf man an die Ausgaben nicht denken! Ihre Töchter sind ja reizend! Also, ob Sie mich nun verschmähen oder nicht, ich bleibe Ihre Verbündete und eine solche Freundin, daß Sie nicht bald eine bessere finden. Wissen Sie, was ich Ihnen prophezeie? In einer Woche werden Sie ganz Petersburg kennen, alle Welt wird Sie kennen, zahlreiche Cavaliere werden den jungen Damen zu Füßen liegen. In drei Tagen ist ein großer reizender Ball bei dem Grafen Lanza, der Hof und die gesammte vornehme Welt wird da sein, es ist einer der großartigsten Bälle der ganzen Saison. Wenn Sie ihn mitmachen wollen, stehe ich Ihnen dafür, daß Sie morgen eine Einladung erhalten; wollen Sie? —“

„Ich weiß wirklich nicht,“ erwiderte Frau Gagarin zögernd.

Elisabeth trat in's Mittel.

„Warum sollten wir nicht, Mama, wenn die Gräfin so gut sein will . . . ?“

„Meiner Ansicht nach müssen Sie durchaus hingehen. Mit mir brauchen Sie keine Umstände zu machen, ich bin nun einmal ihre Helferin. Verfügen Sie über mich, wie

Sie wollen und wissen Sie ein für alle Mal, daß ich das Alles thue und mich so originell benehme, nicht nur weil es mir ein ungeheures Vergnügen gewährt Ihnen zu dienen, sondern auch gerade deshalb, weil Fürst Sergei mich so haßt. Ob Sie das begreifen können oder nicht, ist einerlei, die Hauptsache ist, daß ich zu Ihren Diensten stehe.

„Und wissen Sie, Madame, warum ich es so sehr wünsche, daß Sie die Gesellschaften mitmachen? Wir haben hier allerdings wenige so schöne junge Damen, wie Ihre Töchter, aber dieser Grund ist nur ein nebensächlicher, mein Hauptgrund ist, daß ich der Welt Ihre Tochter am Arme des Fürsten Mitischtschef zeigen will! Die Mütter werden wüthend sein, das ist wahr, aber welchen Genuß werden Sie haben! Und welche Seligkeit für die Braut, ihren Bräutigam, und für den Bräutigam, seine Braut tausenden von Augen zu zeigen in der glänzenden Ballbeleuchtung, bei den berauschenden Tönen schöner Musik! — Mein Gott, es ist bald fünf Uhr, ich bin so in's Plaudern hineingekommen!“ unterbrach sie sich plötzlich und stand auf.

Alle erhoben sich.

„Nun, was ist Ihr letztes Wort? Wollen Sie eine Einladung zu dem schönsten Balle der Saison?“

„Wir werden Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie die Güte haben wollen,“ erwiderte Frau Gagarin.

„Nur keinen Dank, das ist meine erste Bedingung! Ich will wenigstens das Verdienst haben, mir nicht danken zu lassen. Also auf Wiedersehen!“

Die Gräfin schüttelte Allen die Hände und entfernte sich schnell. An der Thür kehrte sie noch einmal um und rief: „Die Einladung werden Sie morgen haben.“

„Wie ist diese Dame liebenswürdig!“ sprach Frau Gagarin, als die Gräfin fort war, aufathmend.

„Klug wie der Teufel,“ murmelte Suchotin für sich.

„Und was sie für Augen hat, geradezu wunderbar! Welcher Glanz, welches immer wechselnde Spiel! Ich kann durchaus nicht begreifen, warum der Fürst sie so haßt!“ meinte Lisa.

„Gewiß wird er einen Grund dazu haben,“ bemerkte Olga.

Lisa schwieg.

„Also übermorgen werden Sie den Ball mitmachen, ich gratulire!“ sagte Suchotin. „Das ist sehr gut, Zeit muß man nicht verlieren. Ein schönes Bild der beau monde in Petersburg hat sie vor uns aufgerollt! Es war wohl der Mühe werth, hierher zu kommen!“

„Nun müssen wir vor Allem an unsere Toiletten denken,“ rief Olga in Eifer.

„Ja wohl,“ erwiderte die Mutter etwas kläglich. „Aber jetzt, Kinder, müssen wir zu der Tante hinfahren.“

Eine Viertelstunde später trat die Familie Gagarin in den prachtvollen Salon der Fürstin Biboli.

III.

Bei der Fürstin Biboli.

Diese Fürstin war ungefähr sechszig Jahre alt. Geboren und erzogen in der Provinz, war sie als junges Mädchen nach Petersburg gekommen, hatte hier die „letzte Politur" erhalten und wegen ihrer Reize das gute Glück gehabt, einen alten italienischen Diplomaten, der sich bis über die Ohren in sie verliebt hatte, zum Gatten zu erhalten. Drei Jahre nach der Hochzeit war dieser gestorben und hatte ihr fast sein ganzes Vermögen hinterlassen. Die Wittwe verbrachte jeden Winter im Auslande, hauptsächlich in Italien. Einige böse Zungen behaupteten, sie habe sich dort Manches erlaubt.

Als sie ein Alter erreicht hatte, mit dem muthwillige Streiche nicht mehr recht harmoniren wollten, kehrte sie nach Petersburg zurück. Sie kaufte ein Haus, nahm zwei hübsche Gesellschafterinnen, von denen die eine die Verpflichtung hatte, ihr russische Briefe und Bücher vorzulesen, die andere, mit Köchen, Dienern und Bettlern zu verhandeln, gab Diners und andere für die Seelen heilsame Gesellschaften, umgab sich mit Diplomaten, führte mit einem Worte ein standesgemäßes Leben.

Mit den Gagarins war sie mütterlicherseits verwandt, wußte aber kaum etwas von ihrer Existenz, bis sie von der Absicht des Fürsten Mitischtschef, eine Gagarin zu heirathen, sprechen hörte. Nach näheren Erkundigungen erwies es sich, daß in der That von ihren Verwandten die Rede sei, sie erinnerte sich an Frau Gagarin, die sie einige Mal im Leben gesehen hatte, und erzählte Jedem, der von der Sache sprach, daß sie deren Tante sei.

Von der Ankunft der Familie hatte sie im Hause Mitischtschef erfahren, und hatte dann das uns bekannte Billet geschrieben, um sie willkommen zu heißen.

Russisch sprach sie sehr schlecht und hatte von den Russen und von Rußland ganz veraltete, unklare Begriffe. Sie war gutmüthig, dumm, hochmüthig und eitel.

Trotzdem nahm die Fürstin eine bedeutende Stellung in der Petersburger Welt ein, wenn auch die jüngere Generation, sich weit civilisirter dünkend, oft über sie spottete. Was soll man noch über ihren Charakter sagen? Im Grunde hatte sie gar keinen. Das einzige wirklich Eigenthümliche, das ihr geblieben war, bestand in einer gewissen Bewegung des Kopfes, die sehr an die Bewegungen eines Truthahnes erinnerte.

Als die Gagarins gemeldet wurden, nahm sie diese vornehme Truthahnstellung an und präparirte sich, sie, auf der „Couchette" liegend, mit aller, ihrer Stellung zukommenden Würde zu empfangen.

Die Gagarins traten ein, vier an der Zahl, da Wolodä sich den drei Damen angeschlossen hatte.

„Bon jour, mes chéris," sagte die Fürstin, Frau

Gagarin die Hand reichend und die Luft in der Nähe ihrer Stirn küssend.

Die drei Kinder küßten ihr die Hand und wurden auf's Haar geküßt.

„Bon jour, ma tante,“ sagte Frau Anna.

„Vous voilà enfin arrivé,“ begann die Fürstin. „Ah, mon Dieu!“ rief sie plötzlich erschrocken, indem ihr Blick auf den jungen Damen haftete, „welche Toiletten!“

„Wie so, Tantchen?“

„Wie so?“ fuhr sie, immer französisch sprechend, voll Eifers fort, „diese abscheulichen Toiletten sind offenbar von Nätherinnen in der Provinz gemacht. Ihr könnt so nicht ausfahren. Was sollte man von Euch sagen?“

Die arme Lisa erröthete bis in die Haarwurzeln.

„Nach meinem Geschmacke sind sie sehr hübsch, liebe Großtante,“ erklärte Wolodä sehr entschieden. Olga konnte sich kaum enthalten zu lachen und Frau Gagarin spielte verlegen mit ihrer Uhrkette.

Die Fürstin wendete sich zunächst mit dem Truthahnausdrucke an den jungen Mann:

„Man sagt nicht: Liebe Großtante — es ist unnütz, darauf aufmerksam zu machen, daß ich Großtante bin — man sagt nur: Liebe Tante .... Nein, liebe Annette, Sie müssen sich mehr mit der Toilette Ihrer Töchter beschäftigen, sonst werden Sie sie compromittiren.“

Die Fürstin klingelte.

Ein Diener trat ein.

„Rufen Sie mir Charlotte!“ befahl sie.

Eine ältliche Kammerjungfer erschien.

„Charlotte, ma chère,“ sagte die Fürstin, „seien Sie

so gut, sich mit den Toiletten dieser Damen zu beschäftigen. Es sind meine Nichten; sie kommen aus der Provinz. Jede muß gleich zwei Kleider haben, eins um am Tage auszufahren, das andere ein Ballkleid . . . Das ist mein Geschenk für Euch, meine Lieben," fügte sie hinzu, sich an die Schwestern wendend.

„Merci, ma tante!" erwiderte Olga lächelnd, die Hand der alten Dame an ihre Lippen führend.

Lisa that das Gleiche, aber ohne zu lächeln.

„Sie beunruhigen sich ganz unnütz, chère tante, ich werde schon dafür sorgen, daß meine Töchter durch ihre Toilette nicht compromittirt werden," sagte Frau Gagarin, sichtbar beleidigt.

„Gar nicht unnütz, meine Liebe! Also, Charlotte, das ist abgemacht."

„Très bien, Frau Fürstin, in einer Stunde wird die Zuschneiderin der Wittwe Andrieux bei diesen Damen sein."

Charlotte entfernte sich.

„Jetzt wollen wir plaudern, meine Liebe," nahm die Fürstin wieder das Wort. „Ich habe von Ihren Beziehungen zu den Mitischtschefs gehört. Um welche Ihrer Töchter hat er gefreit?"

„Um Lisa."

„Schön. Aber so viel ich die Fürstin kenne, wird sie mit der Sache nicht ganz zufrieden sein. Der Fürst ist eine der besten Partieen in Petersburg . . . ."

„Wir haben uns nicht darum gekümmert, liebe Tante, ob er eine der besten oder der schlechtesten Partieen sei," versetzte Lisa mit blitzenden Augen. „Er hat sich um mich beworben und ich liebe ihn. Will die Fürstin aber ihre Ein-

willigung nicht geben, so werde ich ihm sein Wort zurückgeben. Wir brauchen die Gnade von keinem Menschen." Man sah der armen Lisa an, daß alle die von ihr empfangenen Eindrücke sie aus der Fassung gebracht hatten.

„Nun, ma chère, wenn man weder Vermögen noch eine hohe Stellung in der Welt besitzt, ist zu viel Stolz gar nicht am Platze. Männer wie der Fürst Mitischtschef findet man nicht auf der Straße. Meiner Ansicht nach kommt es jetzt hauptsächlich darauf an, daß Sie sich eine Stellung in der Welt und bei Hofe geben, d. h. daß Sie zu den Bällen eingeladen werden. Zu den kleinen Bällen à la cour ist sehr schwer Zutritt zu erlangen, obgleich auch das nicht unmöglich ist; aber zu den Bällen im grauen Saale, im Musensaale, das ist etwas Anderes, und ich bin überzeugt, daß das die Fürstin Mitischtschef gleich zu Ihren Gunsten stimmen würde. Ich will noch heute an die Gräfin Schenhof schreiben, — ich hoffe es wird mir gelingen, Einladungen für Sie zu erlangen, man sagt in acht Tagen wird ein Ball von 400 Personen stattfinden und ich hoffe es so einzurichten, daß Sie zu demselben eingeladen werden."

„Beunruhigen Sie sich nicht, liebe Tante; warum sollten Sie sich unsertwegen so viel Mühe machen?"

„Das beunruhigt mich nicht viel, und ich darf doch nicht vergessen, daß Sie meine Nichte sind. Meine Stellung in der Welt macht es mir zur Pflicht, für Sie zu sorgen. Ich kann doch nicht wollen, daß die Nichten der Fürstin Biboli nicht eingeladen werden, wenn ein Hofball stattfindet, c'est impossible!"

„Man kann sich ja auch ohnedies amüsiren," meinte Olga.

Der Kopf der Fürstin erhielt wieder einen Truthahn-Ausdruck.

„Nein, ma très chère, das kann man nicht, wenn man mit guten Familien verwandt ist. Haben Sie sonst Bekannte in der Gesellschaft?"

„Heute haben wir ganz unerwarteter Weise eine Gräfin Trubetzkoi kennen gelernt," erwiderte Frau Anna. „Dann kennen wir den Fürsten Swätosarof, der uns auf dem Bahnhof empfing."

„Er hat Sie am Bahnhof empfangen?" rief die Fürstin angenehm überrascht. „Er ist nicht sehr interessant, aber seine Frau ist sehr liebenswürdig, sie kann Ihnen viel nützen, ich werde Sie ihr empfehlen. Wie war das mit der Gräfin Trubetzkoi, machte sie ihnen ganz von selbst die erste Visite?"

„Ja."

„Das ist ja wunderbar, ma chère. Jedenfalls kann Ihnen diese Bekanntschaft sehr nützlich sein. Sie gilt hier für eine der klügsten Frauen. Eine sehr böse Zunge hat sie, aber sie ist doch sehr liebenswürdig. Sie nimmt eine sehr geachtete Stellung ein, sowohl in der Gesellschaft im Allgemeinen, wie bei Hofe, das ist die Hauptsache. Aber nun sagen Sie mir, ma chère, was werden Sie mit diesem jungen Herrn anfangen?" fragte die Fürstin, auf Wolodä zeigend.

„Ich werde Junker werden, ma tante."

„Junker? Schön! Hoffentlich in der Chevalier-Garde?"

„Wir müssen uns nach unsern Mitteln richten," erwiderte Frau Gagarin. „Man sagt, in der Garde-Cavallerie sei es sehr theuer und es wird da sehr viel gezecht."

„Ach, ma chère amie, welcher Unsinn! Ein anständiger Mensch muß in die Cavallerie eintreten; in der Infanterie

dienen nur kleine Edelleute. Sie müssen durchaus einen Garde-Cavalleristen aus ihm machen, anders geht es nicht. Alle anständigen jungen Leute, die ich kenne, sind Garde-Cavalleristen; das giebt ihnen gleich eine Stellung in der Welt. Nein, ich will nichts hören von andern Regimentern. Ich bitte Sie, wozu haben Sie einen so schönen Sohn großgezogen?"

Nach diesen Worten stand Frau Anna auf und die ganze Familie verabschiedete sich von der Tante, die auf ihrer Couchette liegen blieb.

Als die Familie im Wagen saß, sagte Lisa mit glühenden Wangen: „Welche alte Närrin! Sie bildet sich ein, wir haben sie sehr nöthig. Und wie ist sie tactlos!"

„Laß das, Lisa!" verwies die Mutter. „Sie ist Deine Tante und eine alte Dame. Ihre Grillen hat sie, das ist wahr, aber im Grunde ist sie doch gut."

„Eine hochmüthige alte Aristokratin und weiter nichts!" erklärte Wolodä.

„Es lohnt nicht, sich über sie zu ärgern," rief Olga, „sie ist so lächerlich. Hast Du bemerkt, Wolodä, wie sie ihr Kinn einzieht?"

„Wie sollte ich das nicht bemerken — ganz wie ein Truthahn."

Alle lachten, nur Lisa nicht. Sie war in tiefes Nachdenken versunken. Aus Allem, was sie gesehen und gehört hatte, war es ihr klar, daß ihr viel Aufregung bevorstehe in dieser Petersburger Welt, nach der sie sich, gleichsam gegen ihren Willen, gesehnt hatte, obgleich sie sie zu hassen glaubte. Die Reden der Tante beleidigten sie einerseits, weil sie ihr

zeigten, wie gering die Gagarins geschätzt wurden; andererseits erweckten sie in ihrer jungen, feurigen, eindrucksvollen Seele den Wunsch, kühn vorzudringen auf diesem ihr unbekannten, gefährlichen Meere der großen Welt und Jedem den Fehdehandschuh hinzuwerfen, der gleich der Fürstin Viboli glaubte, die Gagarins könnten sich nur von Andern in's Schlepptau nehmen lassen. Die bösen Instincte fingen an in Lisa zu erwachen. Leider hatte sich schon ein Gifttropfen in ihre schöne, gesunde Natur eingeschlichen, und dieser Gifttropfen kam von der Gräfin Trubetzkoi. Der Ton und der Blick, mit denen sie Lisa gesagt hatte, sie sei eine Schönheit, hatten einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. In ihrem Spiegel hatte sie oft gesehen, wie schön sie sei, aber daß eine der klügsten Frauen ihr diese Worte und auf diese Weise gesagt, kam ihr nicht aus dem Sinn. Wohl bemühte sie sich, ihrem Bräutigam zu Liebe, daran zu glauben, daß die Gräfin verworfen sei, dann fiel es ihr aber wieder ein, wie diese Frau an der Selbständigkeit ihres Urtheils gezweifelt und ihr prophezeit hatte, sie werde die Sclavin ihres Bräutigams sein .... Ihr innigster Wunsch in diesem Augenblicke war, selbständig dazustehen in der Welt, von Niemandem abzuhängen, um das drückende und erniedrigende Gefühl, auf jedem Schritte des Schutzes Anderer zu bedürfen, los zu werden, und zwar bemächtigte sich dieser Wunsch ihres ganzen Wesens mit der feurigen Leidenschaftlichkeit ihrer Natur. Aber dieser Gedanke war kein guter Gedanke, sie fühlte dies und suchte ihr Gewissen zu beschwichtigen, indem sie sich sagte: „Ich liebe Sergei und er liebt mich, aber damit unsere Liebe keine Störung erleide und damit seine Eigenliebe nicht durch uns gekränkt werde, muß man es so

einrichten, daß er stolz auf mich sein kann in dieser Petersburger Gesellschaft, die so über die Menschen urtheilt."

„Mama," sagte sie plötzlich, „ich werde es um keinen Preis dulden, daß die Fürstin für mich Kleider bestellt und sie mir schenkt. Ich bitte Dich, wir wollen gleich selbst zu Madame Andrieux fahren und Kleider bestellen."

Und sie fuhren zu der berühmten Modistin und bestellten Alles, was nöthig war, ohne den Kostenpunkt in Erwägung zu ziehen.

IV.

Ein bräutliches Opfer.

Bei ihrer Rückkehr von der Fürstin Biboli fanden die Gagarins die Visitenkarte der Fürstin Mitischtschef vor; auf der Karte stand: „Nebst Tochter," und der Diener meldete, die Fürstin habe Alle bitten lassen, heute Abend zum Thee zu kommen.

„Es war wohl sehr nothwendig, sich zu dieser alten Hexe Bolibiboli hinzuschleppen," meinte Fedor Suchotin, der Frau Anna im Salon begrüßte. „Die Suppe ist kalt geworden, die Pasteten ebenfalls und Sie haben die alte und die junge Fürstin verfehlt. Denken Sie sich — ich weiß nicht, was der Fürstin geschehen ist, sie ist plötzlich so liebenswürdig geworden, daß sie sogar mir die Hand reichte und mich auch einlud, und erst hat sie mir fast ihr Haus verboten. Es ist ein wahres Wunder!"

„Sehen Sie, was das ausmacht, daß wir selbst gekommen sind," sagte Wolodä, sich komisch in die Brust werfend.

„Ei freilich, davon kommt's!" knurrte der alte Oberst. „Da irren Sie sich aber sehr! Nein, darunter verbirgt sich sicher etwas Anderes. Es wird sich bald zeigen."

Fräulein Elisabeth führte Suchotin bei Seite.

„Auf zwei Worte, liebster Herr Suchotin!"

„Was befehlen Sie?" fragte der brummige Herr schroff.

„Seien Sie so liebenswürdig und schaffen Sie uns eine bessere Kutsche; in dieser ist es ja eine Schande zu fahren. Ich bitte Sie sehr darum!"

„Zu Befehl! — Nein, welche Eitelkeit!"

„Aber daß wir nur ja die Kutsche schon heute Abend haben, hören Sie, bester Freund."

„Ich will mich bemühen, Ihren Wunsch zu erfüllen."

Die Fürstin Mitischtschef hatte nicht nur dieses Eine Wunder gethan, sie sandte auch ein Billet an den Fürsten Gonitzin folgenden Inhalts:

Lieber Fürst', ich lade Sie für heute zum Diner bei uns ein; wir werden en famille sein."

Es ist nicht schwer zu begreifen, warum die Fürstin diese Angelegenheit so beeilte. Sie wollte ihrer Tochter keine Zeit zur Ueberlegung lassen.

Der arme Fürst Swätosarof war wie betäubt von Allem, was so schnell geschehen war. Es war ihm, als sei er von einem Traum befangen, als habe in diesem Traume ein plötzlicher Sturm die zarteste, schönste Rose abgerissen, aber wenn er erwache, werde die Rose noch frisch und ruhig auf ihrem Stengel stehen.

Wir wissen bereits, wie erfolglos sein Versuch war, auf die Fürstin Marie einzuwirken. Er wollte dann zu seinem Neffen gehen, aber sein Herz zog sich schmerzlich zusammen bei dem Gedanken, durch welches Opfer Sergei sein Glück erkaufe, er scheute sich, zu ihm hineinzugehen.

Er ging in ein einsames Zimmer, setzte sich, stand wieder auf, schritt unruhig auf und nieder, stützte den Kopf in seine Hände und schloß die Augen, und zum hundertsten Male legte er sich die Frage vor, wie er diese Opferung Mariens verhindern könne. Sollte er mit Gonitzin sprechen? — „Das wird nichts helfen," sagte er sich, „dieser Gonitzin ist ein Schnapphans." Sollte er ihm vorschlagen, um den Preis von hundert-, zweihundert-, dreihunderttausend Rubel zurückzutreten? „Er wird auf diesen Vorschlag nicht eingehen, er ist ein Glücksjäger comme il faut." — Der Fürst fand keinen Ausweg. Als seine Nichte vom Popen Joan zurückkam, eilte er wieder zu ihr; aber ach, sie glich noch mehr einer Bildsäule als früher, nur daß die Bildsäule jetzt ein Lächeln auf den Lippen trug und einen ruhigen, beinahe heiteren Ausdruck zeigte. Was Swätosarof in diesem Augenblicke litt, kann keine Feder beschreiben. Es war ihm, als liege die Rose, die noch vor Kurzem blühte, verwelkt und zertreten zu seinen Füßen.

„Marie," stöhnte er, „noch ist es Zeit, besinne Dich, richte Dich nicht zu Grunde!"

Die Thränen rollten über seine Wangen.

Mit einer sanften Bewegung legte die junge Fürstin ihren Kopf an seine Brust und ließ ihren Thränen freien Lauf. Die Thränen des Onkels hatten die Eisdecke gebrochen.

„Warum weinen Sie auch, lieber Onkel," sagte sie, „ich war so stark!"

„Liebe Marie, Du hast keinen Vater. Ich vertrete seine Stelle. Ich muß bei Gott für jedes Haar Deines Hauptes einstehen. Hättest Du beschlossen, in ein Kloster zu gehen, so würde ich Dich nicht so ernstlich zurückhalten,

wie ich Dich von dieser unheilvollen Ehe zurückhalte. Diese Ehe ist unvernünftig und sündhaft. Deine Mutter mag sie wünschen, sie hat ja kein Herz im Leibe, ich aber, ich verbiete Dir diese Verbindung im Namen Deines verewigten Vaters! Ich beschwöre Dich, bedenke Dich hundert Mal, ehe Du den Schritt thust, der nicht zurückgethan werden kann. Liebst Du denn keinen Andern, Kind, und hast Du auch keinen Andern geliebt?"

Die Fürstin schüttelte kaum merklich den Kopf.

„Keinen."

„Du sagst nicht die Wahrheit!"

„Doch, Onkel," versicherte Marie, aber ihre Stimme zitterte dabei leise.

„Aber Du könntest später einen Andern lieben!"

„Onkel, lieber Onkel," erwiderte Marie, ihre kleinen Hände auf den grauen Kopf des Fürsten legend, „wissen Sie, was es heißt, sich dem Herrn weihen?"

„Wie meinst Du das?"

„Ich meine es aus tiefstem Herzen. Ich weihe mich dem Herrn und Heiland, er führe mich, wohin er will, sein Wille geschehe. Ich habe gebetet und bin so ruhig, so ruhig, daß ich es gar nicht beschreiben kann. Mir war leicht und heiter, beinahe froh um's Herz. Der Gedanke, Gonitzin zu heirathen, war mir gar nicht schrecklich. Sie sagten mir eben, ich könnte einen Andern lieben . . . Nein, Onkel, ich werde keinen Menschen mit irdischer Leidenschaft lieben."

„Warum, mein Herz? Wie kannst Du das wissen?"

„Ich ahne es. Ahnen ist mehr als wissen, Ahnungen erfüllen sich immer."

„Wenn Du wüßtest, Kind, wie traurig Deine Worte klingen. Du fühlst und sprichst, als wärest Du nicht mehr unter uns.“

„Warum?“ fragte Marie, sich mit fröhlicher Miene auf die Fußspitzen stellend und ihren Onkel auf den Kopf küssend. „Ich bin ja bei Ihnen. Sie hatten mich weich gemacht, mein lieber, guter Onkel, aber jetzt bin ich wieder ruhig. Onkel, mein Engel, seien Sie nicht unruhig um mich, sondern wenn Sie mich lieben, seien Sie fröhlich, wie ich es bin, ich bitte Sie darum! Denken Sie nur immer daran, wie glücklich Sergei und seine Braut sind. Stellen Sie sich vor, was geschehen würde, wenn ich mich jetzt weigerte, diese Heirath zu schließen; Mama würde meinem Bruder auf keinen Fall erlauben, seine geliebte Lisa heimzuführen, Sie kennen sie doch. Und was thut es mir? Wirklich, er gefällt mir ganz gut, — mein Bräutigam.“

„Marie, könntest Du doch in mein Herz blicken und sehen, was ich gelitten habe, weil ich leichtsinnig heirathete, dann würdest Du mir glauben; und eine unbedachte Verbindung ist für einen Mann doch noch hundert Mal leichter zu ertragen, als für eine Frau.“

In diesem Augenblicke trat die Fürstin ein.

„Nun Marie, chère amie, der Wagen ist vorgefahren, wir wollen jetzt zu Gagarins! Ziehe Dich schnell an! Zum Diner mußt Du dann etwas Toilette machen, theures Herz, — ich habe Gonitzin eingeladen.“

„Ein kaum bemerkliches Zittern ging einen Augenblick durch die Knäschna, dann ging sie, sich anzukleiden.

„Bitte, lieber Bruder,“ wandte sich die Fürstin an diesen, komme Du auch mit Deiner Frau zum Diner. Ich rechne

auf Euch," schloß sie, als sie schon an der Thür war, in eilfertiger Form.

Der Fürst Swätosarof warf sich auf einen Lehnstuhl und saß da, ohne sich zu rühren, bis Marie zurück kam.

„Aber Onkel, statt mich zu ermuthigen, lassen Sie sich ganz übermannen, das ist nicht recht," flüsterte sie.

„Du magst Recht haben, mein Kind, aber was soll man machen? Das Herz ist kein Stein. Wohlan, auf Deinen Befehl will ich heiter scheinen, wenn ich auch eine wahre Hölle in mir fühle."

— — — — — — — — — — — —

Um sechs Uhr waren die Fürstin Mitischtschef, die Knäschna, der Fürst und die Fürstin Swätosarof im kleinen Salon versammelt. Die Thür öffnete sich und Gonitzin trat ein; er hatte eine freudestrahlende Miene; seine Uniform, Epaulettes, Achselbänder, Alles war nagelneu; der Schnurrbart vortrefflich gedreht, das Haar mit einem Mittelscheitel elegant frisirt. Er machte einen guten Eindruck. Er näherte sich der Fürstin, die ihm lächelnd die Hand reichte, welche Gonitzin an seine Lippen führte. Dann trat er an die junge Fürstin heran, die ihm auch die Hand reichte. Hierauf begrüßte er den Fürsten und die Fürstin Swätosarof. Die ganze Zeit über herrschte ein vollständiges Schweigen, welches dieser Begrüßung etwas wehmüthig Feierliches verlieh. Die Fürstin Swätosarof wollte mehrere Male ihre Lippen öffnen, aber ein Blick auf ihren Mann hielt sie zurück.

Da erschien der Haushofmeister an der Thür und brach das Schweigen, indem er meldete, die Suppe sei aufgetragen.

„Cher prince, voulez-vous donner le bras à ma fille," sagte die Fürstin in vornehmer Form.

Gonitzin legte seinen Säbel ab und näherte sich der Knäschna mit einer gewandten Bewegung, die Fürstin Mutter gab ihrem Bruder den Arm und die Fürstin Swätosarof trollte allein vorwärts, da es ihr an einem Cavalier fehlte. Nach einem kurzen Aufenthalt in einem andern Salon, in dem der Imbiß servirt war, begaben sich Alle in derselben Ordnung in den Speisesaal, der taghell erleuchtet, und in welchem eine höchst elegante Tafel mit prachtvollen Blumenvasen und massiven silbernen Tafelaufsätzen, die mythologische Gruppen darstellten, gedeckt war.

„Wie befindet sich Ihr Herr Bruder?" fragte Gonitzin seine Nachbarin in französischer Sprache.

„Gott sei Dank, viel besser."

„Besonders heute," sagte die Fürstin Mitischtschef lächelnd; „seine Braut ist angekommen."

Fürst Gonitzin und die Fürstin Swätosarof machten große Augen, denn sie glaubten, daß solche Worte den Lippen der Hausfrau noch sehr fern lägen.

„Mein Bruder hier," fuhr die ältere Fürstin fort, „hat schon Zeit gefunden, sich in die Gagarins förmlich zu verlieben."

„Ja," bestätigte Fürst Swätosarof, „sie sind bezaubernd."

„Man sagt, die Braut Ihres Herrn Sohnes sei außerordentlich schön."

„A propos," mischte sich die Fürstin Swätosarof in das Gespräch, „ich war heute bei der Fürstin Biboli, sie ist eine Tante der Gagarins. Ich hatte keine Ahnung davon."

Diese Nachricht schien die Hausfrau sehr angenehm zu berühren.

„Heute Abend hoffen wir ihre Bekanntschaft zu machen,“ bemerkte sie.

„Wo denn, ma chère?“

„Marie und ich waren zu ihnen hingefahren, fanden sie aber nicht zu Hause und luden sie ein, heute Abend den Thee bei uns einzunehmen.“

„Woher plötzlich diese Liebenswürdigkeit?“ dachte die Fürstin Swätosarof; „es ist ganz unbegreiflich.“ — Laut sagte sie: „Es wäre ja sehr interessant, sie ein wenig anzusehen; ich werde gewiß auf einen Moment herkommen.“

„Nein, das wirst Du nicht,“ versetzte ihr Gatte.

„Warum nicht?“

„Weil Dich Niemand aufgefordert hat zu kommen.“

Seine Gemahlin biß sich auf die Zunge und schwieg eine Weile.

„Wie geht es mit Ihrem Armen-Asyl?“ fragte Gonitzin seine Zukünftige nach einer Weile.

„Ganz gut, nur bin ich in der letzten Zeit nicht viel dort gewesen, antwortete Marie.

„Ich habe eben einen sehr interessanten Aufsatz über Philanthropie in der ‚Revue des deux mondes‘ gelesen,“ fuhr Gonitzin fort. „Das ist eine ungemein wichtige Frage. Leider geschieht bei uns noch so wenig für die Tausende von Nothleidenden und wir haben daher eine solche Unmasse von Bettlern — das ist entsetzlich, eine wahre egyptische Plage. Hier ist es noch nicht so schlimm, aber in Moskau, z. B. . . . Sind Sie einmal in Moskau gewesen, Knäschna?“

„Ja mehrere Male.“

„Es ist furchtbar, was es da Bettler giebt, es kommt einem vor, als seien da mehr Bettler als Einwohner, auf

Ehre! Theilweise liegt das an der Polizei und an andern Gründen. Wenn ich Ober-Polizeimeister wäre, würde binnen vierundzwanzig Stunden kein Bettler mehr in der Stadt sein. Gott gerechter, drüben, in Europa, ist so etwas begreiflich, aber bei uns, wo soll da die Bettelei herkommen? Mein Diener bekommt 20 Rubel monatlich . . . Der Trunk bringt freilich Viele herunter."

„Ich habe die Absicht, eine Heilanstalt für Trunkenbolde anzulegen," bemerkte die ältere Fürstin Mitischtschef. „Mir scheint es, daß das die nothwendigste Wohlthätigkeitsanstalt bei uns ist."

„Ein superber Gedanke!" rief ihr zukünftiger Schwiegersohn; „und dann Mäßigkeitsvereine — Mäßigkeitsvereine, das ists, was wir brauchen. Wenn ich Gouverneur sein werde, wird das das Erste sein, womit ich mich beschäftigen werde. Unser Volk ist im Grunde ein gutes Volk, aber es muß einen großen Mäßigkeitsverein bilden."

„Mäßigkeitsvereine — das sind wohl religiöse Secten, nicht wahr?" fragte die Fürstin Swätosarof.

Alle lächelten.

„Ach, noch Eins," fuhr sie fort, „Denken Sie sich, was ich heute erfahren habe! Der Graf Surowi soll zuweilen tagelang ganz allein trinken; er soll sich einschließen und Flasche auf Flasche leeren; es ist furchtbar! Uebrigens, sagt man, trinkt er aus Kummer. Seine Frau hat sich gar zu sehr exponirt."

„Da kann ich Ihnen noch etwas Besseres erzählen," fiel ihr Mann ein. „Gestern Abend speisten fünf Herren bei Borel, nämlich der Fürst Sapega, der Fürst Wanka Dobromir, der Graf Skobrin, der Graf Rimski-Platof, Beides

ganz junge Menschen, und der Fürst Taganski. Vier von ihnen wurden wie Todte fortgetragen; Geschirre und Gläser sind für 2000 Rubel zerschlagen worden und für 480 Rubel haben sie Champagner ausgetrunken und ausgegossen."

„Furchtbar!" murmelte Gonitzin, todtenbleich werdend, denn der Sechste bei diesem Zechgelage war er selbst gewesen. Hatte der alte Fürst seinen Namen absichtlich oder aus Unwissenheit nicht genannt?

Nach dem Diner begaben sich Alle in das Cabinet Sergeis, wo dieser in einem eleganten Schlafrocke auf einem Lehnsessel vor dem Kamine lag. Hier wurden Kaffee und verschiedene Liqueure servirt.

Das Zusammentreffen Gonitzins und Sergeis nach Dem, was bei ihrer letzten Unterredung gesagt worden, war sehr sonderbar. Der Erstere näherte sich seinem Freunde mit freudestrahlendem Gesichte.

„Eh bien, mein Junge, wie geht es?" fragte er, indem er sein Monocle einkniff und ihn triumphirend fixirte. „Du hast Dich ja sehr erholt. Es ist übrigens auch Zeit; ein Bräutigam muß ganz von selbst gesund werden."

Die Fürstin setzte sich neben ihren Sohn, ihr Bruder stellte sich vor den Kamin, seine Gemahlin nahm eine Broderie zur Hand, an der sie seit einer Ewigkeit arbeitete und setzte sich in die Nähe ihres Neffen. Das Gespräch wurde allgemein.

Marie hielt sich etwas entfernt von den Andern. Gonitzin trat zu ihr.

„Jetzt muß sich mein Schicksal entscheiden, Knäschna," sagte er, sich neben sie setzend.

„Jetzt?" fragte sie.

„Ja. Mit Ungeduld habe ich einen solchen Moment erwartet, um von Ihnen persönlich zu erfahren, ob Sie mich Ihrer Liebe würdigen?“

„Ich denke, die heutige Einladung, mit uns im engsten Familienkreise zu speisen, war die Antwort, die Sie von mir erwarten.“

„Sie willigen also ein?“

„Ja,“ antwortete sie völlig unbefangen. „Ich vertraue mich Ihnen an, halte Sie für einen Ehrenmann und hoffe, daß ich mich darin nicht irre.“

„Sie irren sich nicht, Knäschna, ich versichere es Ihnen bei meiner Ehre und bei meiner Liebe zu Ihnen. Ich habe wohl in meiner ersten Jugend lustig gelebt, das will ich Ihnen nicht verhehlen, aber meine Vergangenheit ist mir widerwärtig. Von meiner Zukunft hoffe ich, daß ich mit Ihrer Hilfe ein solider Mann werde.“

„Die Zukunft wollen wir Gott anheimstellen. Ich glaube Ihnen und habe den besten Willen, Sie zu achten und hoffentlich Sie lieb zu gewinnen.“

„Jetzt lieben Sie mich also nicht?“

„Sie müssen selbst fühlen, daß ich in so kurzer Zeit und bei so flüchtiger Bekanntschaft Sie nicht lieb gewinnen konnte. Meine Mutter hat mir Ihren Antrag mitgetheilt und ich habe meine Einwilligung gegeben. Aber ich muß Ihnen sagen, daß ich weder das Leben noch die Menschen kenne. Jeder kann mich hintergehen. Ich bin ohne Schutz und ohne Stütze. Ich vertraue mich Ihnen an. Sie können mich hintergehen, mich belügen, wenn Sie wollen, ich werde Alles für Wahrheit halten.

„Knäschna, warum diese Worte? Um Gotteswillen! Ich liebe Sie; kann man denn die, welche man liebt, hintergehen?“

„Wenn Sie mich wirklich lieben, werden Sie mich nicht hintergehen, wenn Sie aber nur sagen, daß Sie mich lieben, ohne daß es wahr ist, dann werden Sie mich hintergehen.“

„Nein, Knäschna, von mir brauchen Sie das nicht zu fürchten!“

„Gott gebe es!“

„Sie wollen also Ihre Hand, um die ich gewagt habe Sie zu bitten, mir geben?“

„Ich gebe sie Ihnen,“ sagte Marie, ihm ihre Hand reichend, die er an seine Lippen drückte.

Sie stand schnell auf, als habe sie keine Kraft, diese Scene fortzuführen, küßte Gonitzin auf die Stirn mit eisig kalten Lippen und näherte sich ihrer Mutter.

„Maman, Sie können uns gratuliren,“ sagte sie lächelnd aber todtenbleich.

Das gegenseitige Küssen begann.

Fürst Swätosarof stand bleich und unbeweglich da. Er begriff, was in diesem Augenblicke in der Seele seiner Nichte vorging. Nachdem sie ihre Mutter umarmt hatte, stürzte sie in die Arme ihres Bruders. Dieser umarmte sie, heftig zitternd; er konnte sich kaum enthalten zu schluchzen. Er war an diesem Tage zu glücklich, um ganz in den geheimnißvollen Vorgang, der sich in dem Herzen seiner Schwester vollzog, einzudringen, aber er fühlte wie sein Onkel, daß etwas Schweres, Trauriges im Anzuge sei. Von Dem, was in dem Cabinet seiner Mutter vorgefallen und was in den letzten Stunden das Herz seiner Schwester gelitten hatte,

wußte er ja nichts. Daß Gonitzin nicht der rechte Mann für Marie sei, war ihm klar, aber zugleich sagte er sich, sie sei zuweilen sehr originell und unbegreiflich in ihrer Denkungsart und es sei vielleicht nicht ganz unmöglich, daß sie plötzlich beschlossen habe zu heirathen, um, wie sie sagte, nicht allein zu Hause zu bleiben.

Die dicke Fürstin Swätosarof fand die Scene sehr rührend und weinte, gerade wie sie jedesmal im Theater zu weinen pflegte, besonders im französischen.

Als Marie sich ihrem Onkel näherte, erschrak sie über sein Gesicht; er war kreidebleich und öffnete ihr seine Arme so maschinenmäßig, wie ein Automat.

„Courage, courage, cher oncle!“ flüsterte sie.

Diese Worte machten einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn. Er war in einer so düsteren Stimmung, daß ihm Alles kalt und todt erschien; als aber Marie diese Worte sagte, war es ihm, als ertöne durch die kalte, todte Finsterniß, die ihn umgab, der liebliche Gesang eines Vögelchens.

Jetzt näherte sich ihm Gonitzin. Er nahm seine Hand und führte ihn ins Nebenzimmer.

„Lieber Fürst,“ sagte er ihm hier, „Ihre Braut hat keinen Vater, — ich vertrete Vaterstelle bei ihr. Ich übergebe Ihnen einen Engel, hören Sie, einen wahren Engel!“ — Seine Stimme zitterte. „Ob Sie sie lieben oder nicht, wissen Sie allein, aber ich habe ein Recht, ihr Glück, so weit es von Ihnen abhängt, von Ihnen zu fordern. Versprechen Sie mir, sie glücklich zu machen?“

„Versteht sich, Fürst. Wie können Sie daran zweifeln?“

„Das kann ich wohl, Fürst. Wenn Sie fähig sind, noch kurz vor dieser Verlobung eine ganze Nacht hindurch . . .“

Gonitzin unterbrach ihn hastig.

„Vergessen Sie das, um Gotteswillen, Fürst! Das war unverzeihlich von mir; man hat mich verlockt ....“

„Ich will es vergessen; aber vergessen Sie nicht, Fürst, daß, wenn Sie Ihr Wort nicht halten und Marie sich nur im Geringsten unglücklich fühlt durch Ihre Schuld, der Fluch meines verstorbenen Bruders und der meinige — ich sei lebend oder gestorben — Ihr Leben vernichten wird. So, nun erlauben Sie mir Ihnen zu gratuliren.“ Und er umarmte Gonitzin.

„Dieser Onkel ist ein wenig rauh,“ dachte Gonitzin.

Es wurde Champagner gebracht und Alle tranken.

„Ich liebe solche Familienscenen,“ betheuerte die Fürstin Swätosarof, „sie erinnern mich an meine Jugend. Erinnerst Du Dich?“ Sie wandte sich dabei an ihren Mann, — dieser kehrte sich schnell weg. — „Wie ist er abscheulich! Kehrt sich weg. Hört, meine Lieben, diese Verlobung ist doch jetzt declarirt und ist kein Geheimniß mehr?“

„Du fragst das wohl, um sie gleich heute Abend auszuposaunen?“ bemerkte ihr Gatte.

„Ja gewiß.“

„Nun, posaune sie nur aus, declarirt ist sie.“

„Und von der zweiten darf man auch sprechen?“

„Jawohl.“

„Herrlich! Zwei Verlobungen auf einmal, das ist wirklich eine große Seltenheit. Nun muß ich auch fort. — Adieu, mes enfants!“

V.

Die Soirée der Verlobten.

Gegen neun Uhr Abends bot das Cabinet des Fürsten Sergei ein ganz neues Bild dar. Hier, wo vor Kurzem die Sorge um den Kranken herrschte, wo dann die Freude über den Genesenden wie das Erwachen des Frühlings alle Herzen mit Seligkeit erfüllte, ohne freilich das gemessene Wesen seiner Mutter auch nur auf einen Augenblick zu natürlichem Empfinden aufrütteln zu können, herrschte nun strahlendes Glück. Der Kronleuchter und alle Lichter waren angezündet; im Kamine brannte ein helles Feuer, Blumen prangten überall.

Der Fürst hatte zum ersten Male seit seiner Erkrankung Gesellschaftstoilette gemacht. Den Arm trug er in einer schwarzen Binde. Das Gefühl der Schwäche, das er noch immer empfand, beachtete er heute nicht, er hatte beschlossen gesund zu sein, um sich an der so lange ersehnten Gegenwart Lisas erfreuen zu können.

Er saß vor dem Kaminfeuer. In einer Ecke des Cabinets war ein höchst geschmackvoller und luxuriöser Theetisch gedeckt. Noch war er allein, aber einsam fühlte er sich nicht. Erstens drängten sich die Gedanken in seinem Kopfe

und zweitens schienen ihm alle Gegenstände, die ihn umgaben, die Portraits, die Bilder, die Lampen, der Kronleuchter, der appetitliche Theetisch miteinander eine ihm verständliche Sprache zu sprechen.

Er war sehr unruhig. Jeden Augenblick konnte ja die Thür sich öffnen und seine geliebte Lisa eintreten — die Lisa von Simakowo, die Lisa vom Lande, die Lisa seiner glücklichen Träume. Aber jetzt, dachte er, wird sie eintreten in einer neuen Gestalt, in einer großstädtischen Toilette, mit der Last der schweren Petersburger Luft auf den Schultern. Wie würde sie den, seiner Meinung nach unvermeidlichen Zusammenstoß mit seiner Mutter überwinden?

Während der glückliche Bräutigam sich nicht ohne Bangigkeit diese Fragen vorlegte, fragen wir uns: Ist der Sergei, der jetzt vor dem Kamine sitzt, derselbe, den wir in Simakowo kennen gelernt haben, oder ein anderer?

Wir dürfen nicht vergessen, daß unser Held in den letzten Wochen sehr viel erlebt hat und dem Tode nahe gewesen ist.

Dem Tode nahe sein und nicht eine starke Erschütterung erleiden, können nur völlig gefühllose Menschen, oder solche, in denen jedes religiöse Leben, jedes sittliche Gefühl erstorben ist.

Fürst Sergei gehörte weder zu der einen noch zu der andern Gattung. Er hatte in den letzten Wochen viele Empfindungen durchgemacht und zwar mit Bewußtsein durchgemacht, d. h. er hatte die Empfindungen, welche durch äußere Begebenheiten in ihm wachgerufen wurden, überdacht und geprüft.

Ueber Manches, worüber er bis dahin nur oberflächlich nachgedacht hatte, war er in's Klare gekommen, manche neue

moralische Verpflichtung hatte sich ihm aufgedrängt, manche Empfindung hatte er für unrecht erkannt und sie zu bekämpfen beschlossen, manchen Fehler in sich entdeckt und beschlossen, ihn zu bessern. Oft hatte er sich sein zukünftiges Leben mit seiner Frau in den mannigfaltigsten Situationen vorzustellen gesucht, hatte sich allerhand Verwickelungen gedacht und sich die Frage gestellt, wie er in diesem oder jenem Falle zu handeln haben werde. Mit einem Worte, in dieser Zeit der Einsamkeit hatte er eine große Arbeit vollbracht, die wichtige Arbeit der Selbstprüfung.

Diese Arbeit hatte in seinem Charakter sehr interessante Erscheinungen hervorgebracht, ihm gleichsam neue Züge eingeimpft. Er hatte viel mehr Selbstbeherrschung gewonnen, war weniger unentschlossen als früher und hatte mehr Selbstvertrauen erlangt. Mit einem Worte, er hatte an Charakterfestigkeit gewonnen.

Seine Liebe zu Elisabeth Gagarin war noch inniger geworden, aber er war zu der Einsicht gelangt, daß diese Liebe ihm eine große Verantwortlichkeit auferlege. Früher gab er sich ihr hin, wie man sich einem entzückenden Gefühl hingiebt, ohne über dessen Ursprung, Fortgang oder Ziel nachzudenken, jetzt fühlte er, daß er nach seiner Wiedervereinigung mit Lisa ein unüberwindliches Verlangen empfinden werde, jede Erscheinung ihres Seelenlebens, jedes ihrer Gefühle zu analysiren und daß sie ihm gerade dadurch viel theurer sein werde. Der geringste Zug ihres Charakters werde ihn interessiren und ihm wichtig erscheinen. Dieses Bewußtsein erregte in ihm eine kindliche Freude, als stehe es ihm noch einmal bevor, den unendlichen Zauber der ersten Liebe zu durchleben. Er fühlte sich unendlich glücklich in

dem Gefühl, daß in dieser Zeit nichts in ihm welk und alt geworden, sondern daß er im Gegentheil sich verjüngt hatte und von dem Verlangen, das Leben mit feinem Verständniß zu genießen, belebt war.

Außer diesen Gedanken beschäftigte ihn auch die Frage, was mit seiner Mama geschehen sei, was sie so unbegreiflich verändert habe.

In der That war sie seit einigen Stunden gar nicht wiederzuerkennen in ihren Beziehungen zu ihrem Sohne.

Sie war selbst zu ihm gekommen, um ihm ihre Einwilligung zu seiner Heirath mitzutheilen, hatte dieses mit einem freundlichen Lächeln gethan und ihn dann beinahe zärtlich umarmt — hatte ihm dann gesagt, es scheine ihr am besten, die Gagarins an diesem ersten Abend in seinem Cabinet zu empfangen und hinzugefügt, sie werde es schon so einrichten, daß er sein tête-à-tête mit Lisa Gagarin ungestört genießen könne. An solche zarte Rücksichten war er von ihr so wenig gewöhnt, daß er nicht umhin konnte, sich über sie zu wundern.

„Wäre es möglich, daß das etwas Schlechtes bedeuten sollte?“ fragte er sich ängstlich.

Bald nach neun Uhr ertönte die Glocke, die aus der Loge des Schweizers nach der Treppe führte. Sergeis Herz schlug heftig. Die Glocke ertönte zum zweiten Male, dieses bedeutete, daß weibliche Gäste gekommen seien. Es waren in der That die Gagarins.

Sie wurden sogleich hinauf zu der Fürstin geleitet, die sie in ihrem Cabinet empfing. Sie trug ein elegantes Kleid von grauer Seide mit zwei Volants von points d'Alençon.

ein Halsband von vier Reihen prachtvoller Perlen und — eine äußerst liebenswürdige Miene.

Als die Gäste eintraten, ging sie ihnen entgegen, reichte Frau Gagarin freundlich die Hand und blickte dann gleich nach den jungen Damen hin, offenbar sehr gespannt zu erfahren, welche ihre zukünftige Schwiegertochter sei.

„Ma fille Elise, ma fille Olga, mon fils Volodae,“ stellte Frau Anna vor.

Die Fürstin warf einen forschenden Blick auf Elisabeth, welche ihren Blick unbefangen und muthig erwiderte. Dieser erste Blick entzückte die Fürstin. Ihr Gesicht drückte auf's Deutlichste die völligste Zufriedenheit aus und sie reichte Lisa ihre Hand mit höchst liebenswürdiger Miene.

„Ich freue mich sehr, Sie endlich mit eigenen Augen zu sehen,“ sagte sie. „Bis jetzt habe ich Sie ja nur mit den Augen meines Sohnes gesehen. Quel beau cavalier!“ fuhr sie fort, Wolodä gnädig betrachtend.

Alle setzten sich. Es trat die in der großen Welt so wohlbekannte, momentane Pause ein, in der Jeder in seinem Gehirn nach einem geistreichen Gesprächsthema zu suchen pflegt; in dem vorliegenden Falle war die Pause allerdings eine Folge der etwas gespannten Situation.

„Wie gefällt Ihnen unser Petersburg?“ fragte die Fürstin, sich an Frau Gagarin wendend.

Die Unterhaltung drohte, nach diesem Anfange zu urtheilen, etwas trivial zu werden, da trat zum Glück Marie mit heiterer Miene in's Zimmer. Ihre Mutter stellte sie vor.

Als sie Elisabeth nannte, blickte Marie diese an, neigte sich dann zu ihr und küßte sie dreimal mit großer Zärtlichkeit. Der Gedanke: „Das ist eine Braut, die anders

aussieht als ich; welche Schönheit!" schoß blitzschnell durch ihren Kopf.

„Ich kenne Sie schon lange," sagte sie, sich neben Lisa setzend.

„Auch ich kenne Sie beinahe von dem ersten Tage meiner Bekanntschaft mit Sergei, er liebt Sie so sehr," antwortete Lisa.

„Auch ich liebe ihn sehr. Es ist nicht möglich, ihn nicht zu lieben; er hat ein so gutes, treues Herz."

„Wann werden wir ihn sehen?" fragte Olga.

„Sogleich," antwortete Marie, „Mama, wir dürfen doch zu Sergei hinübergehen? Er wartet schon so lange."

„Gut, gehen Sie, meine jungen Damen, wir werden auch bald nachkommen," sprach die Fürstin. „Ah, Marie, mon enfant, hast Du den jungen Damen schon mitgetheilt . . .?"

„Nein, noch nicht, ich bin noch nicht dazu gekommen."

Die Fürstin wendete sich lächelnd an die Gagarins.

„Sie können meiner Tochter gratuliren; sie hat sich heute mit dem Fürstin Gonitzin verlobt."

„Sie?" rief Lisa aus tiefster Brust.

„Ja, ich. Wundern Sie sich darüber?" fragte Marie, wehmüthig lächelnd.

„Nein, aber ich . . ." Sie beendigte ihren Satz nicht und schlang ihre Arme um die Knäschna.

Endlich öffnete sich die Thür des Cabinets Sergeis und in demselben Moment, als sei er herbeigeflogen, küßte er schon die Hände seiner Braut. Dann trat sie bei ihm ein. Er machte einige Schritte rückwärts und sie betrachteten einander gegenseitig. Lisa war wirklich

bezaubernd schön. Sergei konnte seinen Augen kaum trauen und war von ihrer Schönheit so ergriffen, daß er in dieser einzigen Minute den festen Boden, auf welchem er in Folge seines vielen Nachdenkens zu stehen glaubte, schwinden fühlte und in ein Meer eines ihm ganz neuen Entzückens zu versinken glaubte. Plötzlich erwachte in ihm ein Gefühl des Stolzes bei dem Gedanken, daß nicht nur die Bäume von Simakowo, sondern die Menschen in Petersburg sehen würden, wie entzückend schön seine Braut sei.

Denselben Gedanken hatte seine Mutter gehabt: „Wie wird die Welt ihre Schönheit bewundern!" Und dieser Gedanke hatte ihrem Stolz eine große Befriedigung gewährt.

Während die Jugend sich im Cabinet des jungen Fürsten einrichtete, besprachen sich die beiden Mütter miteinander.

„Ich habe nichts gegen den Wunsch meines Sohnes Ihre Tochter zu heirathen," sagte die Fürstin. „Mir liegt nur sehr viel daran, daß sich Beide vor der Hochzeit ein wenig der Gesellschaft zeigen. Mir scheint das sehr nothwendig."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung," erwiderte Frau Gagarin, „und hatte die Absicht, schon vor der Verlobung meine Töchter und meinen Sohn die Gesellschaften mitmachen zu lassen."

„Ich hoffe, daß Sergei in einer Woche gesund genug sein wird, um sich in Gesellschaft zu zeigen; dann will ich einen Ball geben. Ich wünsche sehr, daß die Hochzeiten meiner beiden Kinder an Einem Tage stattfinden, und habe daran gedacht, sie in einem Monat, in der Woche vor der Butterwoche zu feiern, wenn Sie nichts dagegen haben."

„Je schneller, desto besser," erwiderte Frau Anna.

Aus diesem Gespräche sieht man, daß die Fürstin ihre Sache ‚tambour battant‘ führte. Sie hatte nur einen Gedanken, ihre Tochter schnell zu verheirathen, weil sie fürchtete, dieselbe könne, wenn sie nicht schnell verheirathet würde, Veranlassung geben zu einem Gerede, wie das war, von dem ihr ihre Schwägerin in Bezug auf den Doctor Dalmaski berichtet hatte. Durch eine passende Heirath glaubte sie die Ehre der Familie Mitischtschef zu retten.

Kehren wir nun in das Cabinet Sergeis zurück, wo sich nun der Fürst Swätosarof zu der Jugend gesellt hatte.

„Wie, Sie wollen schon übermorgen einen Ball mitmachen?“ fragte Sergei.

„Ja, und rathen Sie einmal, wer uns die Einladung zu diesem Balle verschaffen will!“ erwiderte Lisa.

„Eine Dame oder ein Herr?“ fragte Fürst Swätosarof.

„Eine Dame,“ antwortete Olga.

„Wahrscheinlich die Gräfin Trubetzkoi,“ sagte Fürst Swätosarof.

„Richtig!“ rief Olga. „Wie haben Sie das errathen?“

Lisa warf einen Blick auf Sergei. Fürst Swätosarof that desgleichen. Der junge Fürst war sehr blaß geworden und eine dunkle Wolke schien sein Gesicht zu bedecken.

„Ist sie bei Ihnen gewesen?“ fragte er, schwer athmend.

„Ja, denken Sie sich, wie sonderbar. Sie kam und hat weiß Gott was Alles erzählt — sie schalt sich selbst, beschrieb uns die Welt, lobte Sie — sie liebt Sie furchtbar,“ sagte Olga mit einem naiven Lächeln.

Lisa schwieg. Sie wußte selbst nicht, warum, aber sie hatte das Gefühl, ein Unrecht begangen zu haben.

„Ihre Liebe ist sehr gut angebracht," bemerkte der Fürst Swätosarof. „Sergei haßt sie. „Uebrigens kann ich nicht recht begreifen, warum Du sie so hassest?"

„Sie haben sich ihretwegen geschlagen?" fragte Lisa, beinahe flüsternd.

„Ja, aus Haß gegen sie," antwortete Sergei kurz.

„Und ich? Muß ich sie auch hassen?" fragte sie, immer noch zu ihm sprechend.

„Sie?" antwortete er, ihr in die Augen sehend. „Sie können Sie sogar lieben, wenn es Ihnen Vergnügen macht."

„Lieber Sergei, warum sind Sie mir böse? Was habe ich Ihnen gethan?" fragte Lisa ganz unbefangen. „Unser erstes Wiedersehen und schon ein Streit, das ist nicht gut."

„Sie haben Recht, verzeihen Sie mir. Wir wollen Frieden schließen," erwiderte er, Lisa die Hand reichend. „Nur eine Bedingung habe ich."

„Welche?" fragte Lisa.

„Vermeiden Sie die Gräfin Trubetzkoi. Sie ist mein böser Genius und wird uns Beide unglücklich machen. Vielleicht ist das ein Vorurtheil, aber wer ist ganz frei von Vorurtheilen?"

„Ich verspreche es; aber unhöflich kann ich doch nicht gegen sie sein, „das ist doch nicht möglich!"

„Nicht möglich," wiederholte Sergei. „Ach, warum konnten wir uns nicht auf dem Lande heirathen? — Ich fürchte mich so sehr vor diesem Petersburg." Unwillkürlich erinnerte er sich der Worte, die Suchotin ihm in Simakowo gesagt hatte und ein böses Vorgefühl legte sich wie eine Last auf seine Brust.

„Also, werden Sie diesen Ball mitmachen?“ fragte er rasch, sich an Lisa wendend.

„Ich? Natürlich!“ antwortete sie, ohne sich einen Moment zu bedenken und ganz unbefangen.

Er schwieg.

„Ist Ihnen das nicht angenehm?“ fragte sie.

„Mir? O, ich fragte nur so.“

Jetzt erinnerte sich Lisa, daß die Gräfin Trubetzkoi ihr gesagt hatte, sie werde es nicht wagen, den Ball gegen den Willen des Fürsten Sergei mitzumachen.“

„Wenn es Ihnen unangenehm ist, kann ich ja zu Hause bleiben,“ sagte sie.

„Ach, liebste Elisabeth, glauben Sie denn, daß ich Ihnen vorschreiben werde, wohin Sie fahren und nicht fahren, mit wem Sie sprechen und nicht sprechen sollen? Sie sind vollkommen frei und ich auch. Aber je freier man ist, desto mehr muß man sich selbst Verpflichtungen auferlegen. Ich weiß nicht, ob unser Verstand, oder unser Herz, oder ein besonderer Instinct uns diese auferlegt, ich weiß nur, daß sie sich nicht wegleugnen lassen.“

„Vielleicht,“ erwiderte Lisa, „aber das ist nicht bei Allen so. Mir scheint es, man muß zuweilen ganz einfach sagen, mir gefällt dies und jenes nicht und ich wünsche, daß Du dieses nicht thust. Ich leugne nicht, daß ich große Lust habe, diesen Ball mitzumachen und gerade ohne Sie, um ganz selbständig über Alles urtheilen zu können; dann werde ich Ihnen, wenn wir nächstens zusammen ausfahren, mein Urtheil sagen und Sie mir das Ihre.“

„Wenn Sie so große Lust haben, den Ball mitzumachen, so thun Sie es jedenfalls.“

„Die Frage ist also erledigt.“

Lisa fühlte, daß er den Sieg davongetragen habe und nicht sie, daß er ihr keinerlei Zwang auferlegen wolle, sondern ihr volle Freiheit gebe zu thun, was sie wolle, daß also die Gräfin Trubetzkoi sich geirrt habe.

Ihr war das ärgerlich. Beim Abschiednehmen kam sie auf die Sache zurück. Sie zog ihren Bräutigam bei Seite.

„Sind Sie mir gar nicht böse?“ fragte sie.

„Nein,“ antwortete Sergei fest, „aber ich will Ihnen aufrichtig gestehen, daß mir nicht so leicht um's Herz ist, wie in Simakowo. Haß gegen Petersburg bemerke ich an Ihnen nicht, vielmehr . . .“

„Ach, wie bin ich froh, daß Sie mir das gesagt haben! Es ist durchaus nothwendig, daß wir uns ganz offen Alles sagen, ohne den geringsten Rückhalt.“

„Gewiß, wie kann das anders sein?“

„Nun sehen Sie, was ich Ihnen sagen wollte: da ich die Gesellschaften besuchen muß, habe ich beschlossen, um jeden Preis Allen zu zeigen, daß ich keine Protection nöthig habe, daß ich meinen eigenen Werth kenne und daß ich alle diese Gönner und Gönnerinnen nicht brauche. Ach, wenn Sie wüßten, Sergei, welche furchtbare Empfindung in mir wach wurde, als ich zum ersten Mal unsere jämmerliche Stellung begriff! Besonders peinlich war es mir, daß es mir unmöglich schien, aus dieser Stellung herauszukommen. Jetzt sind alle diese widerwärtigen Gefühle vergangen. Zum Theil verdanke ich das, ich will es nicht leugnen, Der, die Sie so hassen. Seitdem ich meinen jetzigen Plan gefaßt, bin ich eine ganz Andere geworden; ich bin ruhig und kann hinfahren, zu wem Sie wollen, ich halte meinen Kopf hoch

und Niemand wird es wagen, mir Protection anzubieten — dafür stehe ich Ihnen."

„Lisa," versetzte Sergei sehr ernst, indem er sie mit einem Gemisch von Entzücken und Angst betrachtete, „zwei Dinge will ich Ihnen sagen: erstens, hat die Gräfin Trubetzkoi einen Einfluß auf Sie ausgeübt, so können Sie sicher sein, daß etwas Böses sich in Ihr Herz eingeschlichen hat, und zweitens sage ich: hüten Sie sich, Sie sind auf einem sehr gefährlichen Wege. Ein junges Mädchen in Ihrem Alter und in Ihrer Stellung muß vor Allem bescheiden sein, und mit Ihrer Absicht, sich eine selbständige Stellung in der Welt zu verschaffen, werden Sie unfehlbar diese schönste Zierde eines jungen Mädchens verlieren. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß alle diese Empfindungen von Erniedrigung und Beleidigung Unsinn sind. Ich kann es mir wohl denken, daß ein junges Mädchen, welches keine Verbindungen, kein Vermögen und keine Schönheit besitzt, viel leiden müßte in unserer dummen Petersburger Gesellschaft, wenn sie aus der Provinz kommt; aber sagen Sie mir, um Gotteswillen, welche Beleidigungen hätten Sie zu fürchten gehabt? In einem Monat sind Sie, mit Gottes Hilfe, meine Frau, wir verlassen Petersburg . . . empfangen wird man Sie, ohne Zweifel, überall sehr gut . . ."

„Ja, weil ich Ihre Braut bin," unterbrach sie ihn, „nicht weil ich Lisa Gagarin bin; ich will es aber um meiner selbst willen."

„Verzeihen Sie, was Sie wollen ist ein Unsinn, und diesen Unsinn hat Ihnen die Gräfin Trubetzkoi in den Kopf gesetzt. Wenn es nun wirklich so wäre, wenn man Sie gut empfinge, weil Sie meine Braut sind, was ist denn daran

Beleidigendes? Mein Name ist, Gott sei Dank, geachtet; man weiß, daß ich unabhängig und selbständig bin. Hat Jemand von uns Beiden Grund, beleidigt zu sein, so bin ich es, für mich ist es beleidigend, daß Sie es erniedrigend finden, bei Ihrem Eintritt in die Welt sich auf die Stellung zu stützen, die ich, als geachteter Mann, Ihnen bieten kann."

„Und für mich ist es beleidigend, jetzt, da ich noch nicht Ihre Frau bin, gar nichts zu gelten, weil wir beliebige Gagarins aus der Provinz sind . . ."

„Lisa!" versetzte Fürst Sergei mit unterdrücktem Zittern der Stimme. „Ich will Ihnen etwas sagen: wenn man wirklich liebt, kommen einem solche thörichte Gedanken nicht in den Sinn. Das ist nichts als kleinliche Selbstliebe. Wo aber Selbstliebe ist, da ist keine Liebe, und umgekehrt, wo Liebe ist, da ist keine Selbstliebe."

„Das ist falsch, Sergei, das ist falsch! Ich liebe Sie, Gott sieht es, wie ich Sie liebe; aber verstehen Sie das nicht, — ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären könnte, — wenn ich fühle, ich gelte selbst etwas bei den Menschen, wenn ich sehe, ich könnte unabhängig von Ihnen sein — kann ich Sie hundert Mal mehr lieben. Die Selbständigkeit erhöht, veredelt die Liebe. Sonst wäre es besser, die Gesellschaften nicht zu besuchen . . . . Wollen Sie, daß ich nicht ausfahre? Dazu bin ich bereit."

„Ich würde das schon wollen, aber Sie wissen selbst, daß meine Mutter das Gegentheil will."

„Nun, wenn ich mich in der Welt zeigen muß, so werde ich auch den Stolzesten gegenüber mir eine Stellung zu geben wissen, und Sie werden sehen, Geliebter, daß ich davon nicht werde schlechter werden."

Sie sagte diese Worte mit solcher Ueberzeugung und Wärme, daß jedes derselben eine Wahrheit zu enthalten schien.

Das Gespräch wurde durch das Aufbrechen der Gagarins unterbrochen.

Zum Unglück führte die Fürstin Mitischtschef Elisabeth bei Seite und sagte ihr französisch, indem sie ihr die Hand reichte:

„Ma chère, jetzt, da wir uns kennen, habe ich ein Recht Sie zu bitten, jedesmal, wenn Sie in Ihrer neuen Stellung Rath und Leitung bedürfen — wie das doch nicht anders sein kann — sich an mich zu wenden. Sie dürfen nicht vergessen, daß in der Welt nicht nur jeder Schritt, jedes Wort, sondern auch jede Bewegung von Wichtigkeit sind."

„Absolument, princesse," antwortete Lisa und ihr Gesicht verrieth, daß ihre zukünftige Schwiegermutter eine wunde Stelle berührt und mehr als je in ihr den Entschluß bestärkt hatte, zu zeigen, daß sie keinen Menschen brauche.

VI.

Das Vorspiel des ersten Balles.

Am Tage nach der Soirée bei den Mitischtschefs langte die Einladung zum Ball beim Grafen Lanza an. Die beiden Schwestern freuten sich, ihre Mutter dagegen blieb gleichgiltig dabei, wie bei Allem, was sich am Tage zuvor zugetragen hatte. Sie war halb betäubt von all den neuen Menschen, Verhältnissen und Verwickelungen, und konnte zu keinem klaren Bewußtsein gelangen.

Wie groß war das Erstaunen Suchotins, als er bei Gagarins eine Einladungskarte für sich fand. „Le grand chambellan, comte de Lanza et madame la comtesse de Lanza ont l'honneur de prier monsieur de Souchotine de leur faire l'honneur de venir passer chez eux la soirée du 22 janvier à dix heures du soir.“

„Wie vornehm!“ rief Suchotin aus.

„Werden Sie hinfahren?“ fragte Olga lachend.

„Gewiß,“ antwortete Suchotin sehr ernst.

Bald nach der Einladung kam die Knäschna. Nur Lisa und ihre Mutter waren zu Hause. Marie sagte, sie sei gekommen, um Lisa zu der Gräfin Bobrofski zu bringen.

Lisa machte eine etwas unzufriedene Grimasse und sagte lächelnd: „Das ist wieder eine Gönnerin.“

„Nicht eine Gönnerin, sondern eine herrliche Frau, welche mir versprochen hat Sie zu lieben,“ erwiderte die junge Fürstin.

Der Blick der Knäschna war so unschuldig, heiter und sanftmüthig, daß Lisa vor ihm erschrak, als enthalte er einen Vorwurf für sie.

Die beiden Bräute gingen in Lisas Zimmer.

„Wie ist es hier sonnig und schön!“ sprach Marie, sich umsehend. „Nun, wie ist es, fahren wir zu der Gräfin Bobrofski?“

„Ja, wollen wir hinfahren!“ antwortete Lisa.

Es entstand eine kleine Pause. Wovon sollte man sprechen? Man hatte sich so viel zu sagen, aber womit sollte man anfangen?

„Marie,“ sagte Lisa endlich, als habe sie plötzlich Muth gefaßt, „erklären Sie mir einen Umstand, der mir unbegreiflich ist. Ihre Mama war doch gegen meine Vermählung mit Sergei, nicht wahr?“

„Nicht gerade dagegen,“ antwortete die Knäschna rasch, „aber sie wollte ihre Einwilligung nicht geben, ohne Sie gesehen zu haben.“

„Woher hat sie sich denn plötzlich so verändert?“

„Sie hat sich wahrscheinlich besser bedacht. Doch was nützt es, darüber zu sprechen; Sie sind jetzt Beide glücklich, das ist die Hauptsache!“

„Aber Sie, Marie, sind Sie glücklich?“

„Ich bin glücklich. Aber von mir lohnt es gar nicht zu sprechen."

Elisabeth blickte ihr in die Augen.

„Verzeihen Sie mir, Marie, mir scheint es, Sie sind nicht so glücklich, wie wir."

„Welch sonderbarer Gedanke! Warum scheint Ihnen das so?"

„Ich weiß nicht warum, aber es kommt mir so vor. Gestern Abend schien es mir zuweilen, als sei Ihr Gesicht umwölkt und Sergei sieht Sie oft an, als sei er Ihretwegen unruhig."

„Nun, seien Sie meinetwegen ganz ruhig; ich bin glücklich und zufrieden."

Es entstand wieder eine Pause, während welcher man es Lisa ansah, daß sie gern Manches gefragt hätte, aber nicht wagte, es zu thun.

„Wie fanden Sie Sergei?" fragte Marie. „Hat er sich nicht sehr verschönert?"

„Ja, aber er ist etwas alt geworden."

„Alt geworden?"

„Ja, das heißt ich meine nicht körperlich, sondern geistig. Er ist etwas despotisch geworden."

„Er hat an Charakterfestigkeit gewonnen, das ist wahr, aber das ist doch nicht Despotismus .... Gefällt es Ihnen nicht, wenn ein Mann Charakter hat?"

„Hat Ihr Bräutigam viel Charakter?"

„Nicht sehr viel, aber ...." Sie beendigte ihren Satz nicht und blickte zum Fenster hinaus. „Wie es schneit!" sagte sie nach einer Pause und setzte dann hinzu: „Sind

Sie wirklich nicht zufrieden damit, daß Sergei jetzt mehr Charakter hat, als früher?"

„Wie soll ich Ihnen sagen, Marie? Ich liebte ihn, so wie er früher war. Jetzt liebe ich ihn vielleicht noch mehr, aber ich muß mich an ihn gewöhnen, wie an einen neuen Charakter."

„Sie haben wohl selbst viel Charakter," fragte Marie schüchtern.

„Ich?" erwiderte Lisa, leicht erröthend. „Man sagt es, ich weiß es nicht. Seit ich in Petersburg bin, fange ich an zu fürchten, daß das, was man in mir Charakter nannte, etwas Böses ist, vor dem ich mich vielleicht zu hüten habe. Sergei war gestern Abend sehr unzufrieden mit mir, das fühlte ich und doch hatte ich durchaus nichts Böses im Sinne; ich bestand nur auf meiner Idee. Heißt das nun Charakter haben, oder war es Eigensinn? Nein, ich glaube nicht. Eigensinn ist ganz etwas Anderes. Was denken Sie darüber, Marie?"

„Ich habe viele ungelöste Fragen in meinem Geiste," antwortete die Fürstin mit einem sanften Lächeln, zu diesen gehört auch die Frage, was Charakter sei. Wie viele Male habe ich mir schon vorgenommen sie zu lösen, aber ich komme immer nicht dazu. Uebrigens habe ich es auch, die Wahrheit zu gestehen, nicht nöthig. Wozu brauche ich zu wissen, was Charakter ist? Mir ist es die Hauptsache, ob ein Mensch ein gutes Herz hat oder nicht. Auch darin irrt man sich so oft; den Charakter zu beurtheilen ist aber noch viel schwerer. Was Sie anbetrifft, so glaube ich wohl, daß Sie Charakter haben. Aber ich habe Sie mir eigentlich anders gedacht, als Sie sind."

„Wirklich?“ erwiderte Lisa erröthend und den Kopf senkend. „Gewiß finden Sie mich schlechter, als Sie mich geglaubt haben?“

„Schlechter? Nein! Aber es kommt mir vor, als liebten Sie Sergei nicht so, als ich es mir vorgestellt hatte.“

„Ich liebe ihn nicht so, Marie? Sie meinen, ich liebe ihn nicht genug?“

„Zürnen Sie mir nicht, Lisa! — Ich liebe Sergei mehr als Alles auf der Welt! Vielleicht kann nur ich ihn so lieben, vielleicht ist das dumm, aber mir scheint es, daß ich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ihn noch mehr lieben würde, als jetzt. An mich selbst würde ich keinen Augenblick denken, immer nur an ihn und für ihn.“ Mariens Wangen rötheten sich und ihre Augen glänzten. — „Zum Beispiel, — verzeihen Sie mir, daß ich so aufrichtig spreche, — könnte ich an Ihrer Stelle nicht allein ohne ihn die Gesellschaften besuchen, und noch dazu zum ersten Male.“

„Ja,“ versetzte Lisa gedankenvoll, „ich verstehe Sie, liebe Marie; wenn Sie sprechen, wird mir so ruhig und klar in der Seele.“ Sie schlang ihre Arme um Marie und küßte sie mit Innigkeit.

Da trat Frau Gagarin ein.

„Meine jungen Damen, kommen Sie in den Salon, um den Bräutigam der Knäschna zu empfangen.“

Mariens Gesicht verrieth keine Bewegung, sie nahm Lisas Arm.

„Wie wir uns in diesen zwanzig Minuten nahe gekommen sind,“ fügte sie hinzu, sie zärtlich anblickend, worauf Lisa mit einem Kusse antwortete.

Letztere nahm sich im Geiste vor, zu keinem Balle zu fahren, bis Sergei gesund sei.

Fürst Gonitzin erschien durch eine andere Thür.

„Um Verzeihung," begann er, mit seiner gewöhnlichen Ungezwungenheit sich nähernd, „ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen meine Visite zu machen. Ich wage zu hoffen, daß die Knäschna mir die Güte erweisen wird, mich vorzustellen," fügte er hinzu, die Hand seiner Braut, welche diese ihm reichte, küssend.

„Fürst Gonitzin," sagte Marie ruhig und unbefangen, ihn erst Frau Gagarin und dann deren Tochter vorstellend.

„Gestern Abend war mir das Vergnügen zugedacht, Sie zu sehen, aber leider beraubte mich eine Einladung bei Hofe, ein kleiner Ball, dieser Ehre. Wäre der Ball ein großer gewesen, hätte ich ihn gewiß versäumt, aber bei einem kleinen Balle ist das sehr schwer, da ist jeder Einzelne gezählt. Ich habe, die Wahrheit zu sagen, das Tanzen satt; Alles hat seine Zeit. Zum Glück liebt die Knäschna nicht zu tanzen."

„Und ich verstehe es auch nicht," fügte diese hinzu.

„Nun, viel Verständniß braucht man dazu nicht," bemerkte Gonitzin. „Das Tanzen ist gerade keine große Kunst."

„Ich finde viel Poesie im Tanze," bemerkte Lisa. „Wo Grazie ist, ist auch immer Poesie."

„Sie lieben wohl alles Poetische?" fragte Gonitzin, sich an Lisa wendend. „Sie haben ja lange auf dem Lande gelebt und haben noch nicht Zeit gehabt, sich in Petersburg zu entpoetisiren."

„Ich glaube, die Poesie trägt Jeder in sich, sie hängt nicht von dem Orte unseres Aufenthalts ab," meinte Lisa.

„Ja, das ist sehr wahr,“ bestätigte Marie.

„Das wollte ich eben sagen,“ nahm Gonitzin wieder das Wort, sich mit einem parfümirten Tuche den wohlgepflegten Schnurrbart wischend. „Ich habe irgendwo gelesen, die Poesie sei das Gegengift des Lebens. Ich bleibe aber doch dabei, das Landleben ist an und für sich poetisch.“

„Idyllisch,“ sagte Lisa lächelnd.

„Ja wohl, ich weiß nicht wie es zugeht, aber seit einiger Zeit träume ich immer von einem Leben auf dem Lande wie von einem Glücke, weil es so poetisch sein muß. Ich habe der Knäschna meine idyllischen Pläne mitgetheilt, und wenn ich mich nicht irre, haben sie ihren Beifall gehabt. Ich glaube, die Knäschna zieht auch das Land der Stadt vor, besonders Petersburg.“

„Wirklich, Marie?“ fragte Lisa. „Das wäre herrlich, wenn wir nahe bei einander leben könnten.“

„Ich habe noch fast nie auf dem Lande gelebt,“ antwortete die Gefragte, „und weiß daher nicht, ob ich mich dort oder wo anders am glücklichsten fühlen würde.“

„Wie ist es denn aber mit Ihrem Dienst?“ fragte Frau Anna. „Können Sie ihn denn aufgeben, da Sie Flügeladjutant sind?“

„Nein, aufgeben will ich ihn natürlich nicht, aber man kann es einrichten, man nimmt Urlaub, oder erhält einen Auftrag, oder wird abcommandirt. Ich weiß noch nicht, wie die Knäschna über diesen Punkt denkt, meine Absicht ist, einen administrativen Posten in der Provinz zu übernehmen. Meiner Ansicht nach muß Jeder, der einen guten Namen trägt und eine gewisse Stellung einnimmt, sich dem Wohle des Landes opfern.“

„Die Fürstin Mitischtschef!“ meldete ein Diener.

„Ich lasse bitten,“ sagte Frau Gagarin.

Drei Minuten später trat die Fürstin mit majestätischer Haltung ein, ein kleines Päckchen in der Hand haltend.

„Voici mon cadeau, um Sie zu bewillkommnen,“ sagte sie, Lisa auf die Stirn küssend. „Das ist zu Ihrem ersten Balle.“

Während die Fürstin die Uebrigen begrüßte, öffnete Lisa das Packet und fand einen köstlichen Schmuck von Smaragden, bestehend aus einem Collier, Ohrgehängen, einem Armbande und einer Brosche. Der Name der erster Juwelier-Firma Petersburgs stand auf der inwendigen Seite des Etuideckels.

Lisa war äußerst überrascht durch die Pracht dieses Geschenkes.

„C'est magnifique!“ rief Gonitzin mit einem bewundernden Blick auf die Fürstin. „Wann werden wir denn das Vergnügen haben, Fräulein Gagarin in diesem herrlichen Schmucke zu sehen?“

„Ich hoffe übermorgen,“ erklärte die Fürstin.

„Ich weiß noch nicht, ob ich übermorgen den Ball mitmachen werde,“ meinte Lisa, indem sie die Knäschna ansah.

„Warum nicht?“ fragte Lisas Mutter.

„Sie müssen da sein, j'y tiens,“ sprach die Fürstin sehr entschieden. „Ich werde mit Marie auch da sein und wünsche persönlich das Vergnügen zu haben, Sie in die Gesellschaft einzuführen. Ein solcher Ball wie dieser ist eine herrliche Gelegenheit dazu.“

„Wird es nicht besser sein, wenn ich warte, bis Sergei gesund ist?“

„Ich denke, ma chère, Sie können wohl mir das Vergnügen machen," entgegnete die Fürstin Mutter, etwas piquirt.

Lisa antwortete nichts, obgleich sie wohl fühlte, was sie antworten müsse. Marie schlug die Augen nieder, als Lisa sie anblickte als suche sie bei ihr Hilfe.

„Nein, Fräulein Elisabeth," sagte Gonitzin, „wenn ich Ihnen rathen darf, müssen Sie durchaus hinfahren. Das ist der schönste Ball der Saison und Fürst Sergei wird sich gewiß sehr freuen, daß Sie auf diesem Balle des Grafen Lanza erscheinen."

„Es ist also abgemacht," schloß die Fürstin Mutter dieses Thema.

VII.

Der Ball beim Grafen Lanza.

Graf Lanza war einer der vornehmsten Würdenträger des Hofes. Seine Gemahlin war aus vornehmer Familie, geistreich, gut, liebte das Hofleben und trug noch unverkennbare Spuren früherer Schönheit. Das Vermögen des Grafen war groß, Kinder hatte er nicht, sein Haus war prachtvoll.

Unter diesen Umständen war es wohl begreiflich, daß seine Bälle alle anderen an Luxus und Pracht übertrafen. Ueberdies war der Hof oft bei ihm.

Das Haus des Grafen auf dem Schloßquai war an diesem Abende prächtig von Gasflammen illuminirt. Zwischen zwei Sternen zeigte sich ein Schild, auf dem die Initialen der Gräfin, A. M., in gelben und blauen Flämmchen schillerten. Eine Menge Gaffer drängten sich vor dem Hause. Aus den Spiegelfenstern des letzteren ergoß sich ein Strom von Licht über die Schneedecke der Straße. Am Portal standen mehrere Polizeibeamte, Gendarmen ritten in der Straße auf und ab und riefen, da sie nichts Besseres zu thun hatten, den harmlos vorüberfahrenden Fuhrleuten zu: „Fahr schneller," „He, fort mit Dir," oder: „Hier kannst Du nicht fahren, kehre um," und der Fuhrmann kratzte seine Pelzmütze und kehrte

um, ohne zu begreifen, warum er hier nicht fahren sollte, wo so viel Raum vorhanden war.

Um ein Viertel auf elf fuhr ein Fuhrmann kühn vor das Portal. Im Schlitten saß ein in einen Schuppenpelz gewickelter Herr. Die Gendarmen und die Polizeidiener sahen ihn etwas mißtrauisch an, er ließ sich aber dadurch gar nicht irre machen, stieg aus und bezahlte seinen Wanka (Fuhrmann). „Zu wenig, Herr, legen Sie noch etwas zu," jammerte der junge Wanka. „Genug," antwortete der Herr und trat in das aus dreifarbigem Zeuge errichtete Zelt. „Fort mit Dir!" schrieen die Polizeibeamten dem Wanka zu, der vom Schlitten gesprungen war und dem Herrn in das Zelt nachlaufen wollte. „Ich werde Dich lehren!" fügte einer derselben hinzu und stieß den Wanka zu seinem Schlitten. Dieser schüttelte den Kopf, sagte: „Man thut mir Unrecht," gab seinem Pferde einen Hieb mit der Peitsche und rief: „Ho, Waska!" und Wanka und Waska verschwanden in der Dunkelheit.

Der angekommene Herr war so geblendet von Allem, was er sah, daß ihm ein lautes „Ah!" entschlüpfte.

„Was wünschen Sie?" fragte ihn der Schweizer. Der Ankömmling wendete sich um und erblickte einen wahren Riesen in einer goldgestickten Livree von weißem Tuch, mit einem rothen, goldverbrämten Mantel auf den Schultern, in kurzen rothen Plüschbeinkleidern und weißen seidenen Strümpfen, einen Dreimaster auf dem Kopfe und einen goldenen Stab in der Hand; zwei Gehilfen desselben, in eben solchen Livreen, nur ohne Mantel und Stab, blickten den Herrn ebenfalls fragend an und eine Reihe von Dienern, auch in weißen Livreen mit rothen Westen und Beinkleidern

und weißen Perrücken auf den Köpfen, welche auf den Stufen der Treppe zu beiden Seiten aufgestellt waren, betrachteten ihn mit neugierigen Blicken.

„Ich bin Suchotin,“ antwortete der Herr, „und bin zum Ball eingeladen.“

„Es ist noch etwas früh,“ antwortete der Schweizer spöttisch; „eben erst zehn Uhr, noch nicht einmal die Musikanten sind da . . . . Sie sind wohl zum ersten Male bei uns?“ fügte er gnädig hinzu.

„In der Einladung stand doch um zehn Uhr,“ entgegnete Suchotin ärgerlich. „Gleichviel,“ dachte er, „da ich nun einmal gekommen bin, werde ich nicht wieder wegfahren.“ „Nehmen Sie meinen Pelz!“ sagte er laut.

„Wie es Ihnen gefällig ist,“ erwiderte der Schweizer spöttisch und mit seinen Gehilfen Blicke wechselnd. „Wassili, nimm den Pelz!“ rief er einem derselben in befehlendem Tone zu und Suchotin zeigte sich nun im Fracke, mit einer weißen Halsbinde und dem Bande des Wladimirordens im Knopfloche. In dieser Gestalt machte er einen günstigeren Eindruck auf die Dienerschaft. Er zog eine kleine Bürste aus der Tasche, glättete sich Haar und Schnurrbart und schritt dann auf dem rothen Sammetteppich bis zur Treppe. Hier blieb er stehen, von der Pracht des sich ihm darbietenden Anblicks überwältigt. Die weiße, mit einem rothen Sammetteppich bedeckte Treppe führte gerade in die Höhe. Auf der Hälfte derselben zeigte sich auf einer Plattform eine von köstlichen Pflanzengruppen umgebene Fontaine. Rund um diese brannten Gaslampen mit bunten Glasglocken, so daß die aufsteigende Wassersäule und die herabfallenden Tropfen in den buntesten Farben schillerten. Die Hinterwand der oberen Plattform

bestand ganz aus Spiegelglas und in diesem Riesenspiegel sah man untenstehend die ganze Treppe.

„Zum Teufel auch!“ murmelte Suchotin, sich an diesem Anblicke weidend, und rief dadurch ein spöttisches Lächeln auf den Gesichtern sämmtlicher Diener hervor, die nur den für einen echten Herrn hielten, der sich gleich ihnen über nichts wunderte.

Er begann die Treppe zu ersteigen. Sobald er die zweite Stufe betrat, ertönte eine Klingel. Oben an der Treppe erschien ein Mann in einem dunkelgrünen Fracke mit einem Sammetkragen, einem würdevollen Bauche, in Schuhen und schwarzseidenen Strümpfen, er blickte erstaunt auf den Hinaufkommenden.

„Einer der Musikanten?“ fragte er, unsern Suchotin vom Kopfe bis zu den Füßen musternd.

„Ich komme zum Ball und bin kein Musikant,“ entgegnete dieser zornig, seinen Schnurrbart drehend.

„Sie haben beliebt etwas früh zu kommen, Seine Erlaucht kleiden sich noch an,“ sagte Der im dunkelgrünen Fracke, der Haushofmeister des Grafen.

„Das thut nichts, ich werde warten,“ knurrte Suchotin.

„Luka Wassiliwitsch, begleiten Sie den Herrn in den vorderen Saal,“ befahl der Haushofmeister einem Diener, der auch einen dunkelgrünen Frack trug.

Suchotin folgte diesem, etwas nervös seinen Schnurrbart drehend, in einen nicht sehr großen Saal, in welchem die Oberfenster noch geöffnet waren und ein Diener mit parfum des fleurs d'oranges räucherte. Da Suchotin es hier kalt fand, ging er auf die Treppe zurück und betrachtete

seine eigene Gestalt im Spiegel, um sich die Zeit zu vertreiben. — —

In derselben Stunde gab es bei den Gagarins große Aufregung. Um zehn Uhr Abends waren die schon für fünf Uhr versprochenen Ballkleider noch nicht gebracht.

„Das ist ein Heidenvolk," brummte Fina, die Hände zusammenschlagend, „nein, solche fremdländische Schwindlerinnen! Was soll man nun machen? Wollen Sie nicht daß Jemand hingeschickt wird?"

„Wen soll man denn schicken?" versetzte Olga. „Zwei Boten sind ja schon hingeschickt."

„So werde ich selbst hinfahren, sonst können wir hier warten, bis wir schwarz werden."

„Wir werden uns verspäten, wir werden uns ganz bestimmt verspäten!" rief Frau Gagarin angsterfüllt.

„Nun, was wäre denn das für ein Unglück?" bemerkte Wolodä kaltblütig.

„Für Sie ist das kein Unglück," erwiderte Fina, „aber für junge Damen ist das eine ganz andere Geschichte. Sie bleiben am Ende gar ohne Herren. Wie sollte man die Schande ertragen!"

„Es wird ihnen an Herren nicht fehlen, verlaßt Euch darauf!" beharrte der unerschütterliche Wolodä.

Lisa zeigte keine Aufregung. Scheinbar vollkommen ruhig saß sie, den Kopf auf die Hand gestützt, vor ihrem Spiegel und blickte in denselben; sie war in tiefes Nachdenken versunken, weit entfernt, ruhig zu sein, im Gegentheil, viel mehr aufgeregt als die Andern; aber bei ihr, der Armen, wüthete etwas, das einem Sturme glich, im innersten Herzen. Sie hatte heftiges Herzklopfen und ein leises Beben — eine

Empfindung, wie sie sich unserer zu bemächtigen pflegt, wenn wir mit Bewußtsein etwas Böses begehen wollen. Eine Stimme, die aus der geheimsten Tiefe ihres Herzens zu kommen schien, mahnte sie, diesen Ball nicht zu besuchen, und jedesmal, wenn diese Stimme zu ihr sprach, war es ihr, als sehe sie das sanfte Gesicht der Schwester Sergeis, als höre sie deren seelenvolle Stimme und als sehe sie neben ihr den Vater Joan und höre seine Worte: „Bleiben Sie in dieser Liebe mit ganzer Seele und nichts wird Sie verwirren!“ Es schien ihr, sie sei in diesem Momente nicht völlig in dieser Liebe und deshalb war sie verwirrt und tief unruhig. Gesteigert wurde diese Verwirrung durch eine andere Stimme, die ihr zuflüsterte, sie müsse diesen Ball durchaus mitmachen, und dieser Gedanke schien ihr einen Vorgeschmack angenehmer Gefühle mitzubringen, Gefühle, die in innigster Harmonie standen mit ihrem Plane, sich eine unabhängige Stellung in der Gesellschaft zu erobern.

Wenn sie in den Spiegel blickte, konnte sie nicht umhin, zu bemerken, daß sie bezaubernd schön sei. In Erwartung des Kleides war ein weißer Frisirmantel über ihre Schultern geworfen worden; auf ihrem schöngeformten Halse blitzte der neue smaragdene Schmuck; ihr Haar war scheinbar nachlässig nach oben gekämmt — ein Werk der geschickten Hand Alfreds, eines der besten Friseure; ebenso scheinbar nachlässig war in diesem dunkelbraunen Haar ein kleiner Kranz von grünen und röthlichen Blättern und drei blaßrothen Rosen befestigt; auf der rechten Seite hingen von diesem Kranze einige Blätter und Gräser herab. Ihre Wangen waren leicht geröthet, und wenn sie sich im Spiegel ansah, belebten sich ihre Augen, ihre Lippen öffneten sich zu einem

entzückenden, herausfordernden Lächeln und zeigten eine Reihe kleiner, blendendweißer Zähne.

Ja, sie war wohl unaussprechlich schön. Aber bald war es, als sehe sie sich nicht mehr; ohne den Blick vom Spiegel abzuwenden, versenkte sie ihn gleichsam in ihre innere unsichtbare Welt; ihre Brust begann zu wogen und sie fragte sich ängstlich, ob diese sich bekämpfenden Stimmen in ihr nicht eine Vorahnung seien, daß auf diesem Balle ihr etwas Verhängnißvolles zustoßen werde.

Da ertönte die Glocke. Alles gerieth in Aufregung.

Olga kam eilend zu ihrer Schwester mit dem freudigen Ausrufe: „Endlich sind sie da!"

Fina Trofimowna kam ebenfalls gelaufen und rief:

„Gott sei Lob und Dank!" Hinter ihr her wurden zwei lange Cartons feierlich hereingetragen.

„Nun, Fräuleins, ziehen Sie sich an, so schnell als möglich! Es sind nur noch zehn Minuten Zeit!"

Frau Gagarin trat ein. Das Kammermädchen nahm ein Kleid heraus.

„Mein Himmel!" schrie Fina auf. „Welche Pracht! Welche Menge von Blumen!"

Die beiden Kleider waren ganz gleich, von weißer Gaze über weißer Seide. Die Hauptschönheit derselben bestand in der reichen und geschmackvollen Garnirung mit Rosen und Blättern. Sogar Wolodä gestand, sie seien entzückend.

Eine Viertelstunde nach der Ankunft der Kleider waren die jungen Damen fertig. Olgas Schönheit war durch diese Toilette sehr gehoben; Lisa sah noch poetischer und duftiger aus als sonst. Als die beiden Schwestern neben einander standen, schien eine die andere zu ergänzen. Ein

zufriedenes, stolzes Lächeln zeigte sich auf dem guten, unerschütterlich ruhigen Gesicht ihrer Mutter, als sie die Töchter betrachtete."

„Es ist gleich elf Uhr, wir müssen fahren," sagte sie.

„Wir sind fertig, Mama," riefen die Töchter und man brach auf.

„Gott sei mit Euch," sprach Fina, sie zu dem Wagen begleitend. „Suche Dir nur ja einen Bräutigam aus!" flüsterte sie Olga zu. — —

Eine Viertelstunde vor elf erschien Graf Lanza im Salon in all seiner Herrlichkeit.

Nur Suchotin war da. Der Graf näherte sich ihm sehr höflich und reichte ihm die Hand.

„Enchanté," sagte er, „vous m'excuserez, de grâce.'

Der Graf wußte nicht, mit wem er sprach, wollte das aber natürlich nicht merken lassen."

„Welche Pracht in Ihrem Hause, Herr Graf," platzte Suchotin heraus. „Geradezu wunderbar!"

Graf Lanza lächelte.

„Ja, das Haus ist nicht übel. Belieben Sie immer in Petersburg zu leben?"

„Nein, ich bin erst vor Kurzem vom Lande gekommen."

„Ah, Sie sind also Gutsbesitzer?"

„Ja, beinahe."

Was das „beinahe" zu bedeuten hatte, war schwer zu sagen. Der Graf beachtete es nicht.

„Nun, wie geht es Ihnen mit der Wirthschaft? In welchem Gouvernement liegt Ihr Gut?"

„Im Orelschen; ich . . ."

„Das sah ich Ihnen an, daß Sie aus dem Orelschen Gouvernement sind; ein kluges Gouvernement, ich kenne es. Da läßt sich ganz erträglich wirthschaften; ich habe dort auch Güter. So viel ich weiß, giebt es da viele große Redner."

„Allerdings, aber das ist auch nöthig," sagte Suchotin sehr entschieden.

„Wozu nöthig?" fragte der Graf.

„Für den Fortschritt, sonst giebt es Stillstand."

„Das ist richtig. Ich bin principiell für die Liberalen in der Provinz; sie sind in einem gewissen Sinne nützlich — sie sind, wie ich zu sagen pflege, das Salz des provinzialen Lebens, nicht wahr?"

„Ganz recht, das Salz!" antwortete Suchotin.

In diesem Augenblick trat die Gräfin ein. Die Lage des Grafen wurde kritisch. Er mußte seiner Gemahlin den Namen seines Gastes sagen und wußte ihn nicht. Er zog sich jedoch aus der Affaire, indem er mit der Tapferkeit eines im Kampfe ergrauten Weltmannes auf Suchotin zeigte und sagte:

„Ma chère amie, je te présente Monsieur . . ." und er murmelte etwas durchaus Unverständliches; die Gräfin nickte und Suchotin machte eine etwas steife Verbeugung.

Die Glocke ertönte jetzt zweimal; sie kündigte die Gagarins an. Die Armen waren die Ersten, denn es war eben elf.

„Wollen wir warten?" fragte Lisa zu ihrer Mutter. „Es ist eine Schande, so früh zu kommen."

„Im Gegentheil," meinte Olga, „es ist vortrefflich. Wenn man Niemanden kennt, ist es viel genanter, hinein zu kommen wenn schon Viele da sind."

Man stieg die Treppe hinauf. Ihr Eintritt in den Salon war allerdings nicht sehr angenehm.

Die Gräfin Lanza errieth, daß das die Gagarins seien. Der Graf war überrascht und entzückt von Lisas Schönheit.

„Ich habe gewiß die Ehre, mit Frau von Gagarin zu sprechen,“ begann die Gräfin sehr liebenswürdig in französischer Sprache. „Ich bin sehr erfreut über diese Ehre.“

„Ich muß Ihnen danken für das Vergnügen, das Sie meinen Töchtern durch Ihre Einladung bereitet haben,“ erwiderte Frau Gagarin.

Die Gräfin reichte den jungen Damen die Hand.

„Einer von Ihnen kann man gratuliren als Braut,“ sagte sie, und an Lisas Lächeln erkennend, daß sie die Braut des Fürsten Mitischtschef sei, drückte sie ihr noch einmal die Hand.

„Erlauben Sie mir, meine Damen, Ihnen meinen Mann vorzustellen,“ fügte sie hinzu.

Der Graf verbeugte sich sehr ehrerbietig und drückte jeder der Damen die Hand. Seine Augen verriethen, daß er ganz hin war von Lisas Schönheit.

„Ist das Ihr erster Ball?“ fragte er sie.

„Ja, mein erster.“

„Welche Ehre für uns, die Ersten zu sein, die Sie der Petersburger Welt zeigen dürfen!“ sagte der Graf.

„Nur schade, daß Ihr Bräutigam nicht dabei sein kann! Wie geht es mit seiner Gesundheit?“ fragte die Gräfin.

„Um so besser, daß er nicht dabei sein kann,“ meinte der Graf. „Ein Bräutigam auf dem Balle ist nur im Wege. Ohne ihn können wir Sie viel freier anbeten,“ und er nahm die Miene eines zwanzigjährigen Chevalier-Garde-Offiziers an.

„Wollen Sie mir die Ehre zu Theil werden lassen, meine Fräulein, Ihnen die Herren vorstellen zu dürfen? Ich werde bei Ihnen die Rolle eines dienstthuenden Kammerherrn spielen.“

„Wir werden Ihnen sehr dankbar sein,“ erklärte Olga.

In diesem Augenblicke begegneten sich Lisas und Suchotins Blicke. Das war eine sehr interessante Begegnung. Beider Blicke sprachen und sagten einander etwas, das Beide verstanden. Suchotin stand nur wenige Schritte von den Andern entfernt und hatte Alles gesehen und gehört.

„Nun, da fängt der Schwindel schon an,“ sagte er für sich. „Allen wird sie die Köpfe verdrehen und zuletzt wird sie selbst verrückt werden. Aber schön ist sie, teufelmäßig schön . . .“

So dachte Suchotin, als er Lisa ansah. Und Lisa — als sie Suchotin anblickte, erinnerte sie sich plötzlich an Simakowo, an ihren Bräutigam, an Marie, an den Kampf, den sie eine Stunde zuvor vor dem Spiegel gekämpft hatte, und sie verstand, was Suchotin in diesem Augenblick von ihr dachte.

Aber in Lisa lebte noch ein anderes Ich, und diesem Ich war der Eindruck, den sie auf den Grafen und die Gräfin gemacht hatte, sehr angenehm und es sagte sich, daß sie es diesem Eindrucke zu verdanken habe, so freundlich empfangen zu werden von Menschen, von denen man, der natürlichen Ordnung nach, einen kalten und beleidigenden Empfang erwarten sollte.

„Erlauben Sie mir, schöne Braut, Ihnen mein Haus zu zeigen,“ sprach der Graf, reichte ihr mit Grandezza

seinen Arm und führte sie durch seinen Palast, von seiner Gemahlin, Frau Gagarin und Olga gefolgt.

Bald darauf ertönte die Glocke wieder und immer wieder — die Gäste fingen an sich zu versammeln.

Gegen Mitternacht nahm der Ball seinen Anfang. Der Hausherr hielt sein ritterliches Wort.

Als recht viele Herren, besonders Offiziere beisammen waren, näherte er sich dem Fürsten Gonitzin.

„Man sagt, lieber Fürst, daß Sie sich verheirathen werden; ich wünsche Ihnen Glück dazu."

Der Fürst bemühte sich, eine dankbare und ehrerbietige Grimasse zu machen.

„Aber jetzt handelt es sich um etwas Anderes," fuhr der Graf fort; „haben Sie bemerkt, wer die Königin meines Balles ist? Sind Sie ihr vorgestellt?"

„Ich? Wie denn nicht!" lispelte Gonitzin, indem er sich bemühte, die Meinung des Grafen zu errathen.

„Ah, ich bemerke, Sie sind Ihrer Sache nicht ganz sicher, pardieu, und Sie gelten doch für einen gefeierten Cavalier! Aber was will ich denn, Sie müssen sie ja vortrefflich kennen, sie ist ja die Braut Ihres zukünftigen Schwagers."

„Fräulein Gagarin!" fiel Gonitzin ein.

In diesem Augenblick trat die Gräfin Trubetzkoi heran.

„Ich wette, Sie sprechen von den Gagarins," begann dieselbe. „Erlauchter Graf, Sie behandeln mich sehr schlecht, ich bin schon eine Viertelstunde auf Ihrem Ball und suche noch immer den Hausherrn."

„Reizende Gräfin, meine Entschuldigung ist, daß ich Sie nie zu suchen brauche — Sie sind immer hier," antwortete der Graf, auf sein Herz zeigend.

„Da bin ich wenigstens in guter Gesellschaft," scherzte die Gräfin, mit dem Fächer auf den Stern des Andreasordens auf der Brust des Grafen deutend.

„Ah, lieber Fürst," fuhr sie zu Gonitzin gewendet fort, „wir sind Tanzdirector, vortrefflich, wir sind Bräutigam, auch vortrefflich. Erinnern Sie sich an unser Gespräch ... Sie wollten doch Gouverneur werden, aber warten Sie, ich werde Sie meinem Freunde, dem Kanzler, als höchst feinen Diplomaten empfehlen. Sagen Sie einmal, fühlen Sie sich glücklich als Bräutigam? Sie lieben sich wie zwei Turteltauben, nicht wahr?" Sie betrachtete ihn durch die Lorgnette. „Sehen Sie doch nur, wie reizend diese Elisabeth Gagarin ist! Ich habe schon lange nicht Derartiges gesehen!"

Der Hausherr bat den Fürsten, den Gagarins und besonders Lisa die besten Cavaliere vorzustellen, Gonitzin verbeugte sich und versprach seinen Wunsch auf's Beste auszuführen.

„Sie stehen mir mit Ihrem Kopfe dafür," scherzte der Graf. „Wenn ich die Gagarins ohne Tänzer oder mit schlechten Tänzern sehe, verfeinde ich mich mit Ihnen auf ewig."

Gonitzin flog zu Lisa Gagarin.

„Theuerste Elisabeth, haben Sie Tänzer zu den Françaisen?"

„Nein," antwortete Lisa.

Olga beantwortete dieselbe Frage ebenfalls mit nein.

„Und zur Mazurka?"

„Nein," antworteten beide Schwestern.

Lisa litt furchtbar während dieser Antworten, Olga dagegen sagte mit der heitersten Stimme: „Bitte stellen Sie mir recht lustige Tänzer vor."

„Soll geschehen," sagte Gonitzin, bat Lisa um die erste, Olga um die zweite Française, und stürzte dann fort, um Cavaliere zu suchen.

„Wer ist diese schöne junge Dame?" fragte Fürst Gri-Gri, ihn anhaltend.

„Lise Gagarine, la fiancée . . . ."

„Ah, das ist sie? Mon cher, stelle mich ihr schnell vor!"

Gonitzin lief zu Lisa, dann zu Olga, bat sie um Erlaubniß, ihnen den Fürsten vorstellen zu dürfen, und führte diesen dann zu den Schwestern.

„Vor Allem habe ich die Ehre Ihnen zu gratuliren," begann Gri-Gri in französischer Sprache, mit der ihm eigenen Ungezwungenheit sich an Lisa wendend; „ich höre, Sie erscheinen heute zum ersten Male in der Petersburger Gesellschaft, und Sie sehen schon auf uns, als seien wir nichts als Salonpuppen."

„Wieso?"

„Nun, Sie sind ja Braut, und man sagt ja traditionell, jede Braut habe nur Augen für ihren Bräutigam. Indeß wage ich zu hoffen, daß Sie mir, als einem guten Freunde Ihres Bräutigams, einen wenigstens homöopathischen Theil Ihrer Gnade werden zukommen lassen." Der Fürst machte eine Verbeugung und schlug graziös mit den bespornten Absätzen aneinander: „Darf ich Sie um die Mazurka bitten, wenn Sie diese noch nicht vergeben haben?"

„Mit Vergnügen," antwortete Lisa, deren Wangen zu glühen begannen. In diesem Augenblicke kam Gonitzin mit einer ganzen Phalanx von Cavalieren herangeflogen.

„Fräulein Elisabeth," erschallte plötzlich die Stimme der Gräfin Trubetzkoi, „erlauben Sie mir nur, Sie ein wenig zu bewundern! Aber wie sind Sie unzugänglich, Gott, wie sind Sie unzugänglich! Ihr Bräutigam hat Ihnen wohl schon seine sehr schmeichelhafte Ansicht über mich mitgetheilt? Nun, ich beuge mich in Demuth ...... Das aber weiß ich, daß Sie sich hier gut amüsiren werden. Ich bedaure nur, daß Sie ohne Ihren Bräutigam hier sind. Welchen Genuß würde es ihm gewähren, Ihren Triumph, ja, im wahren Sinne des Wortes, Ihren Triumph zu sehen. Denken Sie, man bestürmt mich völlig mit Fragen nach Ihnen. ‚Wer ist diese Schönheit?' ‚Wer ist diese ungewöhnlich schöne junge Dame?' heißt es von allen Seiten. Ah, ich versichere Ihnen auf mein Ehrenwort, ich besuche nun seit mehr als zehn Jahren die Gesellschaften, aber einen so plötzlichen, im Sturme eroberten Erfolg habe ich noch nicht erlebt; aber," fuhr die Gräfin leise fort, indem sie ihre Lorgnette abnahm, „liebes Fräulein, vergessen Sie nicht, je größer der Erfolg, desto größer der Neid."

Lisa stand da und hörte ihr zu; sie glich in diesem Augenblicke einem Vögelchen, das von dem Blicke einer Schlange magnetisirt wird; während die eine Hälfte ihrer Seele sich an die Bitte Sergeis, die Gräfin Trubetzkoi zu vermeiden, erinnerte, sprach die andere Hälfte: ‚Warum soll ich ihr nicht zuhören? Der Laut ihrer Stimme ist so angenehm, so freundlich!' Und es war, als träte aus einer unbekannten Tiefe ein Gefühl, das bis dahin in tiefem Schlafe

gelegen hatte, an's Tageslicht und dieses Gefühl floß, gleichsam gegen ihren Willen, mit der angenehmen Empfindung zusammen, welche die Melodie dieser Lobeserhebungen erweckte, und flüsterte ihr zu: ‚Siehst Du, Lisa, Du hast doch Recht gehabt; Du hast allein, nur durch Deine Schönheit den Sieg errungen.‘

Sie wendete sich antwortend mit einem reizenden Lächeln an die Gräfin:

„Wir sind Ihnen so dankbar, Frau Gräfin, für diese Einladung, trotzdem, daß Sie es nicht lieben, wenn man Ihnen dankt, und ich wiederhole es, Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich keine selbständige Ansicht von den Menschen habe.“

„Nun, dafür kann ich Sie nur loben,“ bemerkte die Gräfin schmeichlerisch; „wundern Sie sich nicht, wenn binnen einer Stunde alle großen Persönlichkeiten sich Ihnen vorstellen lassen werden.“

Nach diesen Worten entfernte sie sich: „Ah, jetzt bin ich ruhig, sie ist mein,“ sagte sie zu sich selbst. „Voyons, Fürst Sergei, Sie haben mir den Fehdehandschuh hingeworfen, vielleicht wird Ihre Gemahlin noch besser als die Gräfin Trubetzkoi; jedenfalls hat sie das Zeug dazu.“

Sie rief den Fürsten Gri-Gri, dieser trat an sie heran und führte ihre Hand an seine Lippen.

„Mein lieber Fürst,“ sagte sie leise, „Sie wissen, daß die Menschen sich zuweilen wunderbare Dinge einbilden; ich halte Sie, unter uns gesagt, für einen sehr klugen Menschen.“

„Nun, was weiter? Ich merke, Sie wollen mir irgend eine Abscheulichkeit auftragen — je suis à vos ordres; was befehlen Sie?“

„Können Sie binnen sieben Tagen das schönste Mädchen hier auf dem Balle, die noch überdies Braut ist, in sich verliebt machen? Das ist die Auflösung der Frage, ob Sie sehr klug sind oder nicht."

„Ich kann es nicht," erwiderte Gri = Gri mit einem sarkastischen Lächeln und entfernte sich.

„Ich wette, dieser Narr ist schon bezaubert von ihr," murmelte die Gräfin ergrimmt.

Einige ältere Damen unterhielten sich über Frau Gagarin, die sich fächelnd in einem der Vorsäle saß und auf alle sie umgebenden Damen mit gleichgiltigen Blicken sah, wie man fremde Menschen anzusehen pflegt.

„Wer ist diese Fremde?" hieß es. „Welche sonderbare Toilette!"

„Gewiß ist es eine von Denen, die hier im Hause das Gnadenbrot essen," bemerkte eine andere Dame.

„Nein, sehen Sie, der Graf tritt an sie heran und unterhält sich mit ihr sehr liebenswürdig. Wie sonderbar!"

„Annette, ma chère, wer ist diese Dame?" fragte eine andere Mama eine dicke kleine Dame.

„Qui? Es ist die berühmte Gagarin aus der Provinz; an der Toilette und an der Figur kann man sie doch gleich erkennen."

„Was, das ist die zukünftige Schwiegermutter des Fürsten Mitischtschef?" rief die zweite Mama fast schreiend. „Ah, mon Dieu, welche Megäre! Wie kann man sich so anziehen! Die Töchter sind wohl auch so angezogen? — Ich glaube es sind ihrer zwei, ich habe etwas von ihnen gehört."

„Und haben sie nicht gesehen? Ich habe sie gesehen."

„Nun, was soll ich da sehen, es wird wohl nichts Wunderbares sein!“

„Sehr wunderbar,“ sag' ich Ihnen. „Es beweist, daß unsere Gesellschaft herabkommt; denn was soll das heißen, daß man ein Mädchen, weil es hübsch ist und einen reichen Mann heirathet, gleich überall einladet und ihm den Hof macht? Wenn sie schon verheirathet wäre, ließe ich mir's gefallen; als Fürstin Mitischtschef mag man sie einladen!“

Um diese Zeit war es bereits gegen zwölf Uhr. Plötzlich kam Fürst Gonitzin zu der Gräfin Lanza und wechselte einige Worte mit ihr. Dann verließ er sie mit einer Verbeugung und zwei Minuten darauf wurden die breiten Flügelthüren geöffnet und das Orchester spielte einen Walzer. Der große Saal bot einen brillanten Anblick. Rund um das oberste Karnies liefen drei Reihen von Lichtern, die von dem breiten Spiegelglasrande des Plafonds vervielfältigt wiederstrahlten. In den vier Ecken zeigten sich herrliche Pflanzengruppen und in jeder derselben eine von vielfarbigen Lampen beleuchtete Fontaine. An drei Seiten des Saales befand sich eine geräumige, hohe Gallerie mit Sesseln für die Nichttanzenden, an der vierten war auf der halben Höhe des Saales eine Art schwebender Terrasse angebracht, auf der das Orchester placirt war.

Unter dem in den Tanzsaal fluthenden Menschenstrome befand sich auch Lisa, aber sie war nicht allein. Fürst Gonitzin hatte sie schon im Vorsaale um den ersten Walzer gebeten. An seinem Arm trat sie ein und war völlig geblendet von dem Glanz und den Dimensionen des Saales, aber Gonitzin leitete ihre Bewegungen und plötzlich fühlte sie sich im Wirbel des Tanzes davongetragen. Sie öffnete die Augen und sah,

daß sie und ihr Tänzer sich allein mitten im Saale befanden. Der Ball war mit ihr eröffnet worden. Das Blut schoß ihr in die Wangen, ihr Kopf erhob sich stolz, die Töne des Walzers schienen sie emporzutragen; sie sah, wie die andern Paare ihr folgten.

Jetzt war der Tanz beendigt. Da erinnerte sie sich plötzlich an die Knäschna Marie. „Hätte nicht Gonitzin mit ihr den ersten Walzer tanzen sollen?“ dachte sie, und fühlte etwas, das einem Gewissensvorwurf glich. „Wo ist Marie?“ fragte sie sich und suchte mit den Augen.

Ja, da stand sie, bleich, gleichgiltig vor sich hinblickend, als sähe sie nichts, scheinbar von Allen vergessen.

„Arme Marie,“ dachte Lisa, aber kaum hatte sie diese Worte zu Ende gedacht, da kam schon Fürst Gri-Gri herangeflogen und stürmte mit ihr fort; auf ihren Platz zurückgekehrt, blickte sie wieder nach Marie, sie stand noch immer unbeweglich da und Gonitzin tanzte mit andern Damen. „Ich muß zu ihr hingehn, bei ihr bleiben,“ dachte Lisa und wollte eben diesen Gedanken ausführen, da trat ein Offizier der Chevalier-Garde ihr in den Weg.

„Mademoiselle, puis-je demander un tour de valse?“

Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und flog wieder davon. Sie hatte schon vierzehn Mal getanzt und die arme Knäschna noch kein einziges Mal.

Lisa näherte sich der Knäschna; diese reichte ihr, sanft lächelnd, die Hand.

„Sie scheinen sich gut zu amüsiren? Wie würde Sergei sich freuen, wenn er Sie tanzen sähe.“

„Und Sie, liebe Marie?“

„Ich tanze wenig und sehr schlecht. Sie sehen, ich habe die ganze Zeit hier gestanden.“

Lisa wäre ihr gern um den Hals gefallen, so rührend erschien sie in ihrer sanften Bescheidenheit.

„Sind Sie zu der ersten Française engagirt?“ fragte Marie.

„Ja, von Ihrem Bräutigam.“ Sie schämte sich beinahe, es zu gestehen.

„Hat Ihre Schwester einen Tänzer? Ich habe Gonitzin gebeten, auch für Olga zu sorgen. Für Sie braucht man nicht zu sorgen,“ fügte sie lächelnd hinzu.

In diesem Augenblicke näherte sich Gonitzin seiner Braut und bat sie um einen Walzer.

Sie reichte ihm ihre Hand, er führte sie durch die Umstehenden bis auf den freien Platz und mischte sich dann in den Strudel.

Lisa blickte ihr nach. „Arme Marie,“ dachte sie, „sie tanzt wirklich nicht gut.“ Da näherte sich ihr selbst wieder ein Tänzer und führte sie fort zu ihrem fünfzehnten Walzer.

Unterdessen spielten sich im Vorsaale verschiedene Scenen ab. Hier und da setzten sich einige Würdenträger und gewichtige Persönlichkeiten an die Kartentische, aber im Ganzen merkte man an den Gesichtern der Damen und besonders an denen einiger vornehmen Generale eine gewisse Unruhe und Spannung, als erwarteten sie noch etwas Besonderes. Alle blickten von Zeit zu Zeit nach der Mittelthür.

Die Gräfin Trubetzkoi bewegte sich auch in diesem Vorsaale und sich bald dieser, bald jener Gruppe nähernd, blickte sie ebenfalls oft durch ihre Lorgnette nach der Mittelthür.

Da ertönte die Glocke dreimal. Der Graf und die Gräfin eilten der Treppe zu.

Alles Lebende, was sich in dem Vorsaale befand, durchlief eine Bewegung. Alle Damen nahmen eine gewisse Haltung an und standen wie angewachsen auf ihren Plätzen.

„Was ist Ihnen, Graf, ich fordere Pique und Sie spielen Coeur," und der Blick des Sprechenden richtete sich auf die Thür.

„Ach, Pique, verzeihen Sie, verzeihen Sie!" seine Karte zurücknehmend und nach der Thür sehend.

„Was thun Sie, Graf, Sie können doch nicht zurücknehmen," sagt der Dritte und beide Augen sind auf die Thür gerichtet.

„Ach, verzeihen Sie, verzeihen Sie!" spricht der Graf aufgeregt und alle Karten fallen ihm aus der Hand.

In diesem Augenblicke erhoben sich Alle, denn die mit Spannung erwarteten hohen Gäste traten ein.

Es waren in dem Vorsaale gegen 150 Personen. Eine höchst interessante Erscheinung zeigte sich.

Auf allen diesen Gesichtern verschwanden die Runzeln, alle Brauen glätteten sich, die, welche eben noch gewölbt waren wie Krummhölzer, wurden gerade, ja einige bekamen sogar eine Einbiegung nach unten, als wollten sie sich dem ganzen Streben ihrer Eigenthümer, sich zu verbeugen, anbequemen; die Haare auf den Köpfen glätteten sich von selbst, bei den Kahlköpfigen zeigten sich große Tropfen dienstbeflissenen Schweißes, die Nasen nahmen eine länglichere Form an und die Lippen — das war das Curioseste — die Lippen nahmen alle ohne Ausnahme ein sehr süßes Lächeln an, die Schnurbärte, welche in die Höhe gerichtet waren, senkten sich, die

Kinne, welche energisch vortraten, zogen sich zurück und die, welche ohnedies zurücktraten, verschwanden völlig.

Diese wunderbare Uebereinstimmung der 150 Gäste in Blick und Lächeln dauerte ungefähr drei Minuten. Dann kam wieder Bewegung in die Masse, aber nicht Jeder kehrte zu seinem früheren Zustande zurück. Während die hohen Persönlichkeiten durch den Vorsaal schritten, bildeten sich drei Gruppen von Physiognomien, die erste Gruppe beharrte bei der eben beschriebenen Physiognomie. Näherte man sich einer Person dieser Gruppe, so wurde man von ihr weder gehört noch gesehen; Vater, Mutter, Sohn, Tochter, die ganze irdische Welt, ja der Herrgott selbst existirte in diesem Augenblicke nicht für sie. Es existirte nur der Gedanke: „Werde ich bemerkt werden oder nicht?" — Die zweite Gruppe war eine höchst bedauernswerthe; hier waren die Gesichter lang, düster, enttäuscht; die Runzeln hatten sich wieder eingefunden, die Haare sträubten sich empor, auf den Häuptern der Kahlköpfigen waren die Schweißtropfen erstarrt, dafür schwitzten die Schnurbärte und die Nacken; auf den Lippen hatte sich noch eine Ruine des früheren Lächelns erhalten, aber ein Gefühl tiefer Niedergeschlagenheit schimmerte durch dieses Lächeln. Diese Gruppe von Unglücklichen bestand aus Denen, welche nicht bemerkt worden sind! Die Persönlichkeiten der dritten Gruppe — ja, die sehen anders aus. Das sind die, welche bemerkt worden sind. Das Lächeln auf ihren Lippen erhält die mannigfaltigsten Schattirungen, sie lächeln Allen zu, ja wenn der Teufel selbst ihnen in diesem Augenblicke begegnete, würden sie ihn mit einem Lächeln begrüßen.

Im Ballsaale wurde unterdessen eine Française getanzt, die Fürst Gonitzin mit großem Eifer dirigirte.

Der größte Theil der Gesellschaft begab sich nun in den Ballsaal.

Daß der Tanzdirector, der Flügel-Adjutant, der Bräutigam der Knäschna Mitischtschef diese Française mit Lisa Gagarin tanzte, die fast Niemand kannte, erregte allgemeines Erstaunen.

„Mit wem tanzt Gonitzin?“ fragt eine junge Löwin, die an einer der Säulen neben einem Flügel-Adjutanten sitzt.

„Man sagt, es sei die Braut des Fürsten Mitischtschef,“ antwortet dieser.

„Sie ist nicht häßlich, sie geht an, nur sind ihre Manieren nicht ganz richtig — hat keinen chic. Wo kommt sie her, aus Moskau?“

„Noch schlimmer, aus der Provinz.“

„Nicht möglich!“ quiekt die Löwin. „Ob Mitischtschef sie nicht am Ende heirathet, weil er ihr séducteur ist, wie?“

„Das weiß ich nicht.“

Es wäre wenigstens pikant!“

„Alexander, Alexander!“ rief in einer andern Ecke des Saales eine sehr dicke Dame ihren Mann, einen General, an, als er eben an ihr vorbeiging.

„Was willst Du?“

„Wer ist die Dame, die mit Gonitzin tanzt, eine ganz Fremde?“

„Ich weiß es selbst nicht, aber sie ist entzückend schön.“

„Geh doch sogleich, Dich darnach zu erkundigen! Das ist ja im höchsten Grade interessant! Du mußt es herausbekommen.“

Die Française war beendigt. Gonitzin reichte Lisa seinen Arm und führte sie unter die Colonnade.

Da ruft Jemand Gonitzin und sagt ihm:

„Der Großfürst ruft Dich!“

Gonitzin fliegt. Der Großfürst sagt ihm etwas, indem er Lisa Gagarin anblickt, Gonitzin antwortet ihm etwas, fliegt dann zu Lisa hin, die neben ihrer Schwester steht, flüstert ihr etwas zu und stellt ihr dann den hohen Herrn vor.

Viele hatten diesen ganzen Vorgang beobachtet und man sah es ihren Gesichtern an, daß etwas sehr Wichtiges geschehen sei.

Im Laufe von fünf Minuten hatten mehrere Würdenträger Gonitzin gebeten, sie Lisa und Olga Gagarin vorzustellen.

Lisa grüßte Alle mit freundlichem Lächeln; der Ausdruck ihres Gesichts und besonders ihrer Augen verrieth, daß sie berauscht war von den Freuden dieses Balles und sich mit ganzer Seele diesem Rausche hingab. Gonitzin eilte wieder zu ihr.

„Wo ist Ihre Frau Mutter?“

„Wahrscheinlich in dem andern Saale,“ antwortete Lisa.

„Nein, da ist sie,“ bemerkte Olga, auf ihre Mutter zeigend, die an einer der Säulen stand und ihre Töchter mit den Augen suchte.

Gonitzin eilte über den ganzen Saal und stellte Frau Anna einige sehr vornehme Persönlichkeiten vor. Die arme Frau war so überrascht, daß sie sich nicht durch große Lebendigkeit in der Conversation auszeichnete.

Abermals beobachteten viele Ballmütter und Würdenträger diesen Vorgang mit stärkstem Erstaunen.

Mehrere Damen näherten sich Frau Anna und betrachteten sie mit großem Wohlwollen.

Da kam auch die Gräfin Trubetzkoi über den Saal geflogen.

„Gnädige Frau, ich gratulire! C'est un succès fou. Ihre Töchter verdrehen buchstäblich Allen die Köpfe."

„Haben Sie die Güte mich vorzustellen," bat eine Dame die Gräfin.

„Mich auch," sagte eine andere Dame.

„Mit Vergnügen, wenn Frau Gagarin nichts dagegen hat."

Beide Damen zuckten krampfhaft zusammen. Wie, sie waren so herablassend, sich dieser Gagarin zuerst vorstellen zu lassen, und die Gräfin Trubetzkoi wagte es, zu sagen: „Wenn diese Frau nichts dagegen hat!"

„Ich möchte doch sehen, ob sie es wagen würde, etwas dagegen zu haben!" dachten beide Damen.

Die Gräfin stellte sie vor.

„Ihre Töchter sind reizend," sagte die erste Dame.

„Wenn ich einen Ball gebe, hoffe ich, daß Sie mir das Vergnügen machen werden, mit Ihren Töchtern auf demselben zu erscheinen," orgelte die Zweite.

Diese beiden Damen waren dieselben, welche vor Kurzem die große Welt darüber tadelten, daß sie den Gagarins den Zutritt gestattete.

Die arme Frau Anna konnte gar nicht begreifen, was mit ihr vorging. Bis dahin hatte sie bescheiden in irgend einer Ecke gesessen. Niemand hatte mit ihr gesprochen. Nur die Fürstin Mitischtschef hatte sie eines Grußes gewürdigt, und zwar auch nur von ferne, als sie an dem Arme eines vielbesternten Civilisten vorübergegangen war, und plötzlich ließen sich die höchsten und hohen Persönlichkeiten ihr vor-

stellen, Herren und Damen folgten ihrem Beispiele, sie empfing eine Einladung nach der andern.

Hätte sie hören können, wie dieselben Damen, die ihr so liebenswürdige Dinge sagten, hinter ihrem Rücken über sie und ihre Töchter sprachen, wie würde ihr das weh gethan haben!

„Wissen Sie, gnädige Frau," sagte ihr die Gräfin Trubetzkoi, „wie viele Einladungen zu Hofbällen Sie erhalten werden? Nicht weniger als fünf, das kann ich Ihnen versichern; und wissen Sie noch etwas? Sie dürfen mir deshalb nicht zürnen — in der nächsten Woche werden bei der Großfürstin Elisabeth lebende Bilder gestellt werden, man wird Ihre Töchter auffordern, sich an denselben zu betheiligen."

Eine Mutter hörte diese Worte.

„Vraiment, es ist unerträglich," stieß sie gegen eine ihrer Töchter hervor, „überall, wohin man kommt, summt man einem in die Ohren von diesen Gagarins, als ob sie Gott weiß was für vornehme Damen wären!"

Gleich darauf aber rauschte dieselbe Dame zu der Gräfin Trubetzkoi und bat diese, sie der Frau Gagarin vorzustellen.

„Ah, Madame Gagarine, bon soir!" piepte die Fürstin Swätosarof. „Wie geht es Ihnen? Amüsiren sich Ihre Töchter gut? Man sagt, sie finden wunderbar viel Beifall, wie bin ich froh darüber! Ich habe das vorhergesehen. A propos, wollen Sie nicht morgen bei uns speisen, ganz einfach, en famille? Mein Gott, ich habe Ihnen ja noch nicht gratulirt; ich wollte heute zu Ihnen kommen, aber ich war so müde, ich hatte gestern zwei Soiréen durchzumachen; ich hoffe, Sie werden mich entschuldigen . . . . Man sagt,

Sie haben mit dem Großfürsten Michael und mit dem Großfürsten Georg Bekanntschaft gemacht?"

„Ja, ich hatte dieses Vergnügen," antwortete Frau Anna.

„Nun, was haben sie Ihnen gesagt? Haben sie sich lange mit Ihnen unterhalten?"

„Nein, nicht lange. Einer von ihnen tanzt, glaube ich, diese Française mit Lisa."

„Wirklich?" Und die Fürstin stürzte fort, um die Tanzenden durch ihre Lorgnette zu mustern.

Noch zwei Augenpaare betrachteten dieses tanzende Paar in demselben Moment. Das eine dieser Augenpaare blickte aufmerksam und gedankenvoll auf das vor ihm liegende, bewegliche Bild; es lag etwas Edles, Offenes, Fragendes und Wehmüthiges in diesen Blicken. Der Eigenthümer derselben hielt die Hände unter den Schößen seines Frackes, in seiner ganzen Haltung war etwas, das ihn von der Masse der übrigen Ballgäste unterschied; dieser Unterschied lag in einem stolzen Selbstbewußtsein, das sich in seiner ganzen Persönlichkeit ausdrückte. Es war Fürst Swätosarof. Seine Blicke waren auf Lisa Gagarin gerichtet, und was er sah, veranlaßte ihn zu einem leichten Kopfschütteln. Er wendete sich ab und ging langsam auf die Galerie.

Das andere Augenpaar zeigte einen ganz anderen Ausdruck; der, dem es gehörte, stand da, als sei er allein auf einer wüsten Insel. Er hatte die Arme auf der Brust gekreuzt, seine Augenbrauen waren finster zusammengezogen, der Ausdruck seines Gesichts war zornig, unzufrieden, spöttisch. Auch seine Blicke waren auf Lisa Gagarin gerichtet; er biß die

Zähne zusammen und murmelte grimmige Worte. Es war Suchotin.

„Es ist abscheulich!“ murmelte er, sich Frau Gagarin nähernd.

„Warum sehen Sie so böse aus?“ fragte diese.

„Wie soll man nicht böse sein? Morgen werden unsere jungen Damen den Kopf verloren haben; verderben wird man sie, ganz verderben. Dem Bräutigam soll das Herz gehören. Ein Unsinn wird daraus entstehen; das wußte ich und habe es vorhergesagt.“

„Gott ist barmherzig,“ erwiderte Frau Anna.

„Ich fange an gegen diese Gräfin Trubetzkoi Verdacht zu schöpfen; es ist doch wohl Böses in ihr. Halten Sie sich lieber fern von ihr.“

Hier wurde das Gespräch unterbrochen.

Eine Viertelstunde später befand sich Suchotin in dem Büffetzimmer. Es war während einer Pause zwischen zwei Tänzen und daher waren Viele von den Tanzenden ebenfalls dort.

Plötzlich durchlief das Büffetzimmer dieselbe Bewegung, die wir schon im Vorsaale beobachtet haben.

An der Thür erschien einer der Großfürsten.

Suchotin wußte nichts davon.

Mit einer Tasse Thee in der Hand arbeitete er sich höchst gelassen zwischen den Damenkleidern hindurch.

„Pardon, Sie stehen auf meinem Kleide,“ sagte ihm eine Dame.

„Verzeihen Sie,“ antwortete Suchotin und macht einen Schritt vorwärts, um die Dame zu befreien.

„Oh," erschallt es in dem Augenblick; der arme Suchotin hatte, indem er einen Schritt vorwärts machte, seinen Fuß auf das Kleid einer anderen Dame gesetzt, in demselben Augenblicke, als die Besitzerin der langen Schleppe ebenfalls einen Schritt vorwärts machte, und ein Theil ihrer Schleppe war unter seinem Fuße geblieben.

Suchotin that schnell einen Satz nach rechts.

„Ah, mein Gott!" rief eine laute, schrille Stimme.

Alle sahen sich um — die Blicke aller Anwesenden fielen auf das tragikomische Bild der Fürstin Swätosarof, deren Kleid vorne und hinten mit Thee begossen war. Suchotin war bei seinem Seitensprung an den Rücken der Fürstin angeprallt, die hier stand, ganz in die Hoffnung vertieft, dem hohen Herrn, der in's Büffetzimmer getreten war, zu begegnen, und er hatte seine Tasse Thee auf den Rücken dieser Dame ausgegossen, während sie vor Schreck die Tasse, welche sie in der Hand hielt, fallen ließ und sich vorne begoß.

„Verzeihen Sie," brummte Suchotin mit einem Kratzfuße.

Die Fürstin wurde blaß vor Zorn und wandte sich ab, aber im nächsten Augenblicke wandte sie ihren Kopf wieder um, der Zorn war verschwunden, ihr Gesicht strahlte, ein Lächeln spielte um ihre Lippen, denn der Großfürst sagte zu ihr:

„Ihnen ist ein Unglück zugestoßen, arme Fürstin!"

„Ja, ein kleines Unglück," antwortete die Fürstin, und ihre Augen sprachen: „Ich wollte gern zwei Kleider mit Thee begießen, wenn es Ihnen Vergnügen macht."

Suchotin schlich leise fort.

Etwas später kamen Lisa und Olga zu ihrer Mutter.

„Nun, amüsirt Ihr Euch gut?" fragte diese.

„Ja freilich, es ist schrecklich amüsant,“ antwortete Olga.

„Ich habe mich noch nicht hinsetzen können,“ bemerkte Lisa strahlend.

„Was Lisa für Tänzer hat, Mama, es ist furchtbar; lauter vornehme Persönlichkeiten.“

„Tanzt Ihr die Mazurka mit?“

„Ja.“

„Ich tanze die Mazurka mit dem beliebtesten Cavalier Petersburgs, Mama,“ sagte Lisa.

„Wirklich! Wer ist denn das?“

„Fürst Gri-Gri.“

VIII.

Nach dem Balle.

Der Ball war beendigt. Petersburg schlief. Lisa lag in ihrem Bette.

Bald laut, bald leise, bald sanft wiegend, bald lustig tönten noch die Melodien des Walzers in ihren Ohren. Sie glaubte das Lichtmeer des Ballsaals zu sehen. Viele Stimmen tönten durch einander; plötzlich sagt eine Stimme: „Wie ist sie schön!" Unwillkürlich sieht sie sich um. Ein schöner, noch junger General ist es, der diese Worte gesprochen hatte und ihr Blick begegnet dem seinigen. Sie fühlt, wie das Blut ihr in's Gesicht schießt, ihre Wangen glühen.

„Welch' eine angenehme Ueberraschung, daß Sie nach Petersburg gekommen sind," sagt neben ihr stehend ein Großfürst, auf den alle Blicke gerichtet sind.

Lisa sieht, daß er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ist, und es ihr sehr angenehm.

„Welche Art Conversation befehlen Sie?" fragte Fürst Gri-Gri, sich neben mich setzend. „Soll sie weltlich, frivol oder menschlich sein," antwortete er.

„Nur nicht frivol," antwortete ich und blickte ihn an. Was hat er für kluge, ausdrucksvolle Augen!

„Welch ein sonderbares Schauspiel ist ein Ball," sagte er. „Wie Viele giebt es hier, die gerne ruhig und bequem bei einander sitzen möchten, um sich vernünftig aussprechen zu können, statt dessen hocken sie auf diesen kleinen vergoldeten Stühlen, und wenn sie eben ein recht interessantes Gespräch begonnen haben, da müssen sie rasch aufstehen, um eine Tour auszuführen!" Wie hübsch sagte er das! Er hat solche ausdrucksvolle Geberden."

„Ei, Gri-Gri tanzt immer die Mazurka mit der Königin des Balles," sagt ihm der Großfürst im Vorübergehen.

„Zum ersten Mal, Hoheit," antwortet, sich geschickt erhebend, der Fürst.

„Wie bescheiden!" antwortet der Großfürst.

„Mit den Löwinnen des Balles habe ich oft getanzt, aber mit der Königin tanze ich zum ersten Mal."

„Haben Sie das gehört?" sagt der hohe Herr lächelnd zu mir. „Wie finden Sie unsere Cavaliere? Brav, in der That," fügt er hinzu, sich wieder an Gri-Gri wendend und ihm auf die Schulter klopfend. „Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie mit meiner Gegenwart belästige," sagte er dann wieder zu mir.

Gott, wie viele Augen waren auf mich gerichtet! Mir war bange und doch war es mir angenehm. Wie viele Menschen habe ich gesehen, wie viele Damen haben sich mir vorstellen lassen. Wenn Sergei das gesehen hätte! Der arme Sergei, er hat sich heut wohl gelangweilt; er hat gewiß daran gedacht, wie es mir auf dem Balle geht, was seine Schwester macht . . . Wie ist sie rein; sie hat wirklich

etwas Ueberirdisches, mir ist es immer, als hätte sie allein ein weißes Kleid an — man fürchtet, sie zu beflecken, wenn man ihr nahe kommt.

Wie sah sie auf Alles, was sie umgab, während der Mazurka; ich blickte sie nur einmal an, später fürchtete ich mich sie anzusehen, es war mir, als sei sie mein Gewissen und als mache sie mir einen Vorwurf, weil ich mich so gut amüsirte. Aber was ist denn im Grunde daran Schlechtes? Ich bin doch jung, warum soll ich mich nicht amüsiren? Einmal werde ich doch gewiß in Petersburg in der Gesellschaft leben müssen .... Werde ich das müssen? Wird Sergei es wollen? Jedenfalls hat er schon viel erlebt und ich nicht ... Ach Gott, jedesmal, wenn ich an ihn denke, sehe ich nicht sein Gesicht, sondern das Gesicht des Fürsten .... Nein, das ist Unsinn. Aber dieser Walzer war doch entzückend ... diese Melodie, wie reizend!

Ich hatte eben eine Tour beendigt, wollte mich setzen, der Fürst schob mir einen Stuhl zu und sagte:

„Während Sie walzten, habe ich Ihr Schicksal zu errathen gesucht."

„Auf welche Weise?" fragte ich.

„Das ist mein Geheimniß," antwortete er. „Aber ich habe nichts Gutes erfahren."

„Wirklich? Was haben Sie denn erfahren?" fragte ich mit großem Interesse. Er lächelte so sonderbar; mir wurde bange um's Herz.

„Ich habe die Zukunft zu errathen gesucht und habe mich geirrt, weiter nichts," sagte er. „Es ist ja doch erlaubt, sich zu irren."

„Nein, das sagen Sie nur, um mir auszuweichen. Was haben Sie erfahren?“

„Nun gut, wenn Sie es durchaus wissen wollen, werde ich es Ihnen sagen. Bei der dritten Wendung des Walzers habe ich gesehen, daß Sie und Ihr Bräutigam Bewohner verschiedener Zonen sind. Sie gehören einer südlichen, er einer nördlichen Zone an.“

Diese Worte waren im Scherz gesagt, aber sie frappirten mich. Warum sagte der Fürst das, und warum wiederholt der närrische Suchotin dasselbe so viele Male? Ich blickte ihn verstohlen an und unsere Blicke begegneten sich. Es schien mir . . . Welch unsinnige Gedanken kommen einem in den Sinn auf einem Balle . . . . Und immer dieser Walzer . . . er hatte etwas Berauschendes.

Aber bin ich denn wirklich in Petersburg, in der großen Welt, in diesem Strudel, von dem ich noch vor Kurzem so fern war?

Ja, es ist kein Traum . . . es ist Wirklichkeit — und ich fühle es, ich bin eine ganz Andere, als ich war . . . . Aber mußte ich mich so verändern? . . . Da ist Olga z. B., ihr ganzes Wesen athmet Frohsinn; hat sie sich verändert? Nicht im Geringsten . . . Und ich, habe ich mich denn wirklich verändert? Ich liebte Simakowo, das Landleben, die Einsamkeit — liebe ich denn das Alles nicht mehr? Da steht unser Haus, ich sehe es . . . Nein, ich sehe es nicht . . . Ach, dieser Walzer, dieser Saal kommen immer dazwischen!

Wie sagte der Fürst von dem Landleben? Seine Worte klangen halb spöttisch, halb wehmüthig:

„Ich liebe das Landleben nicht, denn ich fühle, daß ich auf dem Lande leben sollte und daß ich es nie thun werde.“

Und ich liebe das Landleben, sagte ich, weil ich auf dem Lande gelebt habe und auch künftig leben werde.

„Daß Sie auf dem Lande gelebt haben, ist wahr, aber daß Sie es in Zukunft thun werden, ist sehr zweifelhaft," erwiderte er.

„Warum zweifelhaft?"

„Aus freiem Willen werden Sie es nicht thun," behauptete er. „Sie sind nicht dazu bestimmt, mit Kühen zu leben, sondern mit Menschen. Sie sind dazu bestimmt, Allen die Köpfe zu verdrehen, Alle toll zu machen, und eine Miene anzunehmen, als bemerkten Sie das gar nicht, als thäten Sie das nur so beiher. Darf ich Sie um einen Walzer bitten?" Seine Stimme verstummte und wir flogen davon, wir schwebten, als würden wir von Wolken getragen .... Gefällt er mir denn? Er spricht gut, klug, gewandt, aber hat er denn wahren Werth? Lacht er nicht über Alles und scheint an nichts zu glauben? Kann ein Mensch, der an nichts glaubt, mir gefallen? Nein. Darum gerade liebe ich Sergei, weil er einen Lebenszweck hat. Er weiß was er will, aber dieser weiß es nicht. Aber ist das nicht vielleicht nur Verstellung bei ihm? Wie wehmüthig sah er aus, als wir in der Mazurka vom Glück sprachen und er sagte: „Meine Idee von Glück ist eine sehr originelle: ich glaube Denen, die sagen, sie seien glücklich, auf's Wort, aber ich weiß nicht, was dieses Wort bedeutet." Und beim Abendessen sagte er, sein Glas hebend: „Ich trinke auf Ihr Glück!"

„Und Ihre Prophezeihung?" fragte ich lachend.

„Möge sie zur Lüge werden. Irgend Jemand muß doch glücklich sein. Wohin man blickt, überall sieht man

Unglückliche, und die Men schen verdienen es nicht besser; aber Sie — setzte er nach einer kleinen Pause hinzu — Sie scheinen es zu verdienen, glücklich zu sein."

Wie ernst sah er aus, indem er diese Worte sprach.

„Giebt es denn wirklich so viele Unglückliche?" fragte ich.

„In unserer großen Welt, kann ich Sie versichern, sind fast Alle unglücklich," flüsterte er. „Sehen Sie die Menschen an, die mit uns an diesem Tische sitzen . . . . . Wollen Sie, daß ich Ihnen von jedem Einzelnen sage, wodurch er unglücklich ist? Ich will gleich mit mir selbst anfangen. Ihr ergebenster Diener weiß nicht einmal, was das Wort Glück bedeutet, und dem Aeußeren nach merkt man ihm das gar nicht an. Neben mir sitzt die verwittwete Gräfin Bikofski. Ihr Mann ist todt; sie brennt vor Verlangen, einen andern zu bekommen und es will ihr nicht gelingen, da sitzt sie und blickt auf die Welt wie ein Uhu. Dieser General, der neben ihr sitzt — sein Ziel ist, eine Anstellung im Civildienst zu erhalten und Minister zu werden, aber es geht nicht. Ist er glücklich? Seine Nachbarin ist die Fürstin Bezubof; ihr Gemahl ist hübsch, gutmüthig, kurz ihr fehlt nichts, was zum Glück nöthig ist. Aber ein Kummer nagt an ihrem Herzen: der Hof kommt nicht zu ihren Soiréen. Der arme Fürst Swätosarof, unser vis-à-vis, sollte man nicht glauben, der habe Alles, was ein Mensch sich wünschen kann? Und dennoch fehlt ihm Alles. Er hat sich in der Wahl seiner Frau geirrt, statt einer bescheidenen, häuslichen Frau hat er eine alberne, leere Weltdame genommen. Und jener Herr, der Ex-Minister, er hat fünfzehntausend Rubel Einnahme, eine niedliche Frau, gute Kinder; sollte er nicht glücklich und ruhig sein? Nein, er ist dennoch unglücklich,

denn er will wieder Minister werden. Und die Gräfin Bobrofski, diese reizende Frau, hat einen Mann, der ein Ungeheuer ist; er sollte sterben, aber stirbt nicht, weil — er ein Ungeheuer ist . . ."

Es ist merkwürdig, wie ich mich an Alles das erinnere. Die Gräfin Bobrofski ist eine höchst liebenswürdige Frau. Wie freundlich kam sie zu mir nach dem Abendessen und wie sympathisch klang ihre Stimme, als sie mir sagte:

„Ich erwartete, Sie bei mir zu sehen, und da Sie nicht kamen, wollte ich Sie aufsuchen, aber heftige Kopfschmerzen verhinderten mich daran. Mitischtschef und seine Schwester sind meine Freunde; Ihr [illegible] ist mein Herzensfreund, deshalb werden Sie es begreifen, daß ich sehr wünschte, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich wollte Ihnen meine Dienste anbieten, um Sie in der Gesellschaft einzuführen, aber ich sehe, Sie bedürfen meiner nicht. Man trägt Sie ja auf Händen."

Dies waren ihre Worte, aber es schien mir, daß die Gräfin dabei ironisch lächelte, obschon sie mir gleich darauf die Hand reichte und hinzusetzte:

„Ich hoffe, Sie bei mir zu sehen und schreibe meinen Namen unter die Zahl Ihrer Freundinnen ein."

In diesem Augenblick näherte sich uns die Gräfin Trubetzkoi. Als diese beiden Frauen neben einander standen und ich ihre Stimmen hörte, ihre Blicke sah, war es mir, als müßte ich mich ganz auf die Seite der Gräfin Bobrofski stellen und mich von der Gräfin Trubetzkoi entfernen.

„Ich weiß schon, von was die Rede ist," sagte die Trubetzkoi. „Gräfin Bobrofski nimmt Sie, meine Schöne, unter

8*

ihre Protection. Das ist aber gar nicht nöthig. Wissen Sie auch, Gräfin, wer diese Dame protegirt?"

„Sie?" erwiderte die Bobrofski mit sanfter Stimme.

„Nein, das Schicksal. Wenn das Jemandem seine Gunst zuwendet, geschehen Wunder. Sie, meine Liebe, haben Niemandes Protection nöthig; Sie haben rein durch Ihre Persönlichkeit im Sturme eine Stellung erobert, die Andere, wenn sie auch noch so hübsch und klug sind, in Jahren nicht erlangen. Dessenungeachtet will ich Ihnen nicht verhehlen, daß die Gräfin Bobrofski — ne vous déplaise, Madame la comtesse," fügte sie hinzu, der Gräfin einen leichten Knix machend, — „eine der reizendsten Frauen ist."

Nach diesen Worten rief sie Jemanden an und lief fort.

Was ist sie für eine sonderbare Frau! Kann mein Erfolg sie so interessiren? Es scheint mir immer, als wolle sie mir Schmeicheleien sagen.

In Wirklichkeit hat sie ja Recht; habe ich denn diesen Erfolg nicht mir selbst zu verdanken? Ich bin nicht demüthig und gesenkten Hauptes aufgetreten — nein, ich habe Allen muthig in die Augen gesehen und mich nicht einschüchtern lassen. Hätte die Fürstin Mitischtschef mich so empfangen, wenn ich zu ihr hingekommen wäre mit der Miene einer armen hilflosen Waise? Ich trat ihr entgegen, ebenso stolz wie sie, und gleich wurde sie liebenswürdig gegen mich und wie liebenswürdig! Und bei der Fürstin Biboli — wie viel Kränkungen mußten wir verschlucken, weil ich vor ihr dasaß wie ein blöder Backfisch mit niedergeschlagenen Augen! Jetzt will ich doch zu ihr hinfahren und mich ihr zeigen, wie ich jetzt bin! — Sergei gefällt das nicht, wie es scheint, er hat mich nie so gesehen. Nun gut, mit ihm allein werde ich die

alte Lisa sein, aber in der Gesellschaft werde ich immer stolz und selbstbewußt auftreten . . . O, es war doch schön, — dieser Abend, — dieser Walzer, diese Mazurka, die verschiedenen Touren, diese beständige Bewegung, dieses immerwährende Wechseln der Cavaliere . . . . Und dann das großartige Souper . . . Alles war herrlich! Hoffentlich fahren wir übermorgen wieder zum Ball, und dann kommt der Ball bei der Fürstin Mitischtschef, da werde ich die Mazurka mit Sergei tanzen. — Aber wird das wirklich so amüsant sein? Sergei hat einen Fehler, er nimmt das Leben zu ernst; in seinem Alter muß man die Dinge leichter und heiterer ansehen.

Wie wäre es, wenn ich es mir zur Aufgabe machte, ihn dazu zu bringen? Ihm wird das nichts schaden und für mich wäre es doch sehr amüsant. Wir könnten ja abwechselnd auf dem Lande und in Petersburg leben; wir würden bei uns empfangen, ich würde so reizende Soiréen einrichten, mit lauter liebenswürdigen Frauen und interessanten Männern. Versuchen könnte man es doch! Ach, was habe ich für unsinnige Gedanken! Nur einen Ball besucht, und was für Phantasien erfüllen meinen Kopf. Wo ist denn meine Charakterfestigkeit? Vor drei Tagen dachte ich doch ganz anders, ich verachtete das weltliche Treiben; fand Alles hohl, nichts als Klatschereien, Lieblosigkeit, Neid, Lüge — und plötzlich bin ich entzückt davon!

Lisa, Lisa, besinne Dich, was ist Dir geschehen? Deine Liebe zu Sergei scheint ganz vergangen. Es ist wahr, versuche ich es, mir sein Gesicht zu denken — immer kommt das Gesicht dieses oder jenes meiner Tänzer dazwischen . . .

Einige Gesichter sehe ich, die mich vorwurfsvoll anblicken, Mama und Fürst Swätosarof — ich habe es wohl bemerkt, wie er mich auf dem Balle ansah, ganz anders als an jenem Morgen, als er mich zum ersten Male erblickte .... Aber habe ich denn etwas Böses gethan? Gewiß nicht! Warum sehen mich denn diese Gesichter so an? ...

In diesem Augenblicke schlug eine Uhr im Hause. Lisa lauschte, aus ihren Träumereien erwachend, den einzelnen Schlägen.

„Schon sechs Uhr ... und ich schlafe noch nicht ... Oder habe ich geschlafen und es war Alles nur ein Traum? Nein, ich habe nicht geschlafen, ich habe gedacht. Mein Licht brennt auch noch ... Jetzt will ich schlafen.

„Ach, ich habe ja noch nicht gebetet, darum kommen mir so viele böse Gedanken in den Kopf ... Ich muß beten ... Aber ich bin so müde, es ist so behaglich hier in meinem Bette ... Nein, nein, ich darf nicht — ich muß — muß beten!"

Sie stand auf, warf sich einen wollenen Schlafrock über, steckte die Füßchen in die Pantoffeln, ging rasch zu ihrem Heiligenschrein, fiel auf die Kniee und begann zu beten.

Nachdem sie gebetet, legte sie sich wieder zu Bett, löschte ihr Licht aus und schlief ein. —

Ganz anders war die Wirkung des Balles auf Olga, sie kam in glücklichster Stimmung in ihr Zimmer und sagte zu ihrem Mädchen:

„Es war schrecklich amüsant, Mädchen, aber dafür bin ich auch todtmüde." Darnach entkleidete sie sich, legte sich in's Bett und dachte: „Nein, beten kann ich nicht," bekreuzte

sich, leise murmelnd: „Gott sei mir Sünderin gnädig,“ schloß die Augen und schlief sofort ein.

Werfen wir nun noch einen Blick auf den jungen Garde-Aspiranten, auf Wolodä. Dieser wurde Nachts zwei Uhr ganz betrunken von Borel nach Hause gebracht. Von diesem Ereignisse wußten nur der Diener und Fina. Die letztere schärfte dem ersteren streng ein, Niemandem ein Wort davon zu sagen. Am Abende vorher hatte Wolodä den Sohn des Fürsten Swätosarof kennen gelernt, einen siebzehnjährigen Junker der Chevalier-Garde. Dieser stellte ihn zwei Regimentskameraden und einem Husaren vor und sie beschlossen Alle zusammen erst in's Ballet und dann zu Borel zu fahren, Hier trank Wolodä Brüderschaft mit den vier neuen Kameraden. Jeder von ihnen nöthigte ihn, ein Glas Champagner mit einem Zuge zu leeren — nach dem dritten Glase war der arme Wolodä fertig.

IX.

Dunkle Wolken.

Fürst Sergei hatte die Nacht des Balles sehr unruhig verbracht. Beängstigende Bilder quälten ihn, wie ein Alp. In seinen Träumen war er beständig auf dem Balle und suchte Lisa, aber jedesmal wenn er sich ihr näherte, verschwand sie und er erblickte ihr reizendes Gesicht nur von Zeit zu Zeit, entweder hinter einer großen Menschenmenge oder in Nebel gehüllt.

Am folgenden Morgen war Marie die Erste, die aufgestanden war, und sie eilte zu ihrem Bruder.

„Du siehst sehr blaß aus," sagte Sergei, indem er sie auf die Wange küßte.

„Ich habe wenig oder gar nicht geschlafen; unruhige Träume quälten mich. Nasta meint, diese Träume hätten eine schlechte Bedeutung. Mir träumte, ich sei in einem sehr großen Garten, in dessen Mitte sich ein großer Teich befand, und ich näherte mich diesem Teiche, um mich hineinzustürzen. Ich stürzte mich hinein und erwachte, am ganzen Körper zitternd, von kaltem Schweiße bedeckt!" . . .

„Aber wie war es auf dem Balle? Hast Du Dich gut amüsirt?"

„Wie kannst Du so fragen! Gelangweilt habe ich mich, — nein, doch eigentlich nicht, denn ich habe an mich selbst gar nicht gedacht . . .“

„Hast Du viel getanzt?“

Nicht sehr viel. Aber die Gagarins, kann ich Dir sagen, waren förmlich belagert von Tänzern.“

„Hat Lisa sich gut amüsirt? Sah sie schön aus?“

„Und wie hat sie sich amüsirt! Schade, daß Du nicht da warst, sie war wunderbar schön . . .“

„Wirklich?“ rief Sergei und sein Gesicht strahlte vor Freude. Man sah ihm an, wie stolz er in diesem Augenblicke auf Lisa war.

Seine Schwester zeigte einen ganz anderen Ausdruck auf ihrem Gesicht. Sie senkte den Kopf und schien Muth zu sammeln, um ihrem Bruder etwas Unangenehmes zu sagen.

„Sergei, weißt Du was,“ sagte sie endlich, den Kopf erhebend und mit einer Troddel des Schlafrocks ihres Bruders spielend, „laß Lisa nicht zu oft auf Bälle gehen!“

„Warum?“

„Weil man ihr vielleicht den Kopf verdrehen würde. Du weißt selbst, wie die Petersburger Gesellschaft beschaffen ist; die Gräfin Trubetzkoi kann sie doch nur auf Bällen sehen und es scheint mir besser, wenn sie Diese nicht oft sieht. Vielleicht irre ich mich, aber ich mußte Dir das sagen.“

Fürst Sergei drückte die Hand seiner Schwester, ohne etwas zu erwidern. Er sah sehr nachdenklich aus.

„Der erste Ball verdreht Jedem ein wenig den Kopf,“ sagte er nach einer Pause, als beeile er sich, Lisa zu vertheidigen, um sich selbst zu beruhigen.

„Sie wird heute kommen, dann sprich mit ihr über diesen Punkt.“

In diesem Augenblicke ließ sich der Oberst Suchotin melden, und Fürst Sergei ließ ihn eintreten. Der Fürst sah ihm sofort an, daß ihn etwas Unangenehmes herführe.

„Habe die Ehre, Sie zu grüßen,“ brummte Suchotin. „Die ganze Nacht habe ich nicht geschlafen, sondern immer an Sie gedacht.“

„Es scheint, daß in dieser Nacht alle Welt schlecht geschlafen hat,“ bemerkte die Knäschna lächelnd.

„Ja, wann hätte man denn schlafen sollen? Es war vier Uhr, als es mir gelang, fortzukommen. War das ein Ball, Fürst! — Großartig, kann ich Ihnen sagen, eine Zauberwelt, bei Gott! . . . Aber der Teufel hole diese Zauberwelt! Erinnern Sie sich, Fürst, was ich Ihnen in Simakowo sagte? Jetzt ist es Zeit, daran zu denken. Die ganze Nacht hat es mir keine Ruhe gelassen. Mir scheint es, jetzt ist Alles aus. Der Vogel ist aus dem Käfig gelassen und einfangen wird man ihn nicht mehr!“

„Ach, gehen Sie doch, Feodor Suchotin!“ entgegnete der Fürst etwas gereizt, „Sie prophezeihen immer allerhand Unglück! Was ist denn Ungewöhnliches dabei, daß Lisa sich auf ihrem ersten Ball gut amüsirt hat?“

„Um Verzeihung, dabei ist gar viel Ungewöhnliches. Ich bin der Sache auf den Grund gekommen. Die Gräfin Trubetzkoi giebt sich nicht umsonst so viel Mühe, Ihrer Braut Tänzer und Einladungen zu verschaffen, — die Einladung zu diesem Balle war ja auch ihr Machwerk, und heute kommt wieder eine Einladung, und morgen, und übermorgen . . . . Ich sage Ihnen voraus, Sie werden Ihre Braut bis zu

Ihrer Hochzeit so wenig sehen, wie Ihre Ohren; Sie werden schon an meine Worte denken."

„Heute wird sie z. B. fast den ganzen Tag bei uns zubringen," antwortete der Fürst nervös.

„Dieser Geschichte muß man ein Ende machen," rief Suchotin in Eifer. „Sie müssen entweder gleich heirathen und fortreisen, oder gar nicht heirathen, oder Sie werden eine Frau bekommen, die nicht besser sein wird als alle diese Damen, z. B. die Trubetzkoi."

„Sind Sie toll geworden?" rief der Fürst.

„Sie müssen Elisabeth Gagarin verbieten, Bälle zu besuchen," fuhr Suchotin heftig fort. „Wozu braucht sie denn Bälle zu besuchen, wenn ihr Bräutigam krank ist? Glauben Sie, daß solch ein Patron wie Gri-Gri ihr nicht Hornissen in den Kopf setzen wird?"

„Mit wem hat sie die Mazurka getanzt?" fragte der Fürst.

„Mit dem Fürsten Gri-Gri," antwortete die Knäschna leise.

Sergei antwortete nichts, aber man sah ihm an, daß ihm diese Nachricht nicht angenehm war. Seine Stimmung war in diesem Augenblicke keine beneidenswerthe. Im Grunde stimmte die Auffassung Suchotins doch mit der seiner Schwester überein.

Während alle Drei noch dies Thema erörterten, erschien die majestätische Gestalt der Fürstin Mutter in der Thür.

„Schon Gesellschaft?" begann sie, nickte Suchotin mit einem bon jour gnädig zu, küßte ihre Tochter auf die Stirn und näherte sich ihrem Sohne, welcher aufstand und seiner Mutter sehr ehrerbietig einige Schritte entgegen ging.

„Eh bien, wir sind ja ganz munter,“ sagte sie, nachdem sie ihn geküßt hatte.

„Ja, heute werde ich hoffentlich meiner Haft entlassen,“ erwiderte Sergei. „Die Aerzte sollen ja heute kommen.“

„Es ist auch Zeit,“ sagte die Fürstin, sich auf einen Lehnstuhl setzend, und fügte dann im Tone großer Befriedigung hinzu: „In fünf Tagen, mon cher, gebe ich einen Ball und Dir kann ich zu dem Erfolge, den Deine Braut gestern gehabt hat, gratuliren.“

„Was ist da zu gratuliren, gnädige Frau!“ mischte sich Suchotin ein. „Es ist, bei Gott, unbegreiflich, wozu man ihm gratuliren soll?“

Die Fürstin stutzte. Diese plötzliche Einmischung Suchotins, seine Anrede „gnädige Frau“, der belehrende Inhalt seiner Worte, Alles das hatte sie im höchsten Grade überrascht. Sie sah ihn an, als wollte sie ihn fragen, ob er verrückt geworden sei.

„Ich habe schon von Lisas Erfolgen gehört,“ bemerkte der Fürst, „aber ich muß gestehen, mich interessirt das sehr wenig.“

„Aber mich, wenn es diesem Herrn nicht mißfällt,“ versetzte die Fürstin, sich mit einem ironischen Lächeln gegen Suchotin wendend; „es hat mich sehr gefreut und mich auch in Betreff Deiner Zukunft sehr beruhigt. Elisabeths Manieren sind tadellos; sie hat sehr viel Liebreiz, sie ist sehr graziös und spricht allerliebst, sogar elegant. Es ist unzweifelhaft, daß sie es verstehen wird zu empfangen und sich des hohen Namens, den sie tragen soll, würdig zu machen. Für unsere Zeit ist das schon sehr viel. Deine Braut hat die Ehre gehabt,

daß alle hohen Gäste, die auf dem Balle waren, sich ihr vorstellen ließen — das ist doch kein geringer Erfolg."

„Ich muß gestehen, Mama," erwiderte Sergei düster, „es ist mir vollkommen gleichgiltig, ob sich die hohen Gäste Lisa haben vorstellen lassen oder nicht, und noch gleichgiltiger ist es mir, ob meine Braut es verstehen wird, zu empfangen oder nicht, denn ein offenes Haus werde ich nicht haben."

„Nun, das wollen wir schon sehen," entgegnete die alte Fürstin empfindlich. „Du wirst auf Deine Frau wohl diejenigen Rücksichten nehmen müssen, die ihr Geschmack, ihr Charakter, ihre Stellung verlangen werden. So viel ich urtheilen kann, wird Deine Braut das gesellschaftliche Leben sehr lieben, und ich glaube nicht," fuhr sie mit einem verächtlichen Blick auf Suchotin fort, „daß sie ihre ganze Jugend dem Kuh- und Hühnerstalle widmen werde, wie Du Dir das so schön denkst, mein lieber Sohn. Ich fange an zu glauben, daß wir uns Beide in Deiner Braut geirrt haben: ich, indem ich sie zu streng beurtheilte, ehe ich sie gesehen hatte; Du, indem Du glaubtest ein Landmädchen in mein Haus einzuführen nnd statt dessen mir eine jener seltenen Ausnahmen des provinziellen Lebens brachtest, denen die Vornehmheit gleichsam angeboren ist."

Sergei schwieg, es war ihm zu Muth, als müsse er ersticken; auf seine noch geschwächten Nerven wirkten die Worte seiner Mutter wie das Geräusch, welches entsteht, wenn man Glas mit einem Messer schneidet.

Suchotin stand mit selbstzufriedener Miene da, die Hände in den Taschen und blickte bald ermuthigend und beifällig auf die Fürstin, bald vorwurfsvoll auf den Fürsten, als wollte er sagen: „Erinnerst Du Dich, Bruder, wie ich Dir das

prophezeit habe? . . . Mir wolltest Du nicht glauben, nun hörst Du's von anderer Seite."

Sergei erhob sich vom Sopha und ging im Zimmer auf und nieder.

„Wie meine Frau sein wird, werden wir noch sehen, jedenfalls ist es durchaus nicht nöthig, daß Lisa von einem Balle zum andern geschleppt wird," sagte er endlich mit heiserer Stimme.

„Aber liebster Sergei, Lisa muß doch die Welt kennen lernen, ehe sie sich vermählt, das weißt Du selbst sehr gut."

Meiner Ansicht nach hat sie das durchaus nicht nöthig; wozu?" knurrte Suchotin.

Die alte Fürstin zeigte sich durch diese wiederholte tactlose Einmischung auf's Höchste verletzt; sie zuckte mit den Achseln, stand auf, ohne ein Wort zu erwidern und bewegte sich der Thüre zu.

Da trat ein Diener mit einem Billet ein, welches er der Knäschna reichte, indem er sagte: „Von Fräulein Gagarin. Der Bote wartet auf Antwort."

„Gewiß kann sie nicht kommen," sagte Suchotin spöttisch.

Der Fürst blickte Suchotin zornig an.

„Ist es von Lisa?" fragte er.

Die alte Fürstin blieb an der Thür stehen.

„Ja, von Lisa," antwortete die Knäschna. „Sie haben Recht, Herr Suchotin, die Aermste hat so starke Kopfschmerzen, daß sie zu Hause bleiben muß. Hier, lieber Bruder, sind einige Zeilen an Dich. Sie hofft heute Abend zu uns zu kommen," und die Knäschna reichte ihrem Bruder den Brief. Die Fürstin verließ das Zimmer.

Der Fürst las:

„Lieber Sergei, wenn Sie wüßten, wie viel ich heute Nacht an Sie gedacht habe, und wie es mir leid gethan hat, daß Sie nicht auf dem Balle waren, Sie würden mit mir zufrieden sein. Der Ball hat mich ganz verrückt gemacht. Mein Kopf ist schwer und schmerzt sehr; mir ist wüst und traurig zu Muth! Aber ich habe mich doch ungemein amüsirt."

„Eine Antwort ist wohl nicht nöthig, nicht wahr, Marie?" sagte der Fürst, auf den an der Thür stehenden Diener blickend.

„Wie, Du willst nicht schreiben? Dann will ich es thun. Laß den Boten warten," befahl sie dem Diener.

„Was soll ich schreiben, die Hand thut mir weh," bemerkte Sergei mürrisch.

Marie näherte sich ihrem Bruder zärtlich.

„Du bist böse auf die arme Lisa, weil Mama Dich gereizt hat. Ich bitte Dich, schreibe Lisa ein Billetchen und ich werde es ihr bringen. Willst Du?"

„Was bist Du doch für ein Engel, Marie! Immer verbreitest Du Segen um Dich her. Verzeihe mir, ich werde nicht mehr böse sein."

Er ging an den Tisch und begann zu schreiben.

„Sie haben mich wohl hier nicht nöthig," bemerkte Suchotin kurz. „Nun, Gott mit Ihnen, wenn Sie mich nicht hören wollen."

„Warum soll ich auf Sie hören," antwortete der Fürst ungeduldig; „etwas Gutes hört man von Ihnen nicht."

„Ich rathe Ihnen nur Eins, Fürst: lassen Sie Ihre Braut nicht auf die Bälle gehen, sonst ist sie verloren, auf mein Ehrenwort! Uebrigens thun Sie, was Sie wollen."

„Nun nun, lieber Herr, von zwei oder drei Bällen wird

ihr nichts geschehen," sagte die Knäschna in scherzendem Tone; „machen Sie meinem Bruder keine Angst."

„Du mein Himmel, liebste Knäschna, wie sollte ich ihm Angst machen! Ich habe doch schon in Simakowo genug aufgepaßt und kenne diese Leute alle besser als meine Taschen, besonders die Elisabeth. Eine große Schönheit ist sie, das ist wahr, und klug wie der Teufel, das ist auch wahr, aber ein landliebendes Mädchen ist sie nicht, das sieht man ihr auf den ersten Blick an. Der Fürst will es nicht glauben; gut, aber wenn er sie geheirathet haben wird und ihre wahre Natur zum Vorschein kommt, dann wird er sich des alten treuen Suchotin erinnern."

„Sie beurtheilen die Natur der Frauen sehr falsch, Suchotin. Aus einem Mädchen, wie Lisa, kann man machen was man will, wenn man es nur richtig anfängt. Das haben Sie nicht herausgefunden. Sie kann sich hinreißen lassen, aber nicht verdorben werden; das sind zwei sehr verschiedene Fälle. Sie hat eine eindrucksfähige schwärmerische Seele und wird jedem guten Einflusse zugänglich sein."

„Gewiß, das will ich nicht bestreiten, aber den rechten Moment muß man wahrnehmen; läßt man den vorübergehen, so kann leicht ein anderer gefährlicher Einfluß sich geltend machen. Ja, wären Sie gestern auf dem Balle gewesen, aber so . . ."

„Nun, was ist denn da eigentlich gewesen, sagen Sie es mir doch!" rief der Fürst leidenschaftlich erregt.

„Gar nichts, lieber Bruder," beschwichtigte Marie mild.

„Wieso gar nichts, wenn er von dem gestrigen Balle spricht, als sei er für Lisa schlecht gewesen?"

Fürst Swätosarof trat in's Zimmer.

„Worüber streitet Ihr? Ach, ich sehe, hier sind schon alle Berichterstatter versammelt, und ich kam, um Dir von dem Balle zu erzählen.“

„Ja, lieber Onkel, Sie müssen mir sagen, was ich wissen will — aber bitte, ganz aufrichtig und wahrheitsgetreu.“

„Gewiß werde ich das. Meine Frau versteht es, die Zunge zu wechseln, ich nicht.“

„Nun wohlan, Onkel, waren Sie gestern mit Lisa zufrieden oder nicht? Haben Sie an ihr etwas Uebles bemerkt?“

„Wie soll ich Dir sagen, liebes Brüderchen — Deine Frage ist eine gar zu kitzliche — ja und nein. Sie hat zu viel Erfolg gehabt. Das hat mir nicht recht gefallen. Was willst Du mehr? Meine Frau schnattert vom frühen Morgen von nichts als von den Gagarins, hat ihnen zu Ehren ein kleines Diner heute bei uns arrangirt und diese Närrin, die Trubetzkoi, und den Fürsten Gri-Gri dazu eingeladen.“

„Die Trubetzkoi!“ rief Sergei. „Warum die?“

„Ja, frage Du sie, wozu; ich habe sie ja nicht eingeladen, sondern sie.“

„Lisa darf auf keinen Fall hin!“ rief Sergei.

„Auf keinen Fall,“ wiederholte Fürst Swätosarof.

„Es trifft sich ganz gut, daß sie gerade Kopfschmerzen hat,“ bemerkte die Knäschna.

„Ich werde zu den Gagarins fahren und es ihr sagen,“ erklärte Swätosarof.

„Dann brauche ich darüber nicht zu schreiben?“

„Warum nicht? Schreibe ihr nur; doppelt hält besser,“ antwortete der Onkel.

Eine halbe Stunde später fuhr er bei den Gagarins vor und ließ sich sofort melden.

In dem Hause der Gagarins herrschte eine unangenehme Stimmung.

Lisa war spät aufgestanden, ihr Kopf schmerzte und sie hatte ein Gefühl, als habe sie in der letzten Nacht etwas Böses gethan. Sie warf einen Blick in den Spiegel und erschrak über ihr müdes Aussehen, dann fiel ihr Auge auf das Ballkleid, an dem Alles verdrückt war, auf die Blumen, die ihr gestern so gefielen und die jetzt aussahen als habe eine muthwillige Hand sie vom Stengel gerissen.

Nachdem sie sich angekleidet hatte, trat sie wieder vor den Spiegel. Ein schneeweißer Kragen umgab ihren reizenden Hals und stach sehr schön ab von der blauen Farbe ihrer Cravatte; eine Matrosenjacke von dunkelblauem Tuche mit zwei Reihen Knöpfen zeichnete die graziösen Contouren ihrer Taille auf's Vortheilhafteste; der Rock, von demselben Tuche mit schwarzseidenen Aufschlägen, gab ihrer ganzen Gestalt etwas ungemein Leichtes, Niedliches. Der Spiegel sagte ihr, daß sie sich ein wenig erholt hatte, aber der Kopf war ihr noch sehr benommen und sie mußte der Knäschna Mitischtschef schreiben, daß sie nicht zum Frühstück kommen könne.

Olga war früher aufgestanden und sah viel frischer aus, weil sie ihren Kopf nicht durch Grübeleien angestrengt hatte. Mit dem Tanzen hatte auch ihre Aufregung aufgehört und der Schlaf sich eingestellt.

Wolodä erschien am Theetisch mit sehr blassen Wangen, mit geschwollenen Augenlidern; er vermied es, Jemandem in's Gesicht zu sehen. Auch sein Kopf schmerzte und er fühlte sich höchst unbehaglich.

„Warum bist Du so blaß, Wolodä?“ fragte seine Mutter, ihn aufmerksam betrachtend.

„Ich? Ich habe schlecht geschlafen,“ antwortete er und wurde roth wie ein gekochter Krebs. Er log zum ersten Mal in seinem Leben und das Lügen war ihm unbequem. Unwillkürlich blickte er nach Fina, diese sah ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit an, als wolle sie ihm sagen, sie könne wohl das Lügen nicht gutheißen, aber dieses Mal sei nichts zu machen, sie wolle schon die Sünde auf ihre alte Seele nehmen und seine Antwort nicht widerrufen.

„Ich habe auch so schlecht geschlafen; ich hatte solche böse Träume,“ bemerkte Frau Gagarin.

„Es war aber doch furchtbar amüsant!“ rief Olga mit strahlendem Gesichte.

„An Tänzern hat es Euch also nicht gefehlt?“

„O, wir hatten deren im Ueberfluß. Wenn Du wüßtest, Wolodä, was Lisa für Cavaliere hatte, lauter ganz vornehme Persönlichkeiten. Die meinigen waren nicht so vornehm, aber doch auch gut.“

Lisa schwieg und schien in sich versunken.

„Ich behaupte, es ist eklig in diesem Petersburg!“ rief Wolodä.

„Was weißt Du denn von Petersburg?“ fragte Olga.

„Mehr als Du,“ erwiderte er kurz. „In Simakowo war es, bei Gott, besser. Petersburg wird uns Allen noch vielen Aerger verursachen, das fühle ich.“

Ehe er noch Zeit fand, seine Vorhersagung zu begründen, meldete der Diener den Fürsten Swätosarof.

Frau Gagarin ging ihm entgegen.

„Ich bin gekommen, um Ihr Diner zu stören,“ begann

der Fürst, sich an die jungen Damen wendend. „Meine Frau läßt sie einladen und ich lade Sie natürlich auch ein; nur nicht Fräulein Elisabeth.“

„Warum mich nicht?“ fragte Lisa betroffen.

„Weil Marie und Sergei sehr wünschen, daß Sie mit ihnen speisen.“

„Ah so!“ —

„Haben Sie ein großes Diner?“ fragte Olga.

„Nein. Die Gräfin Trubetzkoi hat sich selbst eingeladen, meine Frau hat den Fürsten Gri=Gri aufgefordert . . .“

Lisa wurde roth im ganzen Gesicht. Alle bemerkten es. Sie empfand in diesem Augenblicke, daß man sie zu den Mitischtschefs eingeladen habe, um sie daran zu verhindern, mit der Gräfin Trubetzkoi und mit dem Fürsten Gri=Gri zusammenzutreffen. Es schien ihr, Alle hätten bemerkt, daß Gri=Gri ihr den Hof mache, und man habe sich gegen sie verschworen.

„Ich werde auch kommen,“ erklärte sie sehr entschieden.

„Sie?“ fragte der Fürst, sie mit gutmüthiger Verwunderung betrachtend.

„Ja, ich habe mich bedacht. Ich hatte auch vergessen, daß ich der Fürstin, Ihrer Frau Gemahlin, mein Versprechen gegeben habe, zu kommen.“

„Ich entbinde Sie von Ihrem Versprechen,“ versetzte der Fürst lächelnd.

Lisa stand auf. Ihre Wangen glühten noch immer. Sie begab sich in den nebenan liegenden Salon. Der Fürst folgte ihr.

„Ich fange an zu glauben, daß Sie bei Weitem nicht

vollkommen sind, Elisabeth," sagte er, seinen Schnurrbart drehend.

„Ach, wenn Sie wüßten, Fürst, wie ich es hasse, wenn man mir Mißtrauen zeigt!" rief Lisa erregt. „Ich habe der Fürstin versprochen, bei ihr zu speisen."

„Haben Sie es sonst Jemandem versprochen?"

„Nein, Niemandem! Aber jetzt erfahre ich, daß die Gräfin Trubetzkoi und Fürst Gri=Gri da sein werden, und wenn ich nicht komme — was werden sie sagen? — Glauben Sie, daß sie nicht merken werden, man habe mich daran verhindert?"

„Nun wohl, man hat Sie verhindert; — ist das ein Unglück?"

„Ja, das ist ein Unglück? Warum mißtraut man mir? Fürchtet man denn wirklich, die Gräfin Trubetzkoi werde mich beeinflussen? Das ist doch nichts als eine Kinderei von Sergei. Ich habe ihm schon einmal gesagt, daß ich ihm in dieser Beziehung nicht folgen will."

„Oho, was Sie für einen entschiedenen Ton annehmen!"

Der Diener meldete die Gräfin Trubetzkoi.

„Wenn man von dem Wolf spricht, steckt er hinter der Hecke," bemerkte der Fürst. „Nun, entscheiden Sie sich!" wandte er sich an Lisa.

„Ich . . . ich . . ." begann Lisa, sichtbar mit sich kämpfend — „ich werde bei Ihnen speisen und dann zu Mitischtschefs hinfahren. Wirklich, Fürst, Sie können sich nicht vorstellen, wie dieses Mißtrauen, diese Befürchtungen für meine Zukunft schlecht auf mich wirken."

„Ah, wen sehe ich?" erschallte im Vorzimmer durch die weit geöffnete Thür die Stimme der Gräfin; „ich sehe

die erste Schönheit Petersburgs und den unausstehlichsten Menschen der Welt! — Guten Morgen, mein Ideal! Erlauben Sie mir, Sie zu küssen," — und die Gräfin küßte Lisa mit affectirter Zärtlichkeit.

„Nun, was sagen Sie von dem gestrigen Ball? Nicht wahr, Sie haben sich amüsirt? Aber warten Sie, das war nur der Anfang. Ich komme heute zu Ihnen mit einem Korbe voll Einladungen!"

„Warum haben Sie sich so elegant gemacht?" fragte der Fürst gespannt.

„Wissen Sie denn nicht, woher ich komme? Heute ist ja bei uns Namenstag."

„An Ihrem großfürstlichen Hofe?"

„Ja, und es gab Messe, Fürbitte, Handkuß, Frühstück, alles Mögliche. — Meine verehrte Frau Gagarin, ich komme zu Ihnen als Gesandter und bevollmächtigter Minister."

„Seien Sie willkommen," erwiderte Frau Anna, sie in's Boudoir führend.

„Hören Sie, meine schönen jungen Damen, werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen eine kleine Bemerkung mache?"

„Gewiß," antwortete Olga.

„Sie scheinen, nach Ihrem Costüm zu urtheilen, einen Spaziergang vorzuhaben; aber sehen Sie, ich glaube Sie werden heute einen wahren Empfangstag haben. Alle, die ich gesehen habe, beabsichtigen bei Ihnen Visite zu machen, heute, morgen wird die halbe Stadt bei Ihnen sein. Darum muß ich mich beeilen, so lange wir noch allein sind, Ihnen das Wichtigste sagen. Erstens hat meine Großfürstin mir aufgetragen, Ihnen, Frau Gagarin, zu verkündigen, sie wünsche es sehr, Sie und Ihre Fräulein Töchter kennen zu lernen; zweitens

werden bei ihr in diesen Tagen lebende Bilder gestellt werden und Ihren jungen Damen hat man die Wahl zwischen sechs Rollen gelassen. Heute Abend soll eine kleine Probe stattfinden und die Großfürstin rechnet auf Sie und Ihre Töchter. Nach der Probe soll eine kleine Spazierfahrt in dreispännigen Schlitten unternommen werden; mit einem Wort, es wird sehr amüsant sein."

Ein Diener brachte einen Bogen Papier und meldete: „Eine Einladung."

„Das kommt zur rechten Zeit!" rief die Gräfin.

„Aber was soll daraus werden," begann Frau Anna ganz verwirrt, „wir können doch unmöglich fahren."

„Wie? Eine Einladung zum Hofe abschlagen, und noch dazu zu meinem Hofe — das ist ja ganz undenkbar!"

„Nichts ist undenkbar," mischte sich Fürst Swätosarof hinein. „Sie lassen sagen, daß Sie sich nicht wohl fühlen, und die Sache ist aus."

„Das denke ich auch," meinte Frau Anna. „Die Kinder sind müde."

„Bis zum Abend können wir uns erholen, Mama," rief Olga, deren Gesicht vor Freude strahlte.

„Natürlich. Und Sie, liebste Elisabeth?"

„Ich habe heftige Kopfschmerzen."

„Legen Sie sich hin, dann werden die Kopfschmerzen vergehen. Nicht hinfahren ist unmöglich, auf Ehrenwort, ganz unmöglich!"

„Was soll man denn thun?" fragte Frau Anna unentschlossen.

„Hinfahren, Mamachen!" rief Olga lebhaft.

Die Einladung wurde angenommen. Frau Gagarin schrieb auf die Einladungsliste: „Ich werde kommen.“

„Und was soll ich Sergei sagen?“ fragte der Fürst Swätosarof aufstehend, gegen Lisa gewendet.

„Daß er recht schnell gesund werden muß,“ rief die Gräfin.

„Um zu Ihren Füßen zu sein?“ spöttelte der Fürst.

„Nein, zu den Füßen seiner Braut,“ entgegnete sie sehr gelassen.

„Ich werde ihm sagen, Sie werden ihn morgen besuchen, wenn Sie Zeit haben werden,“ sagte der Fürst zu Lisa, die letzten Worte stark betonend. „Heute werden Sie natürlich nicht dazu kommen.“

„Sie sehen ja selbst. Kann ich etwas dafür? Sie haben ja gehört, daß ich mich weigerte, zu fahren.“

„Mein Gott, glauben Sie denn, sich rechtfertigen zu müssen? Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Die große Welt kennen lernen ist, meiner Ansicht nach, nicht ohne Nutzen. Es wird einem übel davon und das ist gut für's ganze Leben.“

„Ich werde bei Mitischtschefs speisen,“ erklärte Lisa kurz entschlossen, fast trotzig.

„Haben Sie sich Ihres Bräutigams erbarmt? Nein speisen Sie lieber bei uns, Sie werden sich besser amüsiren und ich werde Sergei bereden, Ihnen nicht zu zürnen.“

„Dann werde ich ja aber Sergei heute gar nicht sehen?“ meinte Lisa in naiv fragendem Tone.

„Ich will Ihnen einen Rath geben, mein schönes Kind: thun Sie das, wozu Sie Lust haben, aber aus Mitleid für

Jemanden, besonders für Ihren Bräutigam, thun Sie nichts. Davor behüte Sie Gott! Ihr Bräutigam kann Ihnen ganz einfach sagen: ‚Ich will nicht, daß Sie da oder da hinfahren', und dann müssen Sie ihm folgen."

„Ich muß?"

„Gewiß. Bräutigam oder Gatte, das ist ganz einerlei, er ist verantwortlich für Sie, nicht Sie für ihn, daher hat er ein Recht, Gehorsam von Ihnen zu verlangen. Aber daß eine Braut sich einbilde, ihrem Bräutigam aus Mitleid ein Vergnügen machen zu müssen, das ist undenkbar, denn es ist erniedrigend für den Bräutigam. Viel besser ist es, sie thut was ihm unangenehm ist. Haben Sie zwei- oder dreimal Ihren Bräutigam oder Ihren Gatten bemitleidet, so werden Sie aufhören ihn zu lieben, das sage ich Ihnen. Deshalb kommen Sie immerhin zu unserem Diner, und zu Sergei kommen Sie, wenn Sie ganz aus freien Stücken Lust dazu haben, so wie Sie aus freien Stücken Lust hatten, zu unserm Diner zu kommen."

„Fürst, Sie werden mir immer Ihren Rath geben wenn ich seiner bedarf?" fragte Lisa sehr lebhaft.

„Nicht nur rathen will ich Ihnen, auch schelten will ich Sie, wenn es nöthig ist, aber Sie daran verhindern, Ihren Willen zu thun, werde ich nie. Auf Wiedersehen!"

Er empfahl sich.

„Welch ein guter Mensch!" sagte Lisa zu sich selbst und ein Gefühl von Sicherheit zog in ihr Herz bei dem Gedanken, dieser Mann werde sie zu retten wissen, wenn Stürme und Wellen sie bedrohten auf dem Meere des Lebens.

Gleich darauf kam des Fürsten Gemahlin angepustet.

„Pardon, meine Lieben, als Verwandte komme ich ohne

mich anmelden zu lassen," quiekte sie. „Ich gratulire! Freilich habe ich das Alles vorhergesehen; fragen Sie Sergei, ob ich ihm nicht das Alles prophezeit habe, Ihre Triumphe, Ihren succés bei Hofe, Alles, Alles. Dennoch —"

Währenddem verabschiedete sich die Gräfin Trubetzkoi von Frau Gagarin. An der Thür begegneten sich die beiden Damen.

„Ah, chère comtesse!" quiekte die Fürstin Swätosarof, „wie prachtvoll Sie aussehen! Sie kommen von der Großfürstin. Waren viele Menschen da?"

„Sehr viele, chère princesse. Man hat von Ihnen gesprochen."

„Nein, Sie scherzen!" Das Gesicht der Fürstin drückte die gespannteste Neugierde aus. „Was sagte man? Bitte, theilen Sie es mir mit!"

„Später, später!" erwiderte die Gräfin und wendete sich wieder an Frau Anna. „Die Sache ist also entschieden, nicht wahr? Entschieden und unterschrieben! Heute Abend und zu allen Proben gehören Sie mir. Was die Costüme anbetrifft, so kann ich Ihnen noch nichts sagen; das wird davon abhängen, welche Bilder die jungen Damen übernehmen werden. Vergessen Sie nicht, in dieser Woche stehen Ihnen ein oder zwei Bälle bevor, in der nächsten Woche drei, der Ball bei den Mitischtschefs ist der vierte davon. Aber ich muß fort, Adieu, auf Wiedersehen. Adieu!" fügte sie, sich an Lisa wendend, hinzu, „wir speisen also heute zusammen?"

„Ja, das heißt, ich weiß noch nicht ganz gewiß," antwortete Lisa.

„Es hängt wohl davon ab, ob Ihr Bräutigam es erlaubt?" bemerkte die Gräfin ironisch lächelnd und verschwand.

„Wie ist sie immer beißend," dachte Lisa, „dabei ist sie aber auch sehr klug. Ich möchte ihren Verstand haben, aber ein Herz dazu, wie das Mariens zum Beispiel."

Die Fürstin Swätosarof hatte die Worte der Gräfin über die lebenden Bilder und die Einladungen gehört.

„Wie das rasch geht," bemerkte sie. „Uebrigens, was diese Tableaux betrifft, das ist nun so, so."

„Wie meinen Sie das?" fragte Olga. „Es handelt sich doch um den Hof der Großfürstin.

„Ich weiß, ich weiß, ma chère, aber, ich muß gestehen, ich liebe diesen Hof nicht sehr, man hat da so ganz besondere Ideen, sucht immer lebenslustige Menschen, Doch, à propos, entschuldigen Sie mich, wenn ich als Verwandte keine Umstände mit Ihnen mache, heute und morgen werden Sie viele Visiten empfangen, da wäre es wohl gut, meine lieben jungen Damen, etwas elegantere Toilette zu machen. Was Sie da tragen, ist tenue de promenade, aber um Besuche zu empfangen müßten Sie etwas eleganter erscheinen."

„Wir haben nichts Anderes — die Kleider sind noch nicht fertig," platzte Olga heraus.

Lisa wurde glühend roth.

„Wir haben unsere seidenen Kleider," bemerkte sie.

„Ah, bon, ziehen Sie seidene Kleider an! Die Toilette, wissen Sie, ist ja Alles, sonst wird man anfangen, unliebsame Glossen zu machen." —

„Herr von Mellin und Graf Tipoldsau!" meldete der Diener.

„Bitte Sie herein," sagte Frau Anna.

„Herr von Mellin, das ist mein Cotillon-Tänzer," bemerkte Olga.

„Graf Tipoldsau ist in der Chevalier-Garde, il est très bien, ich glaube Flügeladjutant," theilte die Fürstin mit, „aber Mellin, der ist nur so ein kleiner geschniegelter Civilist, ich weiß schon."

Die beiden Herren traten ein.

Mellin war ein glattrasirter Civilist mittleren Wuchses mit sorgfältig eingelegten Locken. Man sah ihm gleich den Glücksritter der großen Welt an, er gehörte zu Denen, die sich durch alle möglichen Mittel eine Stellung zu verschaffen suchen, wie zum Beispiel durch Ausführung verschiedener Commissionen, durch Bestechung irgend einer Kammerzofe, durch Courmachen bei irgend einer alten Dame u. dgl. In der großen Welt zu sein ist für sie das höchste Streben. Ist es ihnen gelungen, sich in ein Haus einzudrängen, so suchen sie sogleich die Rolle des intimen Hausfreundes zu spielen, und um dieses Ziel zu erreichen, geben sie sich zu allerhand Dingen her, übernehmen kleine Dienstleistungen, die ein Commissinär oder Bote besorgen könnte, und tragen Klatschgeschichten von Haus zu Haus. Solche schlaue Glücksritter hängen sich immer gern an eine beliebte oder hervorragende Persönlichkeit und geben sich die Miene, mit derselben befreundet zu sein.

Beide Herren traten durch die Portière ein.

Der Graf wendete sich an Lisa, während Mellin sich neben Olga setzte.

„Wie hat Ihnen der gestrige Ball gefallen, nicht wahr, er war großartig?" Mellin sagte diese Worte, als sei er wenigstens dreißigmal in dem Hause des Grafen Lanza gewesen.

„Wie waren Sie eigentlich auf diesen Ball gerathen?“ fragte ihn der Graf.

„Ich war eingeladen worden,“ antwortete Mellin mit einem sehr dummen Gesichte. „Und welches Souper!“ fuhr er dann prahlerisch fort. „Haben Sie das Menu bemerkt? Das war doch reizend! Ich habe zwei Menukarten für meine Sammlung mitgenommen. Ich besitze nämlich ein Album zu Menus und eins zu Einladungskarten.

„Haben Sie auch gehört, was sich gestern Abend im Büffetsaal ereignete?“ fuhr er lachend fort, „man begoß eine Dame mit Thee.“

„Diese Dame war ich, Herr von Mellin,“ versetzte die Fürstin Swätosarof.

„Ah, pardon, das wußte ich nicht,“ entschuldigte sich Mellin, sich auf die Lippen beißend.

„Großfürst Dimitri und Großfürst Michael!“ meldete der Diener.

Alle standen auf. Auf der Treppe hörte man Sporengeklirr.

Um vier Uhr standen gegen zwanzig Kutschen vor dem Hause der Gagarins.

„Um halb fünf ließ die Fürstin Biboli sich dazu herab die Visite zu machen.

Im Eintreten sagte sie: „Ich fahre nirgends hin, außer zuweilen an den Hof, aber heute hielt ich es für meine Pflicht, zu Ihnen zu kommen, um Ihnen zu Lisas Erfolgen zu gratuliren.“ —

„Acht und fünfzig Personen waren heute bei Gagarins,“ sagte Abends der Schweizer zu dem Gagarin'schen Diener.

Als Lisa um fünf Uhr in ihr Zimmer kam, um sich zu dem Swätosarof'schen Diner anzukleiden, setzte sie sich einen Augenblick an ihren Schreibtisch. Ihr Blick fiel auf Sergeis Portrait. Die Gesichter der vielen eben gesehenen Personen wimmelten vor ihrem geistigen Auge, die vielen schmeichelhaften Redensarten tönten ihr noch in den Ohren. Nur das Gesicht Sergeis schien nicht in diesen Wirrwarr zu passen.

Sie stützte sich auf den Tisch und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Mein Gott," sagte sie, „ich fühle, daß ein Gift sich in mich einschleicht." Wieder zogen die Gesichter an ihr vorüber, tönten die Worte in ihren Ohren; Sergeis Gesicht schien ihr zu sagen: „Jenes ist ein Traum, ich bin — die Wirklichkeit."

„Nein, Dich allein liebe ich, mein Sergei!" rief sie leidenschaftlich und drückte das Bild an ihre Lippen.

X.

Von Angesicht zu Angesicht.

Als Fürst Swätosarof nach dem Mitischtschef'schen Hause fuhr, um seinem Neffen die für ihn so wenig erfreuliche Antwort seiner Braut zu überbringen, dachte er viel über das Verhältniß seines Neffen zu Lisa Gagarin nach und kam plötzlich zu einer etwas gewaltsamen Lösung des Conflicts, der zu drohen schien.

„Ja, so ist es das Beste," sagte er sich. „Die Trubetzkoi wird auch da sein; sie werden sich wiedersehen und diese dumme gespannte Situation wird endlich ein Ende finden."

Bei seiner Schwester angekommen, erfuhr er, seine Frau habe diese, sowie deren Tochter und Bräutigam auch zum Diner eingeladen, so daß seinem Neffen das traurige Schicksal bevorstehen sollte allein zu speisen. Diese Nachricht war ihm ein neuer Grund, an die Ausführung seines Planes zu gehen.

Bei Sergei fand er Marie und die Aerzte, die eben im Begriffe waren wegzufahren. Sie hatten den Patienten völlig fieberfrei gefunden und ihm gestattet, seine Gemächer zu verlassen.

„Vortrefflich!“ rief Fürst Swätosarof. „Dann kann der Fürst wohl auch ausfahren?“

„Nun, zum Ausfahren ist es wohl noch etwas zu früh,“ meinte der eine Arzt.

„Ich denke, es wird ihm nichts schaden,“ erwiderte Fürst Swätosarof, „wenn er in einer festen Kutsche zu einem kleinen Familiendiner fährt.“

„Zu welchem Diner?“ fragten Bruder und Schwester zugleich.

„Wartet ein wenig, laßt mich erst mit den Aeskulaps fertig werden,“ antwortete der Onkel. „Nun, Doctor, was meinen Sie? Er wird einen Pelz anziehen, erbarmen Sie sich, was soll ihm davon geschehen?“

„Zum Diner, das geht noch, nur nicht Abends,“ bemerkte der eine Arzt, seinen Collegen ansehend.

„Ja, das geht,“ versetzte der andere.

Wie gerufen erschien in diesem Augenblick der Militärarzt Dalmaski. Er grüßte unbefangen und verneigte sich gegen die Fürstin Marie sehr ehrerbietig.

„Es scheint ja, als sei ich zu einer Consultation gekommen,“ sagte er leicht lächelnd.

„Ja wohl,“ erwiderte Fürst Swätosarof, „ich habe eben die Herren Doctoren gebeten, dem Gefangenen seine Freiheit wiederzugeben.“

Die Doctoren entfernten sich, ohne Dalmaski einer Erwiderung zu würdigen.

„Es hätte schon längst geschehen sollen,“ erklärte Dalmaski. „Nun, Herr Patient, wie geht es Ihnen?“ fuhr er, zu Sergei gewendet, fort.

„Gott sei Dank, gut,“ lautete die Antwort.

„Ihre Braut ist angekommen, folglich geht Alles glücklich," sagte Dalmaski. „Ihnen darf ich wohl auch gratuliren," fügte er, gegen Marie gewendet, hinzu, indem er seinen Blick fest auf ihr Antlitz richtete.

„Mir? Ja, ich bin verlobt mit dem Fürsten Gonitzin," antwortete die Knäschna. Bei sich dachte sie: „Bemitleidet er mich? Versteht er mich auch nur im Geringsten? Ahnt er, welche Träume ich einen Augenblick lang gehegt habe?"

„Ein seltener Fall, daß Bruder und Schwester zugleich heirathen," fuhr Dalmaski fort. Bei sich aber dachte er: „Welch ein sonderbarer Entschluß, den Fürsten Gonitzin, diesen Roué, zu heirathen — sie schien so weit von solch einem Schritt entfernt."

„Ja, ein seltener Fall," erwiderte die Knäschna, aber dabei dachte sie: „Ob er mich wohl ein wenig liebt? In meinen Träumen glaubte ich das; ach Gott, es war, als habe sich mir eine neue Welt erschlossen, neue Gesichter tauchten auf und sahen mich so liebevoll an. In dieser Welt hätte es sich so gut leben lassen, ich hätte Jemanden gefunden, der mich verstand, wir hätten so einfach, so friedlich gelebt —"

„Marie, ich erwarte Dich," ließ sich in diesem Moment die Stimme ihrer Mutter an der Thür vernehmen. Ein böser Geist schien sie von Dalmaskis Anwesenheit unterrichtet zu haben.

„Ich komme," erwiderte die Knäschna mechanisch, und zitterte, als habe man sie bei einem Verbrechen ertappt.

Dalmaski stand auf und verbeugte sich ehrerbietig vor der Fürstin. Sie nickte kaum, streifte ihn aber mit einem giftigen Blicke. Nach einer kurzen Bemerkung gegen ihren Sohn verließ sie wieder das Zimmer.

„Was sollen die Unterhaltungen mit diesem Arzte bedeuten?“ sagte sie unterwegs zu ihrer Tochter mit schneidender Stimme. „Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich nicht will, daß Du ihm begegnest. Willst Du mich nicht verstehen?“

Marie schwieg und eilte in ihr Zimmer, um ihren Pelz umzunehmen.

Dort angekommen preßte sie die Hände auf's Herz.

„Gott, Gott, wie drückt es mich! Wie ist mir so weh! Erbarmen mit mir, Erbarmen!“

Sie brach in Thränen aus und sank auf einen Lehnstuhl. Erst als der Diener meldete, die Frau Fürstin warte im Wagen, raffte sie sich zusammen.

Der Plan des Fürsten Swätosarof gelang, Sergei ging auf seinen Vorschlag ein, theils um Lisa zu sehen, theils um sie zu beobachten und sie vor der Gräfin Trubetzkoi zu schützen, theils um die Letztere zu treffen und, ihr kalt in's Gesicht blickend, der gespannten Situation ein Ende zu machen.

Indeß wurde beschlossen, diesen Plan bis zu dem Momente des Erscheinens Sergeis im Salon seines Onkels geheim zu halten.

Fünf Minuten vor Sechs, als die Fürstin mit ihrer Tochter in die Kutsche stieg, um zu ihrem Bruder zu fahren, war Fürst Sergei schon im schwarzen Frack und in der weißen Halsbinde; den Arm trug er in einer schwarzen Binde. Gleich darauf hüllte er sich in einen großen Zobelpelz und stieg ebenfalls in einen Wagen. Er sollte sich direct in das Cabinet seines Onkels begeben, aus welchem ihn dieser im

gegebenen Momente abholen wollte, um ihn, Allen zur Ueberraschung, in den Salon einzuführen.

Um ein Viertel auf Sieben waren alle Gäste versammelt. Der Fürst war bei vortrefflicher Laune, die Herrin des Hauses schnatterte nach Herzenslust, die Fürstin Mitischtschef war besonders liebenswürdig mit Frau Gagarin, deren Gesicht verrieth, daß ihr diese Liebenswürdigkeit zur Qual gereichte, Olga Gagarin scherzte mit dem Hausherrn, Lisa unterhielt sich etwas kokett mit dem Fürsten Gri-Gri; auf der andern Seite neben diesem saß die Gräfin Trubetzkoi, die Knäschna endlich stand an einem Fenster und sprach mit ihrem Bräutigam von dem gestrigen Ball.

„Eh bien, Paul, wir sind vollzählig, man kann auftragen lassen," sagte die dicke Swätosarof.

„Es ist schon angeordnet," erwiderte ihr Gemahl.

Zwei Diener trugen einen Tisch hinein, auf dem allerhand Delicatessen zum Imbiß standen.

Das war der verabredete Augenblick. Der Hausherr ging in sein Cabinet und kehrte gleich darauf wieder, die Thür breit öffnend.

„Da ist noch ein Gast," sagte er, „besser spät als gar nicht."

„Sergei!" schrie Lisa auf, so laut, so ungezwungen, so natürlich — das war der Ausruf eines einfachen Landmädchens, und sie machte eine Bewegung, um ihrem Bräutigam enthusiastisch entgegenzustürzen, aber alles das dauerte nur einen Moment; sie erinnerte sich, wo und mit wem sie war. Sie schämte sich ihres Aufschreies und ihrer Bewegung und ging mit schüchternen anstandsvollen Schritten ihrem Bräutigam entgegen.

Durchlebte der arme Sergei in diesen zwei Augenblicken nicht ein ganzes Drama? Er fühlte sich so glücklich über den Ausruf seiner Braut und einen Moment später verwandelte er sich aus dem glücklichsten der Sterblichen in einen unglücklichen, der in eine dunkle Hölle hinabgestoßen worden war, denn er sah, daß Lisa sich ihres Ausrufs schämte; ja, er hatte Alles bis auf die geringste Bewegung bemerkt und verstanden. Er fühlte einen Schmerz, wie er ihn noch nie empfunden hatte, und es war ihm, als wachse die Gestalt Suchotins mit einem Mephistophelesgesicht aus der Erde hervor, als stelle sie sich zwischen ihn und die auf ihn zukommende Lisa, die Arme auf der Brust gekreuzt, und frage ihn mit höllischem Lachen:

„Nun, ist sie ein schlichtes Landmädchen? Siehst Du, sie schämt sich einer natürlichen Herzensregung, sie wagt es nicht, Dir um den Hals zu fallen!"

Zum Glück dauerte diese Zwischenscene nur einen Augenblick. Olga erschien als Retterin aus der unbequemen Situation. Während Lisa sich ihrem Bräutigam langsam näherte, stürzte Olga ihm entgegen mit einem Stückchen Caviarbrot in der Hand.

„O, Sie himmlischer Fürst! Welche Ueberraschung! Wie ist das gekommen?"

„Es war mir langweilig, allein zu Hause zu bleiben, so kam ich her," antwortete Sergei in einem gezwungen gleichgiltigen Tone, küßte seiner Braut die Hand und wurde von ihr auf die Wange geküßt.

Mariens Gesicht belebte sich beim Anblicke ihres Bruders; sie fühlte sich zu Hause, ihr wurde warm und wohl um's Herz.

„Welch angenehme Ueberraschung," sagte die Fürstin Mitischtschef französisch, indem sie sich ihrem Sohne näherte.

„Ich sagte eben, wie schade es sei, daß Du nicht da seist, Sergei," quiekte die Dame des Hauses. „Quand on parle du soleil . . ."

„On en voit la queue," unterbrach sie ihr Gatte. „Es ist aber schön gelogen, Du hast das weder gesagt noch gedacht. Wie erfinderisch Du bist!"

„Mon cher, Du bist eine Pest!" zischte ihn die dicke Dame an, indem sie dicht an ihn herantrat. „Ist der Caviar nicht vortrefflich?" wendete sie sich an die Gräfin Trubetzkoi.

„Ausgezeichnet. Aber wie ist er schön," wisperte die Gräfin, Sergei durch ihre Lorgnette betrachtend.

„Wer, ma chère," quiekte die Hausfrau.

„Nun, Ihr Neffe."

„Hörst Du, Sergei, was die Gräfin Dir eben für ein Compliment gemacht hat?" rief die Fürstin Swätosarof laut.

„Durchaus kein Compliment," versetzte die Gräfin, indem sie sich abwendete und die Lorgnette von ihren Augen nahm, „ich constatire nur ein Factum."

„Ah, verzeihen Sie, Gräfin, Sie sind, glaube ich, nicht mit einander bekannt," sagte Fürst Swätosarof, sich der Gräfin nähernd, mit affectirtem Ernst. „Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Neffen, den Fürsten Sergei Mitischtschef, vorzustellen."

Alle beobachteten diese Scene mit gespannter Aufmerksamkeit.

Sergei verneigte sich, einige Schritte von der Gräfin entfernt stehen bleibend.

„Mein Fürst," sprach diese mit dem elegantesten Ausdrucke, „ich habe eine große Bitte an Sie, Sie sind natürlich

hergekommen um Ihrer Braut willen, aber erlauben Sie mir, zu hoffen, daß Sie es ein ganz klein wenig auch deshalb gethan haben, um sich mit mir zu versöhnen, nicht wahr?" Sie näherte sich ihm muthig und reichte ihm die Hand. „Ich verehre Ihre Braut und verdiene deshalb Ihre Nachsicht."

Sergei reichte ihr seine Hand mit einem sonderbaren Gefühl. Es war ihm, als fasse er die Hand einer Todten."

„Natürlich," mischte sich Fürst Swätosarof ein, „Friede und Vergessen!"

„Das sagen Sie, aber Fürst Sergei hat noch nichts gesagt," warf die Gräfin ein.

„Ich kann meinem Onkel nur dafür danken, daß er meinen Gefühlen Ausdruck gegeben hat," sagte Sergei lächelnd.

„Das ist doch endlich liebenswürdig!" rief die Trubetzkoi.

„Die Suppe ist aufgetragen," meldete der Haushofmeister, die Thüren des Speisesaales öffnend.

Sergei reichte seiner Braut den Arm und Alle begaben sich in den Speisesaal.

„Nun, sind Ihre Kopfschmerzen vergangen?" fragte Sergei in einem halb ironischen Tone.

„Oui," antwortete Lisa. Da sie fühlte, ihr Bräutigam sei mit ihr unzufrieden, beobachtete auch sie ihm gegenüber eine steife Haltung.

„Was werden Sie heute Abend vorstellen, meine schönen jungen Damen?" fragte Fürst Swätosarof die beiden Schwestern.

„Mir ist das einerlei," antwortete Olga. „Ich bin davon überzeugt, daß ich im feierlichsten Momente lachen werde."

„Was ist denn heute Abend noch vor?“ fragte Sergei, sich an Lisa wendend.

„Wie, das wissen Sie nicht?“ rief die Trubetzkoi. „Ihre Braut und deren reizende Schwester sollen heute die lebenden Bilder meiner Großfürstin durch ihre Gegenwart verherrlichen . . .“

„So, so; ich hatte nichts davon gehört,“ bemerkte er mit angenommener Gleichgiltigkeit.

Sein Blick begegnete dem ängstlich auf ihn gerichteten Blicke seiner Schwester.

„Es geht ja sehr schnell: gestern ein Ball, heute Tableaux . . .“

„Und eine Schlittenpartie dazu,“ fügte die Gräfin bei. „Dann morgen wieder Probe, übermorgen große Vorstellung und so in infinitum!“

„Am Ende wird sich kein freier Tag mehr zur Hochzeit finden,“ spöttelte der gefolterte Bräutigam.

„Dann schiebt man sie auf!“ entgegnete die Gräfin mit lachender Schlagfertigkeit.

„Nein, mehr als drei Bälle werden wir nicht mitmachen,“ bemerkte Frau Gagarin, etwas schüchtern.

„Und der Hof? Und die Vorstellung? Die haben Sie wohl ganz vergessen?“ mischte sich die Dame des Hauses in das Gespräch. „Die Hochzeit kann man ja nach den Fasten veranstalten.“

„Jedenfalls,“ erklärte die Fürstin Mitischtschef sehr feierlich, „wird das Eine das Andere nicht hindern. Es wird sich Zeit finden, alle gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen und auch die Hochzeit zu feiern.“

„Versteht sich,“ meinte ihr Bruder sarkastisch, „man

kann das schon einrichten: am Morgen Hochzeit, Mittags grand diner und Abends oder vielmehr Nachts Ball."

Sergei schwieg. Lisa unterhielt sich mit ihrem Nachbar rechts, dem Fürsten Gri-Gri.

Nach dem Diner begaben sich die Damen in den Salon, und die Herren in das Cabinet des Fürsten, um zu rauchen.

Im Laufe des Abends benutzte die Gräfin einen passenden Moment, um sich neben Sergei zu setzen und ihm zu sagen:

„Hören Sie, Fürst, Sie wissen, daß ich Phrasen nicht leiden kann: also erstens, warum haben Sie sich meinetwegen duellirt? und zweitens, warum haben Sie Ihre Braut hierher gebracht? Sie sind mir unbegreiflich."

„Das heißt, Sie wollen sagen, daß ich dumm bin," antwortete Sergei schneidend. „Sie mögen nicht Unrecht haben."

„Das ist nicht wahr, Sie sind nicht dumm, aber — verzeihen Sie mir meine Offenheit! — Sie begehen Dummheiten."

„Welche?"

„Das will ich Ihnen in zwei Worten erklären. Sie wissen, daß ich Sie haßte. Jetzt ist das nicht mehr der Fall. Hassen und sich rächen ist Eins und Dasselbe; der Zufall hat mir ein furchtbares Werkzeug der Rache gegeben: Ihre Braut."

„Meine Braut?"

„Ja, Ihre Braut. Aus ihr eine Gräfin Trubetzkoi zu machen, das wäre meine Rache."

„Und Sie haben sich, wie es scheint, sehr beeilt, die Sache in Angriff zu nehmen."

„Nein, hören Sie mich an. Ich bin nicht ein solches Ungeheuer, wie Sie glauben. Hätte mein Plan ein schwer zu besiegendes Hinderniß in dem Charakter Ihrer Braut gefunden, so hätte mich das vielleicht zur Beharrlichkeit angespornt und ich hätte mich an Ihnen gerächt. Aber ich fand kein Hinderniß. Ich fühlte Mitleid mit ihr und besonders mit Ihnen. Ich bin nicht so abscheulich, wie Sie denken. Ihre Braut, davon habe ich mich heute überzeugt, hat das Zeug dazu, eine Löwin zu werden, sobald sie viel gefeiert wird. Und sie hat ja ganz unglaublichen Erfolg. Hüten Sie sich! Ich warne Sie, weil ich Empfindungen habe, die Sie gar nicht vermuthen, weil ich Theilnahme für Sie fühle. Vom heutigen Tage an wasche ich mir die Hände wie Pilatus."

„Weil es vielleicht schon zu spät ist," versetzte Sergei rauh und finster.

„Es ist nicht zu spät, wenn Sie nur festen Willen und Energie haben. Von dem heutigen Abende hängt Alles ab. Fährt Ihre Braut zu den lebenden Bildern, so ist sie verloren. Wenn Sie ihr verbieten hinzufahren, sie auf's Land oder sonst irgendwo hinbringen, so ist sie gerettet. Das ist mein letztes Wort. Bedenken Sie sich, fassen Sie einen Entschluß und handeln Sie! Gute Regungen sind bei mir selten — wohl Denen, die sie zu benutzen verstehen!"

Die Gräfin entfernte sich.

Der Fürst fühlte sich wie moralisch zermalmt.

In diesem Augenblicke lachte Elisabeth Gagarin laut auf.

Sergei sah sich um und bemerkte, daß seine Braut über etwas lachte, das ihr Gri-Gri erzählte.

Letzterer betrachtete sie mit einer Verehrung, welche nur mit derjenigen, die er für sich selbst fühlte, zu vergleichen war.

Sergei sah das Alles. Lisas Blick fiel auf ihn und schien ihm zu sagen: „Siehst Du, Du bist böse, aber ich amüsire mich dennoch sehr gut und kümmere mich nicht um Deinen Zorn.“

„Ja, das sagt mir Lisa,“ dachte er und stand von dem Platze auf, an den ihn die Worte der Gräfin wie mit Ketten gefesselt hatten.

Wie furchtbar war dieser Augenblick! Wo sollte er hingehen? Die Gräfin hatte Recht, er mußte einen Entschluß fassen, und zwar schnell, augenblicklich, sonst könnte Lisa für ihn verloren gehen, unwiederbringlich verloren gehen.

Die Stimme der Gräfin tönte ihm noch in den Ohren. Warum war sie zu ihm gekommen? Warum hatte sie ihm das Alles über Lisa gesagt? Sollte sie es wirklich gethan haben aus Theilnahme für ihn und aus Mitleid für Lisa? Fühlte sie wirklich Mitleid mit dieser, weil sie leicht zu Grunde gehen konnte auch ohne die Hilfe der Gräfin Trubetzkoi?

Ein Schauer durchrieselte ihn; er blickte Lisa an und hätte gern in diesem Blicke ausgedrückt, was er in dem Augenblicke für sie empfand: Liebe und inniges Mitleid. Zum Unglück sagte Gri-Gri in diesem Momente etwas Komisches und Lisas lustiges Lachen schlug wieder an sein Ohr. Ein unbeschreiblicher Haß bemächtigte sich seiner, Haß gegen den Fürsten Gri-Gri, der dieses Lachen hervorrief. Er erschien ihm als die satanische Personification alles Abscheulichen und Frivolen; er hätte ihn tödten mögen, nicht schnell und einfach, sondern unter Qualen.

Er haßte in diesem Augenblicke sich selbst und ärgerte sich über sich selbst, denn er sagte sich, die Gräfin habe Recht, daß es eine Dummheit von ihm gewesen sei, Lisa nach Peters-

burg zu bringen, und diese schreckliche Stimmung war um so unerträglicher, weil Gri-Gri mit so selbstzufriedener Miene vor ihm saß. Zugleich wuchs seine Liebe zu Lisa in's Schrankenlose. Tief ergriffen von dem Ausspruche der Gräfin, Lisa könne zu Grunde gehen, wenn er sie nicht rettete, war es ihm, als stehe er an einem Abgrunde und halte sie fest umschlungen und sie lehne sich an seine Brust und blicke ihn so zärtlich und so leidenschaftlich an . . .

Ein glühendes Verlangen bemächtigte sich seiner ganzen Seele, zu ihren Füßen zu stürzen, ihre Hände zu küssen, sie in seine Arme zu schließen, ihr zuzurufen: „Lisa, Lisa, hierher, zu mir, Du gehst zu Grunde! Ich werde Dich ergreifen und Dich forttragen und Dich retten, nur fort, fort von hier!“

Aber in diesem Augenblicke, da seine Seele so glühend nach Verständniß, nach Schonung seiner Stimmung verlangte, lachte Lisa über die Worte des Fürsten Gri-Gri.

Wie maschinenmäßig näherte er sich seiner Braut. Es schmerzte ihn bis in's innerste Herz, daß sie seine Annäherung gar nicht beachtete, sondern fortfuhr, begierig auf die Worte des Fürsten Gri-Gri zu lauschen.

„Mit einem Worte,“ sagte dieser auf Französisch, und seine Worte hatten für Sergei einen seltsamen unnatürlichen Klang, „meiner Ansicht nach müssen Sie drei Bilder übernehmen, namentlich die Minerva und die heilige Cäcilie; die letztere schon auf jeden Fall, denn Niemand kann sie so geben, wie Sie, nicht wahr, fürstlicher Bräutigam?“ schloß er seine Rede, sich an Sergei wendend.

„Oh, er hat über dergleichen kein Urtheil,“ bemerkte

Lisa schnippisch. „Er versteht nichts als mich zu schelten. Solche Dinge schlagen nicht in sein Fach.“

„Nicht in sein Fach, ich bitte Sie!“ rief Gri-Gri lustig. „Er stellt sich nur jetzt so fromm an, um Sie besser in seine Gewalt zu bekommen. Fragen Sie ihn doch, wie er und ich zusammen in Tableaux gestanden haben, dans le bons vieux temps jadis — und wie schön sah er oft aus. Er ist auch jetzt schön, aber damals war er noch schöner.“

Sergei lächelte mechanisch und wendete sich, ohne ein Wort zu sagen, zum Gehen.

„Thut Ihnen Ihr Arm weh, daß Sie so schweigsam sind?“ rief ihm Gri-Gri nach.

Diese Frage von Seiten Desjenigen, der ihn provocirt und dann verwundet hatte, regte Sergei dermaßen auf, daß er dem Unverschämten gern eine Ohrfeige gegeben hätte, aber seine Vernunft gewann die Oberhand über die seine Seele durchflammende Leidenschaft.

„Nein, er thut mir nicht weh,“ erwiderte er spitz, „aber ich schweige, weil Niemand da ist, mit dem ich mich unterhalten könnte.“

In diesem Augenblick trat zum Glück Fürst Swätosarof in den Salon.

„Sergei, willst Du nicht rauchen? Komm!“ rief der Onkel.

Diese Aufforderung kam Sergei im höchsten Grade gelegen. Es war ihm ein unabweisliches Bedürfniß, seinem Herzen Luft zu machen und sich mit Jemandem zu berathen, was zu thun sei, ob er Lisa zu den lebenden Bildern fahren lassen solle oder nicht.

Fürst Swätosarof legte seinen Arm in den seinen und

sie schlenderten in das Cabinet, das sie glücklicherweise leer fanden.

„Liebster Onkel," sagte der junge Fürst, „ich muß Ihnen gestehen, daß die Wendung, welche das Leben der Gagarins in den letzten Tagen genommen hat, mir Sorgen macht."

„Aber, alter Bruder, hast Du denn wirklich das nicht Alles, oder wenigstens zum Theil vorhergesehen? Daß Lisa Gesellschaften werde mitmachen müssen, konntest Du doch, wie Du Deine Mutter kanntest, nicht bezweifeln!"

„Ich meine auch nicht das Mitmachen der Gesellschaften, sondern die Wirkung, die diese auf Lisa ausüben. Man kann sie ja nicht wiedererkennen, es ist traurig anzusehen . . ."

„Ach, so schlimm ist es wohl nicht, lieber Sergei. Der gestrige Ball hat sie nur etwas in Entzücken versetzt, und welches Mädchen würde das nicht nach einem solchen Balle! Uebrigens kann man noch gar nicht wissen, wie das gesellschaftliche Leben auf sie wirken wird. Bis jetzt sehen wir nur die Wirkung ihres Erfolges. Darum sage ich, wie die Aerzte zu sagen pflegen: man muß abwarten."

„Nein, lieber Onkel, Sie irren sich. Ich weiß, welchen Einfluß unsere Gesellschaft ausübt: sie kann einen Menschen an einem Abend vergiften. Sie kann sich z. B. in Einen, der zu dieser Sphäre gehört, verlieben . . ."

„Halt Sergei, Du bist schon eifersüchtig! Weißt Du denn nicht, daß Lisa Dich liebt?"

„Sie liebt mich, aber . . ."

„Wenn sie Dich liebt, dann sei ganz ruhig und lasse sie gehen, wohin sie will. Es giebt dann kein ‚Aber'."

„Sie sagen das, um mich zu beruhigen, lieber Onkel, ich kenne Sie; Sie selbst denken über Lisa wie ich; auch Sie

fürchten für sie, aber Sie wollen es nicht gestehen. In unserer großen Welt kann man und muß man Alles für möglich halten, denn sie ist von Grund aus verderbt. Glauben Sie, daß Lisa, wenn sie heute zu den lebenden Bildern fährt, dieselbe sein wird, wie auf dem Lande, wie unter uns im Familienkreise? Gewiß nicht. Sie wird dort eine ganz Andere sein, mit einer ganz andern Seele . . . Nein, ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich einen Entschluß fassen muß!"

Fürst Swätosarof betrachtete ihn mit Wehmuth, dann schüttelte er den Kopf. „Ich habe," sagte er trübe, „selbst zu sehr gelitten durch eine thörichte Wahl, bin selbst zu bitter getäuscht worden von der Frau, von der ich so viel gehofft hatte, als daß ich Dir in diesem Falle rathen könnte. Ich würde nicht unparteiisch sein, das fühle ich; deshalb, lieber Sergei, verlasse Dich auf Gott und entscheide selbst. In Momenten, wo von Vernunft und Willenskraft die Entscheidung der wichtigsten Lebensfragen abhängt, muß der Mensch sich auf sich selbst verlassen."

„Meiner Ansicht nach," versetzte Sergei, des Fürsten Gedankengange folgend und doch durch dessen Worte ermuthigt, „darf Lisa nicht zu diesen abscheulichen lebenden Bildern gehen."

„So berede sie, zu Hause zu bleiben."

„Sergei!" erschallte in diesem Augenblicke Lisas Stimme an der Thür, „sind Sie hier?"

„Bitte, treten Sie ein!" rief Fürst Swätosarof, und Lisa trat ein.

„Was befehlen Sie?" fragte Fürst Sergei.

„Ei, ich will ein wenig mit Ihnen sein! Weshalb

waren Sie verschwunden? Sie sind wieder böse auf mich, nicht wahr? Was ist dieser Gri = Gri für ein geistreicher Mensch; Alle kennt er, Alles hat er gesehen! — Hören Sie, was ich Ihnen sagen wollte, Fürst: ich speise morgen bei Ihnen, die Fürstin Mama hat uns eben eingeladen."

„Wen ‚uns'?" fragte Sergei.

„Uns Gagarins und den Fürsten Gri=Gri."

„Und wohl auch die Gräfin Trubetzkoi?" bemerkte Sergei spöttisch.

„Nein; aber gefällt Ihnen denn Gri=Gri nicht?"

„Taugenichtse, wie er, gefallen mir in keiner Beziehung," erklärte Sergei in schneidendem Tone.

„Ach, Sergei, Sie sind verstimmt und ich möchte so gern, daß Sie bei guter Stimmung seien. Ich muß mich mit Ihnen berathen."

„Worüber?"

„Ich fürchte mich vor den heutigen Tableaux, ich weiß selbst nicht warum. Mama scheint die Sache auch nicht ganz recht."

„Und mir erst recht nicht!"" rief ihr Bräutigam lebhaft.

„Das habe ich längst errathen," versetzte Lisa lachend, „und dennoch ist es nicht möglich, abzulehnen."

„Warum nicht möglich? Wenn ich zum Beispiel Sie bitten würde, nicht hinzufahren, dann würden Sie es doch nicht thun!"

„Ja, ich weiß nicht, — es ist doch eine Einladung an den Hof und zwar zum ersten Male, da kann man doch nicht Nein sagen, — das ist unmöglich! Ich denke so. Heute werden wir hinfahren, ich werde in der Probe Alles thun, was man von mir verlangt und damit basta. Später

werden wir nicht wieder hinfahren; wir werden sagen, Mama sei krank und damit ist die Sache aus. So ist es doch besser, nicht wahr?"

„Mir können Sie also eine Einladung an den Hof nicht opfern? Das ist sehr schmeichelhaft für mich!"

Hier mischte sich Swätosarof ein.

„Sagen Sie ihm: Ich kann wohl, aber es ist kein Grund dazu vorhanden. Uebrigens Scherz bei Seite, Ihr Plan ist gut, aber . . . ."

„Nun?"

„Aber unausführbar. Die Versuchung ist zu groß. Sie werden nicht widerstehen."

„Ich? O, Sie werden sehen, wie ich widerstehen werde! Nun Sergei, entscheiden Sie!"

„Was soll ich entscheiden, ich habe meinen Wunsch deutlich genug ausgesprochen."

„Sie wollen also, daß ich gar nicht hinfahre?"

„Lisa, mein Herz, thun Sie mir den Gefallen, quälen Sie mich nicht mit diesen unnützen Gesprächen. Für mich existiren weder der Hof, noch irgend welche gesellschaftlichen Rücksichten; für mich existiren nur Sie und das Leben, das ich mit Ihnen theilen will. Verstehen Sie mich? Wenn Sie mich verstehen und mich lieben, müssen Sie mit mir anders sprechen, als mit einem Gri-Gri. Haben Sie Lust, bei den Tableaux mitzuwirken, so fahren Sie hin. Vergessen Sie mich, aber rechtfertigen Sie sich niemals mir gegenüber mit solchen Phrasen, wie Sie sie jetzt eben gebraucht haben. Diese Phrasen schmecken nach den Albernheiten der Welt und wenn Sie die in meiner Familie lernen, gratulire ich Ihnen. Ich glaube aber, in meiner Familie können Sie

etwas Besseres und Klügeres lernen, als diese Salon-Albernheiten .... Und jetzt verzeihen Sie mir, daß ich außer mir gerathen bin," und er nahm Lisas Hand und führte sie an seine Lippen.

„Gut, ich werde nicht fahren," erwiderte Lisa.

„Nein, Sie werden wohl fahren! Opfer will ich von Ihnen nicht haben, aus Mitleid mit mir sollen Sie nichts thun und lassen." Plötzlich besann er sich, er faßte ihre Hand: „Lisa Sie sind doch ein ehrliches, aufrichtiges Mädchen ..."

„Gewiß."

„So sagen Sie mir, haben Sie aus Mitleid mit mir oder Ihrem eigenen Wunsche folgend beschlossen, heute nicht zu den Tableaux zu fahren?"

„Aus Mitleid — nein! — Aber weil ich wünschte Ihnen ein Vergnügen zu machen, — ja! Sie haben dieses Opfer von mir verlangt und ich bringe es Ihnen mit Vergnügen."

Diese Worte schnitten ihm wie ein Messer in's Herz. Der Arme, er hatte auf eine andere Antwort gehofft ...

„Sie haben also Lust hinzufahren?" fragte er mit einem Gefühle, als gäbe er sich selbst den Todesstoß.

„Lust habe ich wohl."

Sergei erhob sich rasch und nahm einen heiteren Ton an.

„Gut, dann fahren Sie mit Gott!"

„Nein, ich werde nicht fahren, ich habe furchtbare Kopfschmerzen," erwiderte nun Lisa, auch aufstehend, indem sie sich mit der Hand über die Stirn strich und den Kopf leicht zurückwarf. Ihre Wangen waren stark geröthet, ihre Augen brannten.

„Wie ist sie entzückend schön!“ dachte Sergei.

„Trennen Sie sich in Frieden?“ fragte Fürst Swätosarof.

„Ich hoffe es,“ antwortete Lisa, näherte sich ihrem Bräutigam, zog seinen Kopf zu sich herab, küßte ihn auf die Stirn und verließ das Cabinet.

Sergei folgte ihr. Beide betraten den Salon. „Lisa, meine Liebe, ich warte auf Sie!“ rief die Fürstin Mitischtschef, sich mit einer majestätischen Bewegung erhebend.

„Man erwartet Sie!“ quiekte auch die Fürstin Swätosarof. „Errathen Sie wozu? Eine Ueberraschung ....“

Alle schwiegen und hielten den Athem an, als sollte eine heilige Handlung beginnen.

Die Fürstin that Elisabeth einige majestätische Schritte entgegen, öffnete ein Etui, das sie in der Hand hielt und reichte es ihr.

„Das ist zu dem heutigen Bilde der Minerva,“ sagte sie in pathetischem Tone.

Unwillkürlich entschlüpfte Lisa ein „Ah!“ der Bewunderung.

Kein Wunder! Das Etui enthielt ein prachtvolles Diadem von Brillanten.

„Ach, wenn doch Lisa diese Brillanten zurückgeben und sagen wollte, sie werde nicht fahren!“ dachte Sergei; „aber nein, dazu wird sie sich nicht entschließen und diese teuflischen Brillanten werden sie verblenden.“

„Ist das ein Geschenk!“ applaudirte die Fürstin Swätosarof. „Wirklich wundervoll!“

„C'est magnifique!“ secundirte Gri-Gri und setzte, nachdem er das Diadem schon betrachtet und „magnifique“ gesagt hatte, die Lorgnette auf.

„Ist es hübsch?“ fragte Lisa, sich Sergei nähernd, und setzte das Diadem auf.

„Hm, o ja,“ antwortete der Bräutigam gleichgiltig.

„Und ich werde doch nicht hinfahren,“ flüsterte ihm Elisabeth in's Ohr.

Dieses Mal klang ihre Stimme sehr zärtlich.

„Vielleicht hat sie das auch theils aus freien Stücken gesagt und nicht aus Mitleid mit mir,“ dachte er. „Wir wollen sehen!“

XI.

Die lebenden Bilder.

Die Soirée bei der Großfürstin Elisabeth war eine kleine, aber auserlesene. Die lebenden Bilder hatten schon seit einem Monate alle Salons beschäftigt und Jedes erdichete selbstverständlich die phantastischen Beschreibungen der zu erwartenden Herrlichkeiten.

Die Hauptsorge unzähliger Damen, namentlich der Mütter und der Löwinnen, war die Frage:

„Werde ich eingeladen werden?"

In Erwartung einer günstigen Antwort auf diese hochwichtige Frage benutzten die Mütter jeden freien Augenblick, um im Vereine mit den Vätern und Töchtern zu berathen, welche Costüme erforderlich seien und wie hoch sich die Kosten belaufen würden. Fast bei Allen war dieser Kostenanschlag ein sehr hoher, und je höher er war, um so feuriger entbrannte in den Herzen der Wunsch, eingeladen zu werden. Es verbreitete sich auch das Gerücht, auf die Tableaux werde ein Costümball folgen; Einige meinten: in der Tracht des Rococo, Andere sagten: in altrussischer Nationaltracht. Jedenfalls versprachen die Väter den Müttern die dazu nöthigen Summen, dabei rechneten die Einen auf Bittschriften um höhere An-

stellungen, die Andern auf eine mehr oder weniger günstige Anleihe, die Dritten auf Verpfändung eines kleinen Guts bei der Creditgesellschaft.

Je näher die Zeit der Ausführung dieser Tableaux kam, desto größer wurde die Aufregung.

Aber o weh! als der ersehnte Augenblick näher gekommen war, hatten Viele das Schicksal unaussprechlich bitterer Enttäuschung. An dem Hofe der Großfürstin war beschlossen worden, nicht über hundert Personen einzuladen. Indeß hatte doch trotz aller Folterqualen Jede noch einige Hoffnung. Alle machten, wie besessen, Visiten bei der Gräfin Kimarofski und dann bei der Gräfin Trubetzkoi, die der Großfürstin sehr nahe standen.

An diesem Abende sollte die erste Probe ohne Costüm stattfinden, die Rollen sollten vertheilt werden, dann sollten noch zwei Proben folgen. Das Programm der großen Vorstellung lautete: Erstens — Tableaux; zweitens — Liebhabertheater; drittens — bal masqué mit zwölf Masken.

Die Gesellschaft sollte sich um neun Uhr versammeln. Zehn Minuten vor neun fuhr eine Kutsche nach der andern vor das Haus der Großfürstin. Um neun Uhr war der größte Theil der Gäste in dem sogenannten blauen Salon versammelt. Es waren deren ungefähr fünfzig. Alle zeigten lächelnde, sonnenhelle Gesichter, deren Ausdruck verrieth, daß sie in dem Genusse des Gedankens schwelgten: „Wir sind die Auserwählten und wie Viele giebt es, die nicht auserwählt sind."

Alle Damen, besonders die Mütter, hängten sich an die Gräfinnen Kimarofski und Trubetzkoi. Die jungen Damen dagegen drängten sich um die beiden Festordner, den Kammer-

herrn Baron Werdo und den General à la suite Liubanof. Diese musterten, mit einer Liste in der Hand und der Miene der Wichtigkeit, die Gäste und machten von Zeit zu Zeit Anmerkungen mit einer Bleifeder.

Die Gesellschaft unterhielt sich sehr lebhaft, plötzlich aber wurde aller Unterhaltung wie durch Zauber, ein Ende gemacht, denn die mittlere Thür öffnete sich; Jemand sagte „St!“ alle Gesichter nahmen einen andächtigen Ausdruck an, die Füße und Körper der Herren bereiteten sich zu einer Verbeugung, Alles schwieg und die Großfürstin trat ein.

Allgemeine Verbeugung und das uns schon bekannte selige Lächeln.

Die Großfürstin grüßte freundlich und ging dann von einer Dame zur andern, mit jeder einige Worte sprechend.

Darauf schien sie Jemanden mit den Augen zu suchen; alle Anwesenden nahmen die Miene an, als suchten sie ebenfalls. Die Großfürstin rief die Gräfin Kimarofski zu sich, und sagte ihr etwas.

Die Gräfin rief ihrerseits die Gräfin Trubetzkoi zu sich, welche sich mit dem Fürsten Gri-Gri unterhielt, um zu zeigen, sie sei hier so zu Hause, daß sie den Eintritt der Großfürstin gar nicht beachte.

„Es ist nicht möglich, sie müssen hier sein,“ sagte sie, setzte ihre Lorgnette auf und begab sich in das dichte Gedränge der Gäste. „Ah, da sind sie! Bitte, kommen Sie hierher, meine Lieben!“ redete sie Frau Anna Gagarin an; „warum verstecken Sie sich so?“

Die Gagarins waren einen Augenblick vor dem Eintritt der Großfürstin gekommen. Alle sahen sich um. Die Gräfin

Trubetzkoi führte sie zu der Großfürstin und stellte sie dieser vor.

„Wieder werden diese da vorgeschoben!“ grollte eine der Mütter und ihre Unterlippe schob sich weit vor in neidischem Aerger.

„Ein wahres Wunder, diese Gagarins!“ zischte eine junge Löwin. „Nächstens wird man diese Backfische auf Händen tragen.“

Aber wie kam Lisa dahin, nachdem sie doch beschlossen und versprochen hatte, nicht zur Großfürstin zu fahren?

Sehr einfach: Lisa hatte bis zu ihrer Rückkehr nach Hause keinem Menschen außer Sergei etwas von ihrem veränderten Plane mitgetheilt. Zu Hause angekommen, klagte sie über heftige Kopfschmerzen und erklärte ihrer Mutter, sie werde die Probe nicht mitmachen. Anfangs freute sich Frau Gagarin über diesen Entschluß, aber bei näherer Ueberlegung konnte sie ihn nicht billigen. Olga rief, ganz roth werdend: „Wie Du willst, aber ohne Dich fahre ich nicht!“

„Warum nicht? Das ist doch ein Unsinn!“ entgegnete Lisa.

„Ich fahre auf keinen Fall! Das wäre was Schönes, Deinetwegen sind wir eingeladen und plötzlich kommen wir ohne Dich! Auf keinen Fall!“ protestirte Olga sehr energisch.

„So fahre doch, Lisa; was sind das für Dummheiten,“ ließ sich der unterdessen eingetretene Wolodä vernehmen.

„Ich kann nicht! Ich habe Sergei versprochen nicht zu fahren und werde nicht fahren!“ erklärte Elisabeth fest: „Quält mich nicht! Ich werde zu Marie hinfahren und

den Abend mit Sergei zubringen, als seien wir in Simakowo."

Ihre Stimme hatte einen so aufrichtigen Klang, als sei sie mit ganzer Seele bei dem, was sie sagte. Sie ging in ihr Zimmer. Ihre Mutter folgte ihr dahin.

„Höre, Lisa," sagte sie, „ich muß Dir etwas sagen. Wir hätten heute Morgen die Einladung nicht annehmen sollen, das wäre vortrefflich gewesen, aber jetzt läßt sich nichts dagegen thun. Bedenke nur selbst, was wird es nützen, wenn Du heute wegbleibst. Morgen mußt Du doch hin."

Diese einfache und unerwartete Auffassung der Sache machte Elisabeth stutzen. „Das ist wahr," sagte sie. „Ach Gott, wie ist dieses beständige Schwanken langweilig! Bitte Mama, lassen Sie mich einen Augenblick allein, geben Sie mir etwas Zeit, mich zu bedenken."

Frau Anna verließ das Zimmer, von ihrer Tochter bis zur Thür geleitet, Letztere blieb allein. Vor ihr war ihr Tarlatan-Ballkleid in vollem Glanze ausgebreitet. Auf dem Toilettentisch lagen das Diadem und die Blumen. Auf einem Stuhle glänzten die Schuhe von weißem Atlas. Sie ließ ihre Blicke von einem dieser Gegenstände zum andern schweifen. Durch eine sehr natürliche Gedankencombination sah sie sich in ihrer Phantasie auf der heutigen Soirée von Vielen umgeben, die Augen Aller auf sich gerichtet. „Gri-Gri, Gonitzin werden da sein, ich werde also Bekannte finden und habe nichts zu fürchten. Errege ich Beifall, so ist dieser Erfolg hundert Mal wichtiger, als der gestrige, das ist gewiß; und wird denn dieser Erfolg Sergei nicht angenehm sein? Eigentlich begreife ich nicht, was er von mir will! Soll ich der Welt ganz entsagen, wie Marie, und kann ich das? Ich

weiß, welche Schwermuth mich zuweilen in Simakowo überfiel; es war als dürstete ich nach Geselligkeit ... Sonderbar, jetzt fühle ich ganz dieselbe Schwermuth, die ich damals hatte ... Ich habe mich entschlossen nicht zu fahren, habe es Sergei versprochen, von dieser Soirée wegzubleiben, habe eben so entschieden gesagt, daß ich nicht fahren werde, und dennoch habe ich Lust zu fahren. Was Mama sagt ist wahr, bleibe ich heute fort, muß ich doch morgen hin ... Aber warum, ich kann ja auch morgen fortbleiben, die Aufforderung ganz ablehnen ... Das ist es, was Sergei will. Ja, aber dann darf ich überhaupt keine Gesellschaften mehr besuchen und das ist nicht möglich! Bei der Fürstin wird ja in der nächsten Woche ein Ball sein, da muß ich hin, also kann ich doch jetzt die Einladung zu den Bildern nicht abweisen, das ist ja dieselbe Gesellschaft. Und Olga hat solche Lust hinzufahren, warum soll ich sie betrüben?"

Bei dieser letzten Idee blieb Elisabeth stehen und klammerte sich an sie mit aller Kraft.

„Ja, es ist nothwendig zu fahren. Olga wird sich besser amüsiren, wenn ich auch da bin!"

Rasch, als fürchte sie, dieser Gedanke werde ihr wieder entschwinden, ging sie an ihren Schreibtisch, ergriff eine Feder und schrieb, wie folgt:

„Mein lieber Sergei!

Leider kann ich meine guten Absichten nicht verwirklichen, trotz meines festen Entschlusses. Olga will ohne mich nicht fahren, und Alle können wir nicht fortbleiben ohne Anstoß zu erregen. Olga hat zu große Lust und ich kann es nicht über's Herz bringen, sie um meinetwillen

dieses Vergnügens zu berauben. Deshalb fahre ich. Ich hoffe, Sie werden mir nicht zürnen. Ich verhehle nicht, daß ich es sehr amüsant finde in Gesellschaft zu sein, aber was folgt daraus? Könnten Sie fürchten, ich werde die rauschende Gesellschaft mehr lieben als Sie! Auf Wiedersehen morgen.

Ihre Lisa."

So war es gekommen, daß sie auf der Soirée der Großfürstin erschien.

„Hat Ihr Bräutigam sich sehr viel Mühe gegeben, Sie zu bereden, nicht herzukommen, mein schönes Fräulein?" fragte die Gräfin Trubetzkoi.

„Nein, nicht besonders," antwortete sie.

„Ich sehe es Ihren Augen an, daß er es wohl gethan hat," entgegnete die Gräfin; „aber desto besser, der Bräutigam sorgt für sein Interesse, die Braut für das ihrige, das geht immer so."

In diesem Augenblick wurde Elisabeth von Herren umringt; Allen voran waren Fürst Gri-Gri und Graf Lanza. Sie konnte kaum dazu kommen, Alle anzuhören und Allen zu antworten.

Zehn Minuten später machten sich die Festordner an ihre Arbeit. Die Herren wurden von den Damen getrennt, die Festordner erschienen mit ihren Listen und riefen die Namen ab, dann schritt man zu der Feststellung des Programms der lebenden Bilder und zu der Vertheilung der Rollen.

„Tableau de Greuze," sagte Baron Werdo. „Drei Damen haben sich dazu gemeldet."

„Und hier meldet sich die Vierte," sagte die Gräfin Trubetzkoi, „Fräulein Elisabeth Gagarin."

Der Baron schrieb den Namen an. Die drei schon Angeschriebenen, zwei Löwinnen und ein junges Mädchen, warfen Lisa einen verächtlichen Blick zu, als wollten sie ihr sagen:

„Was drängst Du Dich hier ein, Du aus der Provinz?"

„Die Tugend und das Laster, Bild mit zwei Figuren; beide Rollen unbesetzt."

„Das Laster werde ich sein," rief die Gräfin Trubetzkoi, „und die Tugend können Sie vorstellen, wollen Sie?" fügte sie hinzu, sich an Elisabeth wendend.

„Wenn Sie es wünschen," erwiderte die Gefragte.

„All right! Weiter!"

So wurden alle Bilder durchgenommen. In einem sollte Elisabeth mit Gri-Gri zusammen stehen.

Olga fielen zwei Rollen zu.

Als man mit den Bildern fertig war, wurden die Rollen in dem Theaterstück vertheilt und dann die Maskerade besprochen. Nach langen Debatten wurde festgesetzt, in altrussischem Costüm zu erscheinen.

„Quel horreur!" murmelte eine Dame, „russische Costüme! Ich hasse diesen bäuerischen Patriotismus!"

„Ja," erwiderte eine Andere, sich heftig fächelnd, „ich glaube le siècle de Louis XIV. wäre viel besser."

„Natürlich wäre das besser; denken Sie doch, ich habe ja das Rococo-Costüm für meine Tochter schon bestellt — was werde ich jetzt mit ihm anfangen? Das wäre etwas für solche Gagarins."

Lisa stand nahe hinter dieser Dame und hörte ihre

Worte ganz deutlich. Wer hätte gedacht, daß sie verhängnißvoll für sie sein würden? Das Blut schoß ihr in den Kopf. Sie fühlte sich tief beleidigt, ihre Nasenflügel blähten sich auf und ihre ganze Seele dürstete darnach, dieser Frau zu beweisen, daß sie nicht „solch eine Gagarin" sei. Von diesem Momente an beschäftigte sie nichts als dieser Gedanke. Gri-Gri stand neben ihr.

„Wollen Sie, Fürst? Sie werden ein Bojar sein und ich eine Bojarin!" sagte Lisa und blickte seitwärts nach der Dame, die sie beleidigt hatte.

„Wie sollte ich nicht wollen!" erwiderte ihr Gri-Gri.

„Nicht wahr, so wird es viel hübscher sein, als wenn man das altfranzösische Costüm gewählt hätte? Mir scheint der Wunsch, sich wie französische Puppen anzuziehen, sehr dumm," sagte sie absichtlich recht laut, wieder mit einem Seitenblick nach der betreffenden Dame. Diese hörte ihre Worte und entfernte sich schnaubend. Die Festordner näherten sich und baten Elisabeth, sich in den Saal zu begeben, in dem die Bühne aufgestellt war.

Man machte den ersten Versuch, die lebenden Bilder zu stellen. Das erste waren die Portraits von Greuze. In einer mit dunklem Tuch beschlagenen Wand waren ovale Oeffnungen angebracht, von goldenen Rahmen eingefaßt. Die Beleuchtung kam von der inneren Seite der Wand. Die Personen, welche die Bilder darstellen sollten, mußten vor die Oeffnungen treten. Auf den Wunsch der Wirthin waren alle Gäste in den dunklen Saal gebeten worden, um diese Probe anzusehen.

Der Vorhang hob sich auf ein gegebenes Signal und

vier Köpfe von Greuze erschienen in feenhafter Beleuchtung auf der dunklen Wand.

Ein schelmisches und doch sanftes Lächeln spielte um den Mund der jungen Braut. Sie war bezaubernd schön.

Unter den Zuschauern wurden Ausrufe des Entzückens laut.

„Elle est superbe!“ sagte die Großfürstin.

Graf Lanza eilte, sein Alter vergessend, auf die Bühne und ließ sich vor Elisabeth auf ein Kniee nieder.

„Ehre der unvergleichlichen Schönheit!“ sagte er.

Auf ein von der Großfürstin gegebenes Zeichen wurde laut applaudirt.

Arme Lisa! Wie viel Haß erweckte sie in diesem Augenblicke in den Seelen der drei Damen, die sich in den andern Rahmen gezeigt hatten! —

Während Lisa an dem Hofe der Großfürstin so großes Entzücken erregte, wurden im Mitischtschef'schen Hause Bilder anderer Art aufgeführt.

Die Knäschna befand sich in einer eigenthümlichen Gemüthsverfassung, als sie von dem Diner bei ihrem Onkel zurückkehrte. Sie hatte während der Mahlzeit und nach derselben sehr viel mit ihrem Bräutigam gesprochen. Es war eigentlich die erste eingehende Unterhaltung, die sie mit ihm führte, und jetzt, als sie in die Einsamkeit ihres Zimmers trat, die Lichter auf ihrem Schreibtische anzündete, und sich hinsetzte, um die Eindrücke des Tages aufzuzeichnen, war es ihr, als erstarre ihr Herz. „Ich sterbe,“ sprach es in ihr; „ich ersticke, ich ersticke!“ und die Feder fiel ihr aus der Hand. Sie stützte sich auf den Tisch und gab sich den von allen Seiten auf sie einstürmenden Gedanken hin. Erst nach

längerem Sinnen ergriff sie die Feder und schrieb sehr rasch in ihr Tagebuch:

„Ich kann nicht mehr verstehen, was ich sonst verstand; was mir sonst klar war, ist jetzt verworren; Gott, der Lebensweg, Pflicht, Liebe, Selbstaufopferung, was bedeuten alle diese Worte? Was ist Zufall, was ist Vorsehung, was ist mein Wille? Eins weiß ich nur: unerträgliche Schwermuth erfüllt mein Herz; ich möchte fortlaufen, schreien, weinen, Jemanden sehr, sehr lieb gewinnen, aber da ich Niemanden lieben kann, möchte ich Alle hassen. Welche furchtbare Empfindung! ich habe sie heute zum ersten Male. Jeder Gedanke, jedes Gefühl scheint sich in meinem Herzen zu winden wie eine Schlange und mich überall zu beißen. Es ist schrecklich, mir zu gestehen, daß das heutige Gespräch mit dem Fürsten mich in diesen Zustand versetzt hat; wenn ein einziges Gespräch mit ihm schon diese Wirkung auf mich ausübt, was wird dann ein ganzes Leben mit ihm sein? Nein, das ist undenkbar! Das ist übernatürlich hart! Womit habe ich es verdient, daß mein Leben eine beständige Folter sein soll? Wem habe ich Böses gethan? Aber ich wollte mich ja opfern, sonst hätte mein Bruder Lisa nicht heirathen können. Da ist wieder etwas Unbegreifliches: mein Bruder hat sich in Lisa geirrt, sie gehört ihm nicht und er nicht ihr; davon habe ich mich heute überzeugt und fühle beinahe Haß gegen die arme Lisa, die doch an nichts schuld ist. Sie richtet zwei Menschen zu Grunde, mich und meinen Bruder! Woher kommt das Alles? Warum opfere ich mich nicht nur zwecklos, sondern um meinen Bruder unglücklich zu machen? Welchen Sinn, welchen Werth hat denn mein Opfer? O, es ist furchtbar..." Sie hielt an und versank in trübes Sinnen.

„Marie, darf ich eintreten?“ fragte in diesem Augenblicke ihr Bruder an der Thür.

„Ja wohl,“ antwortete sie, schlug schnell ihr Buch zu, stand auf und ging ihm lächelnd entgegen.

„Sieh,“ sagte Sergei, ihr Elisabeths Billet zeigend, „sie ist gefahren, um ihrer Schwester einen Gefallen zu thun; aber daß es mir unangenehm und schmerzlich ist, darum kümmert sie sich nicht, das macht ihr nichts aus.“

„Ich hätte Dir das zum Voraus sagen können,“ antwortete Marie, nachdem sie das Billet gelesen und es ihrem Bruder zurückgegeben hatte. „Lisa konnte nicht umhin zu fahren. Hätte sie es heute nicht gethan, so hätte sie doch morgen fahren müssen.“

Dieser Gedanke schien auf Sergei dieselbe Wirkung auszuüben, die er auf seine Verlobte geübt hatte. Es war, als sei plötzlich eine Gewitterwolke von seinem Antlitze fortgeweht worden.

„Willst Du mir glauben, Marie, ich weiß nicht recht, ob ich wache oder schlafe. Alles das ist so seltsam, so unwahrscheinlich, so rasch. Wie lange ist es her, daß Lisa mit flatternden Haaren in den Zimmern von Simakowo umherging; und jetzt? Sie ist wie verhext. Ich kann es nicht begreifen.“

„Ach, Sergei, ich kann auch Manches nicht begreifen, ich weiß nur, daß ich Dich liebe und daß Du mir leid thust . . .“ Plötzlich war es, als besinne sie sich auf etwas, sie raffte ihre Kräfte zusammen, umarmte ihren Bruder mit heiterem Gesichte und sagte: „Warte Sergei, mein Freund! Verdamme Lisa nicht, es ist zu früh, ich versichere Dich. Sie ist gewiß so, wie sie Dir erschienen ist, als Du sie lieb ge-

wannst; aber die ersten Tage in Petersburg, dieser unerwartete Erfolg, alles Das hat ihr den Kopf verdreht. Sie hat gewiß keinen unedlen Sinn, das ist nicht möglich. Verlasse Dich in allen Stücken auf Gott, hörst Du? Sonst wirst Du Dich ganz verlieren . . . ."

„Und wenn ich mich getäuscht habe, wenn dieser närrische Suchotin die Wahrheit prophezeit hat?"

„Dann wirst Du sie nicht heirathen."

„Was!" rief Sergei erschreckt. „Marie, mein Engel, ich sehe, Du hast nie geliebt. Verstehst Du denn nicht, wenn sie nicht so ist, wie ich sie mir immer gedacht habe, wenn sie mich getäuscht hat, oder vielmehr, wenn ich mich getäuscht habe, werde ich sie noch leidenschaftlicher lieben, und werde noch heftiger darnach verlangen, sie zu heirathen. Das ist eben das Furchtbare, — ich werde eine zweite Gräfin Trubetzkoi heirathen, werde sie unsinnig lieben und unser beiderseitiges Glück wird vernichtet sein."

„Und das meinige auch," dachte Marie mit einem furchtbaren Schmerz im Herzen, laut aber sagte sie mit einem stillen Lächeln: „Das kann nicht sein, glaube mir, Du irrst Dich. Lisa wird zu Dir zurückkehren und Ihr werdet glücklich, sehr glücklich sein, ganz gewiß."

„Die Frau Fürstin bitten Sie, hinauf zu kommen, sie haben Besuch," meldete ein eintretender Diener der Knäschna.

„Gleich," antwortete diese und fügte dann hinzu, ihren Bruder noch einmal umarmend:

„Wollen wir zu Mama gehen? Es wird da sehr langweilig sein, aber wenn wir beide zusammen sind, werden wir es weniger empfinden. Wir sind ja beide verlassen, ich von meinem Bräutigam, Du von Deiner Braut."

„Ja, was Deinen Bräutigam anbetrifft, fängst Du an Dich an den Gedanken zu gewöhnen, daß er Dein Bräutigam ist?"

„Ich?" antwortete sie, sich zwingend muthig zu scheinen, „beinahe; bald, bald werde ich mich ganz daran gewöhnt haben, Du wirst sehen, wie weltlich ich mich geberden werde, une grande dame de Petersbourg," und sie lachte laut auf.

Die letzten Worte sprach sie schon auf der Treppe. Plötzlich blieb sie stehen und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Was ist Dir, Marie?" rief ihr Bruder erschrocken und sie stützend, denn die arme Knäschna schwankte.

„Nichts, ein kleiner Schwindel, es war als ob mir das Herz stillstehe. Etwas Wasser, dann geht es vorüber. Das geschieht mir von Zeit zu Zeit. Ich habe mich wohl zu sehr ermüdet."

„Warum sprichst Du denn nicht mit dem Doctor darüber?"

„Ich habe kein Vertrauen zu den Aerzten. Was können sie wissen!"

„Morgen werde ich Deinen Liebling Dalmaski zu mir bitten lassen."

„Ach, jetzt ist mir wieder gut," sagte Marie, sich mit dem Taschentuch die Stirn trocknend.

Die Geschwister traten in den Salon ihrer Mutter, wo sie mehrere Gäste fanden.

Doch werfen wir noch einen Blick auf die Gagarins. Fürst Gri-Gri hörte rings umher die Ausrufe des Entzückens, das Elisabeth erregt hatte, sie übten einen berauschenden Einfluß auf ihn aus. Er dachte daran, daß die, welche Alle

bewunderten, vor einer Viertelstunde so freundlich mit ihm gewesen war, ihm fielen die Worte der Gräfin Trubetzkoi auf dem Balle des Grafen Lanza ein, er begriff in diesem Augenblicke, auf wen sie sich bezogen, wen er in sich verliebt machen sollte, es schien ihm, daß Elisabeths Augen, während sie das wunderbare Bild vorstellte, ihn in der Dunkelheit gesucht hatten, daß sie ihm zugelächelt hatte, — alle diese Gedanken erhitzten seine Phantasie mehr und mehr und wie unwillkürlich entrissen sich seinen Lippen die Worte: „Parole d'honneur, das ist eine himmlische Erscheinung."

„Aha!" ließ sich eine Stimme neben ihm vernehmen, er erkannte die Stimme der Gräfin Trubetzkoi, ein Schauer durchrieselte ihn und er blickte nicht nach der Seite, von welcher das „Aha" gekommen war. Aber sein Herz brannte noch stärker und eine Stimme in ihm flüsterte: „Und sich sagen zu müssen, diese Erscheinung wird mir nie gehören, sondern immer einem Andern!" Wie die Bilder einer Zauberlaterne zogen seine früheren Liebestriumphe an ihm vorüber. Es war, als sei ein Dämon in sein Herz eingezogen und beginne die Batterien seiner teuflischen Verführungskunst aufzubauen. „Siehst Du diese Frauen? Für Andere waren sie unbesiegbar, für Dich nicht," flüsterte der Dämon und seine Stimme verfehlte ihre verhängnißvolle Wirkung nicht. „Er ist schön, Du bist schöner; er hat einen großen Namen, Du auch; er ist reich, Du auch, aber Du bist klüger als er," flüsterte der Dämon wieder; „warum sollst Du nicht seine Stelle einnehmen? Noch sind sie ja nur verlobt, Du kannst ihr Gatte werden; oder willst Du erst sie sich verheirathen lassen und dann . . ."

„Ich gratulire Ihnen," hörte er die Großfürstin sagen,

er erwachte aus seinen Träumen. Elisabeth Gagarin war in den Saal getreten und wurde zuerst von der Dame des Hauses und dann von den andern Gästen mit schmeichelhaften Worten empfangen.

„Sie waren zu bezaubernd schön," sagte ihr Gri-Gri in einem Augenblicke, als sie allein war. „Es ist ein Verbrechen, so auszusehen, wie Sie aussehen."

„Warum?" fragte Elisabeth.

„Weil Sie uns sündige Zuschauer tödten."

„Sehr hübsch gesagt," flüsterte die Gräfin Trubetzkoi, welche zufällig oder absichtlich diese Worte hörte.

„Armer Sergei," murmelte sie dann sich entfernend, für sich, „er hat sein Spiel verloren!"

Um zwei Uhr Nachts flogen sechs Schlitten, jeder mit drei Pferden bespannt, durch die einsamen Straßen von Kamenni Ostrof und Krestofski. In einem derselben saßen Elisabeth, Olga und eine fremde Dame, ihnen gegenüber Fürst Gri-Gri, Graf Lanza und Fürst Gonitzin. Die Gesellschaft war sehr lustig. An einer Straßenecke begegnete ihnen ein anderer dreispänniger Schlitten. Im hellen Mondscheine konnte man die Gesichter deutlich erkennen.

„Das ist ja Wolodä!" rief Olga. Und es war Wolodä, in der Gesellschaft zweier Junker und zweier Damen. „Mein Gott, das kann ja nicht sein," setzte sie ganz aufgeregt hinzu.

„Lisa, bist Du das?" rief Wolodä mit heiserer Stimme, halb berauscht.

Die Schlitten fuhren aneinander vorüber.

„Die Jugend amüsirt sich," bemerkte Gonitzin lachend.

XII.

Neue Prüfung.

Doctor Dalmaski wurde plötzlich zur Knäschna Marie Mitischtschef gerufen. Es handele sich um eine unerklärliche Erkrankung. Die junge Fürstin lag in einer tiefen Ohnmacht.

Wie erschrak Sergei, als er seine Schwester in diesem Zustande sah. Er dachte daran, wie sie am Tage zuvor auf der Treppe auch plötzlich eine Art von Ohnmacht gehabt, erinnerte sich an seine Worte mit Bezug auf Dalmaski und trug sogleich seinem Kammerdiener auf, diesen um jeden Preis aufzusuchen. Zum Glücke begegnete ihm der Kammerdiener auf der Straße und brachte ihn gleich mit.

Als Dalmaski in das Schlafzimmer der Knäschna trat, fand er sie noch ohne Bewußtsein. Frau Anastasia saß bitterlich weinend an ihrem Bette und fühlte immerwährend nach ihrem Herzen, ob es noch schlage. Schluchzend wiederholte sie von Zeit zu Zeit die Worte: „Verdorben hat man mir sie, verdorben hat man meinen Engel, verdorben hat man mein Täubchen!“

Dalmaski suchte sie zu beruhigen. Er betrachtete die Kranke aufmerksam, befühlte ihre Hände, ihre Stirn, ihre

Füße, hob die Augenlider empor, behorchte ihre Brust und faßte dann mit der rechten Hand nach ihrem Puls, indem er mit der linken die Uhr aus der Tasche zog.

„Es ist nichts,“ sagte er, „es wird vergehen; jetzt schläft die Kranke.“

„Was ist es denn aber?“ fragte Sergei beängstigt.

„Es scheint mir ein Gehirnkrampf und Blutandrang nach dem Herzen gewesen zu sein,“ antwortete Dalmaski. „Jetzt ist der Krampf vorüber. Ich werde aber dennoch eine Mixtur verschreiben, denn dieser Krampf darf sich nicht wiederholen.“

„Ist er gefährlich?“ fragte der Fürst.

„Gewiß, und quälend ist er auch.“

„Aber wie ist das so plötzlich gekommen? Was kann der Grund davon sein?“

„Verdorben hat man Dich,“ schluchzte Anastasia leise, indem sie die Füße der Knäschna küßte. „Du mein Liebling, meine Gottheit, zum Unglück bist Du geboren, Du bist nicht dazu geschaffen mit sündigen, bösen Menschen zu leben, bei den Engeln im Himmel ist Dein Platz.“

Unterdessen erklärte Dalmaski im Nebenzimmer, wohin er gegangen war um das Recept zu schreiben, dem Fürsten, was er für die Ursache der Krankheit halte.

„Es ist ein nervöser Zustand, d. h. in unserer Sprache nervös, in der gewöhnlichen Sprache ein Seelenzustand. Es hat, wahrscheinlich, eine starke Anspannung der Nerven stattgefunden, starke Eindrücke haben gewirkt, welche die Knäschna in sich verborgen hat. Bei allgemeinem Blutmangel wirkt jede Erschütterung unmittelbar auf das Gehirn. Sie ist eine

zarte Blume, hüten Sie sie, Fürst, wie Ihren Augapfel, sonst wird sie Ihnen davonfliegen wie ein Vögelchen."

Nach diesen Worten kehrten sie zu der Kranken zurück. Sergei fühlte, wie zwei große Thränen aus seinen Augen quellten und herabrollten. Er vergaß in diesem Augenblicke sich selbst ganz und gar und dachte nur an seine Schwester, und indem er das that, war es, als gehe ihm plötzlich ein tieferes Verständniß ihres Lebens auf.

„Ist es nicht die Heirath mit Gonitzin, die sie zu Grunde richtet?" Warum diese Frage sich ihm so plötzlich und unter diesen traurigen Umständen aufdrängte, war ihm nicht recht klar. Aus der Menge der Eindrücke des gestrigen Tages tauchte mit einem Male in seinem Gedächtnisse ein Blick seiner Schwester auf, den er während des Diners aufgefangen und der auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht hatte, ein Blick, der ein ungewöhnliches Seelenleiden verrieth. Erst jetzt, am Bette der Kranken und unter dem Einflusse der Worte Dalmaskis, sah er diesen Blick nieder. Er setzte sich auf das Fußende des Bettes. Die Sorge um das Schicksal seiner Schwester quälte ihn heftig und diese Qual steigerte sich noch, als eine zweite Frage in ihm aufstieg: Warum heirathet Marie den Fürsten Gonitzin, wenn so wenig Sympathie zwischen ihnen vorhanden war?

„Vielleicht ist zwischen mir und Lisa auch keine Sympathie, und ich will sie doch heirathen," sprach plötzlich eine Stimme in seinem Innern. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und suchte diesen Gedanken zu vertreiben. Als er wieder aufblickte, schien seine Schwester fest und ruhig zu schlafen.

Ihr Gesicht trug das Gepräge heiliger Ruhe und engelgleicher Sanftmuth. Das war der Ausdruck einer Seele, die

fähig war, Alles zu leiden für Die, welche sie liebte, und die zugleich reif war, jeden Augenblick vor Gottes Thron zu erscheinen und zu sagen: „Ich bin bereit, richte mich."

So dachte Sergei, und als er Dalmaski ansah, dessen Blicke auch auf Marie gerichtet waren, glaubte er dieselben Gedanken in dessen Gesicht zu lesen. Plötzlich schlug die Knäschna ihre Augen auf.

„Ah, Sie sind hier, wie freue ich mich darüber," sagte sie lächelnd und Dalmaski die Hand reichend.

„Aber ich freue mich durchaus nicht, Sie so zu sehen," antwortete Dalmaski.

„Ich bin ja jetzt ganz gesund, das war nur ein leichter Anfall," versetzte Marie und fügte dann in verändertem Tone hinzu: „Ich muß nothwendig mit Ihnen sprechen, Herr Dalmaski. Sergei, wir wollen in meinen Salon gehen."

Alle Drei begaben sich in das Nebenzimmer und setzten sich an den Kamin.

„Nun, was befehlen Sie?" fragte Dalmaski.

„Lachen Sie nicht über mich, Doctor, ich werde Ihnen vielleicht sehr sonderbar vorkommen. Sagen Sie mir, Sie wollen doch auch heirathen, glauben Sie, daß Sie glücklich sein werden?"

„Ich glaube es wohl — freilich nur in einem gewissen Sinne, aber hier ist ja Jemand, den Sie fragen können, was Glück heißt," antwortete Dalmaski, auf den Fürsten deutend.

„Nein, dieser verlangt zu viel von Glück," entgegnete die Knäschna lächelnd. „Guter Sergei, wenn Du wüßtest, welche Leiden ich auf mich nehmen wollte, um Dich dadurch glücklicher zu machen."

Sergei schwieg und drehte seinen Schnurrbart. Er hatte

ein unnennbar trauriges Gefühl, sein Herz zog sich zusammen und er fühlte, daß die Thränen ihm sehr, sehr nahe waren.

Dalmaski schwieg auch.

„Wie stellen denn Sie sich ihr zukünftiges Glück vor?“ wendete die Fürstin sich wieder an Dalmaski.

„Wie? Sehr einfach: Die Welt ist voll Lärm, Geschrei, Sorgen, Unruhe. Ich werde meine Frau fragen: Kümmerst Du Dich um dieses laute Treiben oder nicht? Sie wird mir antworten: Nein! Darauf werde ich ihr sagen: Ich auch nicht. Darum laß uns bei Seite gehen, uns eine Hütte bauen und die Welt schreien lassen — was geht sie uns an! Sehen Sie, das ist Glück. Braucht Jemand etwas von uns, er wird uns willkommen sein, aber wir haben Niemanden nöthig! Ist das nicht wahr?“

„Ja, das ist wahr,“ antwortete Marie. „Auch mir ist dieser Lärm verhaßt; warum schickt mir denn Gott einen Mann, der außer diesem Lärm nichts lieben kann,“ dachte sie. Es entstand eine Pause.

„Das ist Alles ganz gut,“ begann Dalmaski, „aber die Hauptsache ist Ihre Gesundheit, Knäschna; über die müssen wir sprechen.“

„Das geht nicht, Mama hat mir verboten, mich von Ihnen behandeln zu lassen,“ erwiderte die Knäschna, als falle ihr das jetzt erst ein. „Es ist ja auch ein Unsinn, so viel an sich zu denken. Verzeih mir, Sergei, daß ich Dich so erschreckt habe,“ sie küßte ihren Bruder, „es soll nicht wieder geschehen. Wollen wir von Dir sprechen. Hast Du schon etwas von dem gestrigen Abende gehört? Willst Du mit mir zu Lisa fahren?“

„Vortrefflich," warf Dalmaski dazwischen, „fahren Sie! Aber die Medicin bitte ich Sie doch einzunehmen."

„Das will ich thun," erklärte die junge Fürstin.

Eine Viertelstunde darauf saß sie mit ihrem Bruder im Wagen.

„Warum heirathest Du Gonitzin?" fragte sie unterwegs ihr Bruder. „Sage ihm lieber ab, noch ist es Zeit. Du kannst mit ihm nicht glücklich sein."

„Ich werde mit ihm glücklich sein, Du wirst das sehen," antwortete sie, ihn heiter anblickend. „Natürlich nur beziehungsweise," fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu. „Das wahre Glück ist für mich unerreichbar, das weiß ich."

„Du kannst lieb gewinnen wen Du willst, und Den heirathen den Du liebst."

„Ich kann lieb gewinnen wen ich will?" wiederholte Marie, jedes Wort betonend. „Ach, Sergei, Du vergissest wer ich bin, wer meine Mutter ist, wer Du bist. Ich habe über diesen Punkt schon nachgedacht, mein Freund, und mit Vater Joan darüber gesprochen. Er sagt, es ist unmöglich, daß ich heirathe wen ich will, und ich darf nicht einmal daran denken; verstehst Du mich?"

In diesem Augenblicke hielt der Wagen an dem Hause, in welchem die Familie Gagarin wohnte.

„Es ist Niemand zu Hause," sagte der Schweizer.

Suchotin stand in einen Schuppenpelz gewickelt an der Hausthür. Er trat an die Wagenthür.

„Die treffen Sie nicht so leicht," brummte er. „Um fünf Uhr Morgens sind sie nach Hause gekommen. Seit zwölf Uhr fahren sie von einer Putzmacherin zur andern — nichts als Costüme und Toiletten."

Fürst Sergei vergrub sein Gesicht in den Pelz und schwieg; eine unerträgliche Last lag auf seinem Herzen. Endlich rief er dem Kutscher zu: „Nach Hause!"

Zwei Stunden nach diesem mißlungenen Besuche erhielt Sergei ein Billet von seiner Braut; es war kurz, aber deutlich:

„Lieber Sergei, ich bin ganz erschöpft, bin durch die ganze Stadt gefahren. Ich muß morgen zu der Generalprobe vier Costüme haben. Morgen werden Sie eine Einladung zu übermorgen erhalten, und ich hoffe Sie werden ihr Folge leisten, um Ihre Lisa anzusehen und sie entweder zu loben oder zu schelten. Wann wir uns sehen werden, weiß ich selbst nicht. Bei uns zu Hause ist ein wahres Modemagazin. Suchotin hat Wuthanfälle gegen mich. Es küßt Sie Ihre Lisa."

Jeder Andere hätte sich sehr gefreut, ein solches Billet zu erhalten; es war zärtlich und ein Beweis, daß Lisa ihm einige Minuten geopfert hatte. Aber der Fürst war nicht wie jeder Andere. Die Geschwindigkeit, mit der sich in Lisas Seele, wie in einem Zauberknäuel, eine ganz neue, in dem friedlichen Beisammensein in Simakowo nicht geahnte Persönlichkeit entwickelte, hatte ihn zu sehr aufgeregt, ihn in eine zu reizbare Stimmung versetzt, als daß ein solches Billet auf ihn einen guten Eindruck hätte hervorbringen können. Als er es durchgelesen hatte, drückte er es zusammen und warf es zornig in den Kamin.

„Sie werden eine Einladung erhalten," murmelte er zwischen den Zähnen; „ich habe wohl diese Einladungen sehr nöthig, als ob sie mich nicht kennte! Und Suchotin ist wüthend; ja, er hat Recht, dieser grobkörnige Suchotin."

In diesem Augenblicke trat ein Diener ein und reichte dem Fürsten ein zweites Billet.

„Von der Gräfin Bobrofski; der Bote bittet um Antwort.“

Das Billet enthielt die folgenden Worte:

„Mein lieber Freund, kommen Sie so bald als möglich zu mir. Ich muß mit Ihnen sprechen über Etwas, das Sie mehr als alles Uebrige in der Welt interessirt.“

„Ich werde gleich kommen,“ ließ der Fürst den Diener ausrichten.

Fast in demselben Augenblicke erschien ein anderer Diener mit einem dritten Billet.

„Von wem?“ fragte der Fürst.

„Das weiß ich nicht,“ lautete die Antwort.

Er warf einen Blick auf die Adresse. Die Handschrift war ihm unbekannt. Er betrachtete die Rückseite des Briefes; sie trug den Stempel der Stadtpost. „Von einer Armen,“ dachte er, fügte aber dann gleich hinzu: „Nein, die Handschrift ist nicht darnach.“ Er brach das Siegel, nahm den Brief aus dem Couvert, er war stark parfümirt. „Von einer Dame also,“ dachte er, entfaltete das Schreiben und las:

„Wenn ein Mann eine so schöne Braut hat, wie Lisa Gagarin, muß er sie beaufsichtigen und leiten, sonst kann sie sich durch seine, nicht durch ihre Schuld vom rechten Wege abbringen lassen. Jedenfalls wird es ihm gut sein, zu wissen, daß der für unerfahrene Frauenherzen gefährlichste Weltmann offenbar ein Auge auf sie hat, und da dieser Mann ebenso gefährlich als grundsatzlos ist, wird Fürst Mitischtschef wohl thun auf seiner Hut zu sein; denn die junge Dame scheint

dem schlechten Einfluß sehr zugänglich, ist leichtsinnig und und fängt schon an ihr —"

Hier brach das Billet boshafter Weise ab. Es war in französischer Sprache und der Handschrift nach offenbar von einer Dame geschrieben.

Was Sergei während des Lesens dieses Briefes empfand, läßt sich nicht schildern. Das Blut stürzte ihm nach dem Kopfe, aber was in seinem Gemüth vorging, davon ist es schwer sich eine Vorstellung zu machen. Vor Allem hatte er das Gefühl, als läsen Tausende von Augen das Billet mit ihm zugleich. Dann kam es ihm vor, als sei er nicht allein, sondern überall von Menschen umgeben und alle diese Menschen sähen bald ihn, bald einander an, ihn mit Mitleid, einander mit spöttischem Lächeln und nickten einander zu, als wollten sie sagen: „Du verstehst doch," dann flüsterten sie mit einander und lächelten wieder. Alles das empfand er auf's Deutlichste, und jeder Buchstabe des Billets brannte ihm in die Augen, stach ihm in's Herz, zerriß seine Seele, schnürte ihm Kehle und Brust zu, und seine das Papier haltenden Hände zitterten mehr und mehr. Dann hörte das Zittern auf, Suchotin verschwand, Alles um ihn her war still und leer. Es war ihm, als stocke sein Athem, seine Augen hefteten sich auf einen Punkt, ja da, da mußte etwas erscheinen, und wirklich, der Punkt bewegte sich, wuchs, nahm die Umrisse eines Gesichtes an, ein zweites gesellte sich zu diesem, das Blut stürzte ihm abermals nach dem Kopfe: „Ja, er ist es, er ist es," schrie eine Stimme in ihm auf, und deutlich stand ein Bild vor seinen Augen: Lisa am Arme Gri-Gris; Beide lachten, sprachen laut, sahen einander an — Sergei sprang auf wie ein verwundetes Raubthier. Er ver-

langte nach einem Beile, nach einem Dolche, es roch ihm nach Blut und dieser Geruch hatte für ihn etwas Berauschendes. Sein halbes Leben hätte er dafür gegeben, wenn er Gri-Gri hätte den Kopf spalten können. Einen Augenblick später war alles Dies verschwunden.

Welche Dummheit!" sagte er laut.

„Darf ich hineinkommen?" ließ sich jetzt Olgas klangvolle Stimme an der Thür vernehmen.

„Ja," antwortete Sergei mechanisch.

Olga trat ein, und es war als falle ein Sonnenstrahl in ein dunkles Zimmer. Frische, Licht, Reinheit, Ehrlichkeit, Güte drückten sich in ihrem Gesicht aus und alle diese Eigenschaften und jede einzelne derselben waren so lebendig, es war, als müsse die Ehrlichkeit gleich anfangen zu sprechen, und die Güte auch, und als würden diese Worte so wohltönend, so weich, so freundlich klingen . . ."

„Mama ist bei der Fürstin Mama und ich komme unterdeß zu Ihnen," sagte sie, sich auf einen Lehnstuhl setzend. „Uf, wie bin ich müde! Lisa läßt Ihnen sagen..."

„Ich habe eben ein Billet von ihr erhalten," sagte Sergei trocken. „Am Tage unserer Hochzeit werden wir uns vielleicht sehen," fügte er mit einem halben Lächeln hinzu, da er sich erinnerte, daß ja Olga an nichts schuld sei.

„Sprechen Sie kein dummes Zeug, Fürst," erwiderte Olga. „Die Sache ist die: sie wollte vor dem Mittage zu Ihnen kommen, aber um vier Uhr ist wieder eine Probe. Ich habe mich, Gott sei Dank, frei gemacht. Wenn Sie wüßten, Freund, was man mit uns anstellt, — es ist furchtbar! Bald soll man so stehen, dann wieder anders, dann wieder so, — es ist zum Sterben!"

„Dafür amüsiren Sie sich," versetzte der Fürst.

„Ja, wir amüsiren uns schrecklich, aber müde wird man dennoch, und die arme Mama kann keine Nacht schlafen und ängstigt sich und quält sich immerfort. Aber Lisa, die ist tapfer, ihr macht das Alles nichts aus."

„Wirklich?" fragte Sergei ironisch und blickte Olga fest in die Augen. Er hielt das Billet noch in der Hand, es schien ihn zu brennen wie glühendes Eisen. Ihm kam der böse Gedanke in den Sinn, Olga auszuforschen.

„Nun, ist Lisa in ihren Parts sehr schön?" fragte er in gutmüthigem Tone.

„Lisa? Nach meinem Geschmack ist sie entzückend. Uebrigens übermorgen werden Sie hoffentlich kommen und sie sehen."

„Ja freilich," antwortete er zerstreut. „Alle Menschen sind wohl entzückt von ihr?"

„Schrecklich entzückt; ich kann es nicht recht begreifen, wie sie das so gleichgiltig hinnimmt."

„So sehr gleichgiltig wird sie wohl nicht sein. Sie ist gewiß ihrerseits von Jemandem entzückt, ohne dies kann sie ja nicht leben."

„Lisa? Ich glaube nicht, übrigens . . . ."

„Was übrigens?"

„Nein, das war ein Unsinn," antworte Olga. „Daß sie eine Unmasse Bewunderer hat, weiß ich."

„Sind es wirklich so viele? Von Einem weiß ich."

„Sie meinen den Fürsten Gri-Gri."

„Ja, den meine ich, in allem Ernst," erwiderte Sergei, indem er gleichwohl einen scherzhaften Ton erkünstelte.

„Er ist nicht der Einzige; ich sage Ihnen, Alle sind in sie verliebt.“

„Ja, aber in diesen Gri-Gri ist auch Lisa bis über die Ohren verliebt, davon bin ich überzeugt!“

„Unsinn! Er gefällt ihr allerdings mehr als die Andern.“

„Wirklich?“

„Ja, das hat sie mir gesagt. Aber wo soll sie sich in ihn verlieben, ich bitte Sie! Sie hat auch keine Zeit dazu; ich sage Ihnen, man läßt ihr keine Minute Ruhe.“

In diesem Augenblicke trat Frau Gagarin ein und das Gespräch wurde unterbrochen. Alles, was die gutmüthige Olga so ehrlich und einfach aussagte, hatte den armen Sergei nur noch mehr gereizt und erzürnt. In jedem ihrer unschuldigen Worte hörte er eine schonungslose Anklage gegen Elisabeth und überzeugte sich immer mehr, daß die Liebe zum Vergnügen, die ihm seine Braut so plötzlich entfremdet hatte, nichts Anderes war als ihre Neigung zu Gri-Gri.

„Warum habe ich ihn in diesem dummen Duell nicht getödtet!“ sagte er sich hundertmal, als die Gagarins ihn verlassen hatten, aber diese Worte schafften ihm keine Erleichterung, sondern zogen finstere Gedanken nach sich.

Jetzt ist Alles begreiflich und Alles zu Ende,“ sagte er sich; „er wird sie anlocken, sie wird die Welt lieben um dieses Taugenichtses Willen, wir werden uns heirathen und er und die Welt werden immer zwischen uns sein. Entferne ich sie aus der Gesellschaft, so wird sie sich doch immer nach ihr sehnen, weil . . . weil . . .“ Hier stockten die Gedanken und wollten nicht weiter, aber Sergei gab ihnen selbstquälerisch einen Stoß und rief ihnen zu: „Nur vorwärts,

sagt Alles! — weil die Welt für sie die Gestalt eines Menschen angenommen hat, und dieser Mensch wird ihre verbotene Frucht sein, sie wird immer an ihn denken, und thut sie das, so ist kein Glück für uns möglich . . ."

„Wer hat das Billet geschrieben?" fragte er sich dann und prüfte noch einmal die Handschrift. „Die Gräfin Trubetzkoi? Die Handschrift gleicht der ihrigen durchaus nicht. Und warum hat man es mir geschrieben? Irgend etwas muß doch vorgefallen sein . . . ."

Endlich konnte er diese Zweifel, diese Marter nicht mehr ertragen. Seinen kranken Arm vergessend, warf er sich in einen Miethschlitten, fuhr zu seinem Onkel und erzählte ihm Alles.

Der Onkel las das Billet.

„Das ist eine erbärmliche Intrigue," rief dieser. „Einmal wirst Du schon erfahren, wer es geschrieben hat und wozu. Jetzt bleibt Dir nichts übrig, als Dich zu beruhigen."

„Aber wenn das wahr ist! In unserer abscheulichen Welt ist jede Gemeinheit, jede Scheußlichkeit möglich!"

„In unserer abscheulichen Welt — ja, aber mit Bezug auf Deine Braut brauchst Du nichts Abscheuliches zu fürchten. Wenn Du zu der Großfürstin eingeladen wirst, fahre jedenfalls hin und Du wirst Alles selbst sehen."

„Ich werde Alles selbst sehen und werde dann begreifen, was ich zu thun habe," sagte er sich, als er seinen Onkel verließ und zu der Gräfin Bobrofski fuhr, und in diesem Gedanken fand er eine Art von Beruhigung.

„Sie wird mir gewiß auch etwas Unangenehmes sagen," dachte er, als er das Haus der Gräfin betrat. Es giebt

Augenblicke in denen der Mensch fühlt, daß überall, wo er auch hingehen mag, ein Unwetter auf ihn wartet.

Er hatte sich nicht geirrt.

„Hören Sie, mein lieber Freund, ich habe Sie zu mir gebeten, weil ich Sie warnen muß.“

„Wovor?“ fragte Fürst Sergei nervös.

„Vor dem Gerede, das mit Bezug auf Ihre Braut in Umlauf ist.“

„Mit Bezug auf meine Braut?“

„Ja, Sie müssen dem durchaus gleich ein Ende machen. Gestern hat man mir schon von ihr erzählt; heute waren zwei Damen bei mir und die dritte sogar aus Ihrer Familie, — sie alle erzählen Gott weiß was für Geschichten von Ihrer Braut: daß sie sich bei dieser partie de troïka, bei den Proben, auf der Bühne, hinter den Coulissen wunderbare Gespräche mit dem Fürsten Gri-Gri erlaubt, daß sie laut lacht, Niemanden beachtet und sich überhaupt so sonderbar benimmt, daß mehrere Damen ihretwegen an den Tableaux nicht theilnehmen wollen, aber besonders empört sind Alle über ihr Benehmen mit dem Fürsten Gri-Gri.“

„Dahinter verbirgt sich irgend etwas Infames, Gräfin; es kann nicht wahr sein!“ entgegnete der Fürst, und die Worte klangen wie ein Aufschrei seiner Seele.

„Mein lieber Freund, Sie kennen mich ja,“ fuhr die Gräfin fort, „Sie wissen, daß ich Ihnen das nicht sage, um Geschichten zu machen, sondern weil ich Sie hochschätze. Ihre Braut ist unerfahren, sie ist ein Kind; sie ist mitten in den Sumpf der großen Welt gerathen; einen Schritt zu weit, und sie kann versinken, wenn sie keinen Führer hat. Sie wissen selbst, wie leicht es unserer vornehmen Gesellschaft

fällt, ein Mädchen zu verderben. Nach Allem, was ich höre, scheint es auch mir, daß eine weibliche Intrigue im Spiele ist, aber ehe wir der Sache auf den Grund kommen, kann es für Ihre Braut zu spät sein."

„Aber was soll ich denn thun?" fragte Sergei rathlos.

„Nun, übermorgen wird die Vorstellung sein; am Tage darauf müssen Sie ernsthaft und entschieden mit Ihrer Braut sprechen. Wenn Sie wollen, unterstütze ich Sie darin! Unterdessen werde ich mich bemühen durch meine Agenten den Knoten der Intrigue zu finden." Die Gräfin küßte zum Abschiede den Fürsten liebevoll auf die Stirn. „Gott segne Sie!"

XIII.

Bei der Großfürstin.

Der wichtige Abend der Vorstellung war gekommen.

Fürst Sergei hatte im Laufe der letzten zwei Tage seine Braut nicht gesehen, er selbst hatte keine Lust dazu gehabt und sie war ganz und gar von den Sorgen um die lebenden Bilder in Beschlag genommen. Man hatte sie mit Rollen überhäuft, man hatte sie im Voraus zur Königin des Abends bestimmt. Frau Gagarin bekam mehrere Mal des Tages, bald direct von der Großfürstin, bald von den Festordnern immer neue Weisungen, was Elisabeth zu ihrer Toilette brauche, was zu dieser und zu jener Rolle nöthig sei. Endlich war definitiv festgestellt worden, daß sie sich an vier Tableaux betheiligen und den Maskentanz anführen solle.

Unter Denen, die zu der Vorstellung gebeten waren, befanden sich auch die Fürstin Mitischtschef und deren Tochter. Die Erstere war so erfreut darüber, daß sie zu den Gagarins hinfuhr und ihrer künftigen Schwiegertochter auf eine sehr zarte Weise dreitausend Rubel schenkte, damit sie davon die Toilettenunkosten bestreite. Die Knäschna Marie wagte zu äußern, sie habe keine Lust, hinzufahren, aber zwei Einreden überzeugten sie bald, daß sie sich selbst vergessen müsse.

„Wie," sagte ihr Bräutigam, „Sie wollen nicht kommen um mich als Ludwig XIV. zu sehen?"

Marie mußte lächeln und antwortete: „Gut, ich werde kommen."

Auch ihre Mutter sprach: „Ich bitte Dich zu bedenken, daß es lächerlich erscheinen würde, wenn ich ohne Dich käme; ich habe aber große Lust hinzufahren."

Im Saale der Großfürstin waren etwa hundertundfünfzig Gäste versammelt. Von Blumen und Pflanzengruppen umgeben war durch akademische Künstler und Theater-Maschinisten eine sehr hübsche Bühne errichtet worden. Zwischen den Reihen der Lehnstühle spazierten und standen gruppenweise die Gäste, auf die Ankunft des Hofes wartend. Alle Würdenträger des Militär- und Civil-Ressorts waren mit ihren Gemahlinen und Töchtern anwesend, ebenso die Löwinnen der großen Welt, wenige Künstler und Schriftsteller, einige Vertreter der vornehmsten Jugend, die man zu dem Maskenballe eingeladen hatte. Alles funkelte von Brillanten und Perlen; man plauderte und lachte.

Mitten in einer Gruppe, stolz und selbstzufrieden, stand die Fürstin Mitischtschef und fächelte sich.

„Fürstin, ich hoffe, Sie nehmen Glückwünsche an," sagte ihr ein alter Herr mit dem Andreasbande im Knopfloche seiner Weste.

„In welcher Beziehung?" fragte die Fürstin.

„Nun in Beziehung auf die riesigen Erfolge Ihrer zukünftigen Schwiegertochter. Wenn ich das früher gewußt hätte, hätte ich um eine Rolle in den Tableaux gebeten, um auch zu ihren Füßen sein zu können."

„Ja, sie ist sehr hübsch und dabei reizend,“ erwiderte die Fürstin.

„Glückliche Schwiegermutter!“ sagte der alte Herr mit Pathos und entfernte sich.

Ein vornehmer Minister trat an den jungen Fürsten Mitischtschef heran.

„Bonjour, Fürst, wir haben uns lange nicht gesehen. Gratulire Ihnen zu Ihrer Braut, eine ideale Schönheit! Nun wahrlich, lieber Freund, das Aussuchen haben Sie verstanden, man sieht, Sie sind ein ganzer Mann. Wollen Sie bei mir dienen, wie? Was sollen Sie Ihre Zeit vergeuden?“

„Ich danke Ihnen sehr, Graf, aber ich habe durchaus nicht die Absicht zu dienen,“ antwortete Sergei.

„Das ist unrecht. Aber bekommen Sie vielleicht Lust dazu, so werden Sie uns willkommen sein. Ein Mann, der eine hübsche Frau hat, muß dienen, er ist sicher, Carrière zu machen durch seine Frau.“

Fürst Borodinski näherte sich einer Löwin der Gesellschaft. „Eine schöne Geschichte, ma Deesse!“ flüsterte er ihr zu. „Sie sind vom Throne gestoßen.“

„Wieso, wer wagt das zu sagen?“

„Nun, die Welt sagt es,“ antwortete der Fürst.

„Ah, wenn wir nicht in diesem Saale wären, würde ich Ihnen für Ihre Frechheit eine Ohrfeige geben!“ versetzte die Löwin mit gezwungener Lustigkeit.

„Aber Sie haben sich doch geweigert, bei den Tableaux mitzuwirken, weil Sie fürchteten, Fräulein Gagarin werde Sie in Schatten stellen.“

„Das ist nicht wahr! Ich habe mich geweigert, weil

ich die Gesellschaft einer jungen Dame verschmähe, die so albern ist, sich von jedem Gri-Gri die Cour machen zu lassen, obgleich sie Braut ist. Es ist zu dumm," fügte sie hinzu, sich mit dem Fächer auf die rechte Hand schlagend. „Aber warten Sie, in vier, fünf Tagen werden Sie erfahren, was solch eine ideale Schönheit aus der Provinz werth ist."

„Wie so?"

„Nun, Sie werden schon sehen."

Diese Worte wurden absichtlich recht laut gesprochen, weil Gonitzin gerade vorüber ging. Natürlich hörte er dieselben.

Inzwischen rief die Gräfin Trubetzkoi den Fürsten Gri-Gri zu sich heran.

„Was befehlen Sie?" fragte dieser.

„Sie führen sich schlecht auf, Fürst!"

„Ja, wann habe ich mich denn gut aufgeführt?" erwiderte er frivol.

„Sie machen der Gagarin zu stark die Cour — ich habe schon viel darüber gehört. — Sie compromittiren das arme Mädchen ganz unerhört."

„Glauben Sie das nicht, es ist eine abscheuliche Verleumdung," entgegnete Gri-Gri lächelnd. „Jede Dame, mit der ich spreche, ist compromittirt nur durch den Umstand, daß ich mit ihr spreche."

„Denken Sie doch," sagte eine Dame zu ihrer Nachbarin, „was man für Unsinn erzählt! Man sagt, es sei nicht der Fürst Mitischtschef, der diese berühmte Schöne heirathen wird, sondern Fürst Gri-Gri."

Sergei stand dicht hinter dieser Dame und hörte die Worte.

„Nicht möglich!" erwiderte die andere Dame.

„Ah bah, in unserer Zeit ist Alles möglich!"

Fürst Sergei entfernte sich instinctmäßig einige Schritte, damit die Damen nicht merken sollten, daß er ihre Worte gehört habe. In diesem Augenblicke näherte sich ihm Gri-Gri.

„Bon jour, mon cher."

„Bon jour," antwortete Sergei, die Zähne auf einander pressend und mit Ekel seine Hand in die des Andern legend.

„Du machst ja ein so saures Gesicht, Lieber; heute mußt Du strahlen, denn es ist der Tag des Triumphs Deiner Braut. Das ist kein Weib, das ist ein Idol!"

„Ich kann auch ohne Deinen Rath auskommen," entgegnete Sergei trocken.

„Parbleu, mon cher, Du spielst den Othello! Das ist also der Grund. Aber, mon Dieu, das hast Du Dir doch selbst zuzuschreiben; warum hast Du mich nicht im Duelle getödtet. So lange ich lebe, mache ich den Damen den Hof," und Gri-Gri flog zu einer Dame hin.

In diesem Augenblicke trat Gonitzin zu Sergei.

„Lieber Freund," sagte er ihm, seine Hand fassend, „ich muß Dir zwei Worte sagen. Die Sache ist nämlich die, ich habe hier und schon früher Bemerkungen über Deine Braut gehört, die — wie soll ich mich gleich ausdrücken? — die weder für Dich noch für sie angenehm sind. Sprich mit ihr, sie ist sehr lebhaft, kennt die Welt nicht, sagt Alles, was ihr durch den Kopf fährt und was am schlimmsten ist, sie ist zu liebenswürdig mit Gri-Gri. Du weißt selbst, was dieser Mensch ist. Mit einem Worte, sei vorsichtig; das ist mein freundschaftlicher Rath."

Sergei schwieg finster. Endlich fragte er:

„Wie kommst Du jetzt auf das?"

„Voilà," Gonitzin zeigte ein Billet. „Das habe ich durch die Stadtpost empfangen."

Sergei durchflog den Brief. Die Handschrift war dieselbe, wie die in dem anonymen Billet, das er selbst empfangen hatte.

„Niederträchtig!" knirschte er.

„Sei besonders aufmerksam während des Maskenballes mon cher; das rathe ich Dir auf jeden Fall."

In diesem Augenblicke ließ sich von vielen Seiten ein „St! St"! vernehmen. Das Orchester spielte einen Marsch. Durch die Mittelthür trat der Hof ein.

Alle verbeugten sich.

Nach dem Erscheinen des Hofes spielte das Orchester eine Ouvertüre. Als die hohen Gäste in der vordersten Reihe Platz genommen hatten, setzte sich die übrige Gesellschaft auch.

Werfen wir zunächst einen Blick hinter die Coulissen.

„Ach, wie fürchte ich mich, Gott, wie fürchte ich mich!" seufzte Olga, auf ihrem Posten stehend. Sie war genöthigt gewesen, in den Bildern von Greuze die Stelle jener Dame einzunehmen, die sich weigerte, an den Tableaux theilzunehmen, weil Elisabeth sich albern aufführe,"

„Ich fürchte mich ganz schrecklich," fuhr Olga fort. „Wenn ich nur nicht plötzlich anfange zu lachen! Ist es denn möglich, daß Du gar keine Angst hast, Lisa?"

„Nein, ich habe keine."

„Ach, Lisa, wie siehst Du schön aus! Du wirst Sergei ganz toll machen."

„Wie Du komisch bist, Olga!" erwiderte Lisa lächelnd. Dann schwieg sie und vertiefte sich in ihre innere Welt.

Was ging in dieser vor? Im Gegensatz zu der äußern Ruhe, die wie heller Sonnenschein auf ihrem Gesichte lag und sich in ihrem ganzen Wesen ausdrückte, herrschte hier ein furchtbarer Tumult. „Welchen Eindruck werde ich hervorbringen?" Bei dieser Frage jagte ihr das Blut heftig durch die Adern und ihr Herz schlug gewaltig. Dann fühlte sie, sie werde fortgerissen von einer fremden Macht. Dieses Gefühl hatte sie schon seit einigen Tagen. Sie trieb dahin in einer Welt, wo ihr Alles neu und zugleich ungewöhnlich angenehm war; diese Proben, diese Spazierfahrten in der Troika, diese kleinen Soupers, diese Gespräche — bald trat irgend ein besonderes Bild, ein besonderes Gefühl, ein Blick, ein Gespräch vor ihre Seele, bald floß Alles in eine entzückende berauschende Atmosphäre zusammen, und jeder dieser Eindrücke brachte ihr Blut in Wallung.

Hinter dem Vorhange hörte sie Geflüster, Bewegung, Stimmen; Alles, was es Glänzendes, Verlockendes in Petersburg gab, befand sich hinter diesem Vorhange, der in Zeit von fünf Minuten aufgehen sollte. Die Erinnerung an die gestrigen, an die vorgestrigen Triumphe umwehten sie wie ein linder Zephyr, ließ sie neue, noch größere Triumphe voraussehen, und diese Triumphe sollte sie jetzt gleich erleben, jetzt gleich, ach, wie klopfte ihr Herz. — Plötzlich flog ein Funke aus ihren Augen, ihr reizendes Gesicht verzog sich ein wenig, ein eigenes Lächeln spielte um ihre Lippen.

Etwas Böses ging in ihrer Seele vor: sie erinnerte sich an die Löwin, die sie ohne allen Grund beleidigt hatte; Andeutungen von den mit Bezug auf sie in Umlauf gebrachten Gerüchten waren bis zu ihr gedrungen; sie ahnte etwas Schlimmes; ihr war, als habe man sie zu einem

Kampfe auf Tod und Leben herausgefordert; ein Weib hatte sie herausgefordert und das Weib in Lisa machte sich geltend mit all der Leidenschaftlichkeit ihres Stolzes, ihrer Eitelkeit und anderer böser Regungen. In diesem Augenblicke war sie entzückend schön! Es war der Augenblick, in dem die letzte Minute der Unschuld entflog und die erste Minute der Sünde einzog. Die letzten Strahlen der ersten Schönheit verschmolzen mit den ersten Strahlen der zweiten — und ihr Herz schlug entsetzlich. Die Worte der Gräfin Trubetzkoi: „Denken Sie daran, daß man in der Welt versteht zu hassen!" klangen ihr in den Ohren.

Sie trafen, sie zündeten, und das Feuer ergoß sich durch ihr ganzes Wesen.

„O, ich bedarf eines furchtbaren Triumphes, um Die, welche mich beleidigt hat, zu zermalmen," sprach eine innere Stimme, „und ich werde sie zermalmen —"

Das erste Klingeln des Regisseurs erscholl.

„Gott, wie ist mir bange," seufzte Olga.

Lisa zuckte zusammen.

Es wurde zum zweiten, dann zum dritten Mal geklingelt. Das Orchester spielte die letzten Töne der Ouverture.

Ganz in den hinteren Reihen saß Frau Gagarin; große Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn; ihr Herz schien still zu stehen.

Neben ihr saß Sergei. Er war schweigsam und gedankenvoll. Sein Herz schlug nicht schneller, als gewöhnlich, aber er fühlte sich in der innersten Seele ermüdet; er ahnte, daß ihm viele Leiden und Kämpfe bevorstehen würden.

Die Musik verstummte.

Der Vorhang hob sich. Der Saal wurde dunkel. Auf

einem Fond von rothem Sammet erschienen in goldener Umrahmung, von Pflanzengruppen umgeben, in feenhafter Beleuchtung, fünf Bilder von Greuze. In dem mittelsten stand Elisabeth. In ihren losen Haaren zeigte sich eine Blume, die hineingefallen oder vom Winde hineingeweht zu sein schien; der Ausdruck ihres Gesichts sprach von fester Zuversicht in ein frohes Ereigniß, das geschehen mußte. Die Augen unter den schönen dunklen Brauen funkelten und flammten; das Lächeln auf ihren Lippen schien seine eigene Sprache zu reden; es schien zu sagen: „Mögen die Augen funkeln und hoffen, ich habe meine eigenen Gedanken," und dieser zwiefache Ausdruck ihres Gesichts, diese Verschmelzung lebhaften Verstandes und leidenschaftlichen Gefühls bot ein Bild dar, von dessen Herrlichkeit Greuze nie geträumt haben würde.

Ein oder zwei Minuten herrschte im Saale tiefes Schweigen, alle blickten die Bilder an mit angehaltenem Athem.

Dann wurde in der ersten Reihe applaudirt und die Worte: „C'est ravissant!" ließen sich vernehmen. Gleich darauf erzitterte der Saal von lauten Beifallsbezeugungen!

Nach zwei Minuten fiel der Vorhang.

In der ersten Reihe rief eine Stimme: „Bis, bis!" der ganze Saal brüllte: „Bis, bis, bis!" und klatschte noch lauter als zuvor.

Der Vorhang hob sich.

Wieder tiefes Schweigen und dann lautes Entzücken.

Zum dritten Male erscholl Beifallsklatschen in der ersten Reihe. Zum dritten Male stürmisches Applaudiren im ganzen Saale.

Der Vorhang hob sich zum dritten Male . . . Zehnmal wurde der Vorhang aufgezogen.

Niemand konnte an der Ursache dieses enormen Erfolges des ersten Tableaux zweifeln. Elisabeth hatte Jung und Alt entzückt. Der Eindruck, den sie hervorgebracht hatte, war enorm.

Als der Vorhang zum zehnten Male aufgezogen wurde, standen Alle auf.

Im ganzen Saale hörte man Worte wie: „Adorable, charmante, ravissante, idéalement, jolie“ u. s. w.

Sergei hörte die Worte auch . . . Nach dem Gesichtsausdrucke, mit dem er das sich zehnmal seinen Blicken bietende Bild betrachtete, mußte man schließen, er sei mit diesem ungeheuren Erfolge unzufrieden. Zwei gleich starke und gleich unangenehme Empfindungen regten sich in ihm; es schien ihm, daß die ganze Umgebung, in der er Lisa in diesem Augenblicke sah, ihrer edlen Mädchenhaftigkeit schadete; dann fühlte er, daß diese allgemeine, stürmische Bewunderung sie aus der ihm so theuren Welt herausriß, und diese beiden Empfindungen weckten Verdruß und Trauer in seinem Herzen, ganz abgesehen von der wilden Eifersucht, die ihn seit zwei Tagen marterte und ihn an diesem verhängnißvollen Abende hierher getrieben hatte.

„Wie ist Olga hübsch!“ sagte Frau Anna unwillkürlich, als wolle sie es dadurch vermeiden, etwas über Lisa zu sagen, denn sie verstand bis in die feinsten Details, was in der Seele Sergeis vorgehen mußte.

„Ja, aber es wäre besser, wenn sie beide nicht hier wären,“ antwortete Sergei düster.

In diesem Momente erschien auch schon wieder der Dämon der Gagarins und Mitischtschefs, die Gräfin Trubetzkoi.

Sie ergriff die Hand der armen Frau Anna und führte sie in die vordere Reihe, um sie denjenigen hohen Herrschaften vorzustellen, denen sie auf dem ersten Balle noch nicht vorgestellt worden war.

Hier wurde sie mit Lobeserhebungen über ihre Töchter und mit Fragen überhäuft; sie zitterte am ganzen Körper vor Aufregung.

Nun wandte man sich mit Glückwünschen an den Fürsten Sergei, der sie wie ein zu einer Strafe Verurtheilter empfing. Auch er mußte viele Complimente über seine Braut anhören und Fragen über ihre Persönlichkeit beantworten.

Die Complimente beantwortete er mit einem Lächeln, die Fragen mit ehrerbietigen Antworten, er verbeugte sich dann und entfernte sich.

Fünf Minuten nachdem er auf seinen Platz in einer der hintersten Reihen zurückgekehrt war, faßte Jemand seinen Arm. Er sah sich erstaunt um und erblickte den Minister, der ihn schon früher angeredet hatte. Dieser führte ihn etwas bei Seite.

„Ich habe Ihnen zwei Worte zu sagen, lieber Fürst.“

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten.“

„Warum dienen Sie nicht, — aus Princip oder aus einer zufälligen Combination der Umstände?“

„Aus Princip,“ lautete die Antwort, „ich habe genug zu thun auf meinen Gütern.“

„Nun gut, folglich sind Sie ein guter Administrator, und einen solchen haben wir im Staate immer nöthig. In Ihrem Kopfe haben die Functionen des Gehirns unzweifel-

haft den Charakter angenommen, der jedem Geschäfte einen geregelten Gang garantirt; in diesen Tagen wird in meinem Ressort das Amt eines Beamten zu besonderen Aufträgen frei . . ."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, aber ich will ganz entschieden nicht dienen."

„Jedenfalls vergessen Sie nicht, daß ich zu jeder Zeit Ihnen und Ihrer zukünftigen Gemahlin zu Diensten stehe," versicherte der Staatsmann.

Einige Minuten später trat ein General an Sergei heran.

„Fürst," sprach er, ihm die Hand reichend, „erlauben Sie mir eine unbescheidene Frage: Warum dienen Sie nicht?"

Sergei gab dieselbe Antwort, die er schon zweimal gegeben hatte.

„Wie wäre es, wenn Sie wieder in den Militärdienst eintreten würden? Sie kennen ja den Dienst; avanciren würden Sie rasch. Sie können doch nicht ewig den schwarzen Frack tragen! Das ist doch langweilig!"

Sergei erwiderte einige Worte, er wußte selbst nicht was er sagte.

Das zweite Bild war nicht weniger gelungen, als das erste.

Es stellte das Laster und die Tugend dar. Die Leser werden sich erinnern, daß die Gräfin Trubetzkoi die erste Rolle, Elisabeth die zweite übernommen hatte.

Einige Minuten vor dem Aufgehen des Vorhangs sagte die Erstere zu der Letzteren:

„Meine Liebe, Sie verbrennen sich die Flügel."

„Ich?“ fragte Elisabeth nicht ohne Erstaunen.

„Ja, Sie. Man fängt schon an Sie mit Entzücken zu verspeisen und könnte Sie verschlingen; weil Sie so reizend, so entzückend sind, haben Sie eine Löwin tödtlich beleidigt — wissen Sie das?“

„Ich weiß es,“ erwiderte Lisa stolz.

„Wissen Sie auch, wie sie sich an Ihnen rächt?“

„Ich will es nicht wissen!“

„Wenn Sie das nicht wissen wollen, meine Schönste, dann müssen Sie sich viel vorsichtiger mit solchen Leuten, wie Gri-Gri, benehmen. Fürst Mitischtschef wird sich im Ernst darüber ärgern.“

„Er ist auch ohne dies auf mich böse; über Alles, was ich thue, ärgert er sich. Aber davon später. Lassen Sie mich jetzt meines Lebens freuen.“

„Aha,“ dachte die Gräfin, „ist das so, dann ist die Ehe schon vor der Hochzeit derangirt . . . .“

Der Vorhang wurde aufgezogen. Die Musik spielte die Arie Gretchens aus dem „Faust“. Die Gräfin Trubetzkoi saß in der sehr eleganten Toilette einer Dame der demi-monde zu Elisabeths Füßen; diese trug ein sauberes Kattunkleid und ein weißes Schürzchen. Das Gesicht der Gräfin drückte ungemein deutlich und lebhaft den Wunsch aus, dem jungen Mädchen die Freuden des Luxus und eines lustigen Lebens klar zu machen. Lisas Gesicht dagegen verrieth völligen Mangel des Verständnisses für die Worte der Gräfin.

Dieses Tableau fand unbeschreiblichen Beifall. Der Vorhang wurde zwölfmal aufgezogen.

Als die lebenden Bilder beendigt waren und die Schwestern Gagarin in den Saal traten, wurden sie, im wahren Sinne

des Worts die Heldinnen und Königinnen des Abends. Noch nie war Elisabeth mit so viel Entzücken und Bewunderung empfangen worden; aber auch an bösen Zungen fehlte es nicht.

„Haben Sie bemerkt, mit wem sie hereinkam?" zischelte eine dieser bösen Zungen einer andern Dame zu.

„Ja, mit Gri-Gri," antwortete diese.

„Ihr lieber Bräutigam muß sehr dumm sein." Gleich darauf flatterte diese „Löwin" zu Sergei hin.

„Nein, Fürst," sagte sie ihm nahe an's Ohr, „das ist doch unglaublich! Gestatten Sie doch Ihrer Braut nicht, ihr Wohlgefallen an dem Fürsten Gri-Gri so auffallend zu affichiren."

Es war als erweckten diese Worte den Fürsten Mitischtschef aus einem schweren Traume. In diesem Augenblicke mußte er allerdings Manchen sehr dumm vorkommen. Er hatte wirklich gesehen, daß seine Braut die Unvorsichtigkeit beging, am Arme des Fürsten Gri-Gri in den Saal zu treten, während Gonitzin Olga führte.

Aber konnten denn die beiden Schwestern errathen, daß das sich nicht schicke? Konnte Sergei denn auf Gri-Gri zustürzen, ihn wegstoßen und Elisabeth seinen Arm geben? — Man hätte ihn für wahnsinnig halten müssen.

Indeß war Sergei durch den soeben erhaltenen Wink aus seiner Apathie erwacht, das Blut stürzte ihm nach dem Kopfe und gab ihm Energie; er bewegte sich rasch auf seine Braut und Gri-Gri zu.

„Wohin wollen Sie?" raunte ihm die Löwin zu, indem sie ihn zurückhielt. „Sehen Sie denn nicht, mit wem sie jetzt spricht?"

Da sah er, daß Elisabeth nicht mehr mit Gri-Gri,

sondern mit seiner Mutter zusammen in der ersten Reihe stand und beide Damen sich mit den höchsten Herrschaften unterhielten.

„Warten Sie bis zum Costümball, und seien Sie klüger," schloß die racheerfüllte Löwin und zog sich zurück.

Sergei stand wie angewurzelt.

„Warum ist sie zu mir gekommen," dachte er, „und warum spricht sie von diesem verdammten Costümball ganz ebenso wie Gonitzin?"

Gerade um Mitternacht begann dieser Maskenball, Elisabeth und Olga erschienen in der russischen Nationaltracht (dem Sarafan). Sie standen durch Jugendfrische, Natürlichkeit aller Bewegungen und echt russische Schönheit an der Spitze aller anderen Damen. Der Ball begann mit einer Promenade der Paare, dann wurde der Reigen gebildet.

Elisabeth ging verabredetermaßen mit dem Fürsten Gri-Gri.

„Sie fürchten mich nicht?" fragte er sie während dieser verführerischen Promenade.

„Nein," antwortete sie, mit einem Ausdrucke kindischen Eigensinnes in Ton und Blick.

„Ich fange an zu glauben, daß Sie nicht nur schöner, sondern auch klüger sind als alle andern anwesenden Damen hier," bemerkte Gri-Gri, worauf Elisabeth nur mit einem stummen Lächeln antwortete.

Im Reigen stellte sie die Zarewna, Gri-Gri den Zarewitsch vor.

Fürst Sergei stand wie erstarrt und beobachtete Alles. Auf seinem Gesichte konnte man nichts lesen. Er schien auf etwas zu warten.

Nach dem Reigen erschienen Masken in Domino. Das Tanzen begann.

Eine Maske näherte sich Sergei. „Schöner Mann, ich muß mit Dir sprechen," sagte sie leise.

Sergei fuhr unwillkürlich zusammen; die Stimme klang ihm fremd.

„Mir ist befohlen Dir zu sagen, daß Du Lisa entsagen sollst, wenn Du sie mit Dir auf's Land schleppen willst. Wir haben Sie hier in Petersburg nöthiger, als Du. Sie ist nicht von Deinem Schlage, ich habe ihre Natur ergründet; sie wird eine der ersten Löwinnen Petersburgs sein, wenn Du sie Gri-Gri giebst. Nimmst Du sie für Dich, so wird sie Dich gründlich hintergehen. Siehst Du nicht, daß das zwei Verliebte sind?"

In diesem Augenblicke flog Elisabeth mit Gri-Gri im Walzer an ihnen vorüber.

„Sieh, wie Alle sie ansehen!" fuhr die Maske fort. „Alle Anwesenden wissen, daß sie anfängt in ihn verliebt zu werden, und daß er schon ganz entschieden auf sie geht. Uebrigens versuche es doch, den Kampf zu beginnen! Es ist doch schön, wenn ein Mann sich in's Feuer stürzt, um den Gegenstand seiner Liebe zu retten; zuweilen verbrennt er sich dabei, aber schön ist es doch." Die Maske verschwand. Sergei stand unbeweglich, als habe ihm Niemand etwas gesagt.

„Schöner Knabe, hüte Dich!" flüsterte ihm eine Stimme in's Ohr.

Er sah sich rasch um; es war eine andere Maske, die schnell in dem Gedränge verschwand.

Eine halbe Stunde später raunte ihm wieder eine

Maske zu: „Es giebt Eine, die Du fürchten mußt, Sie will sich an Deiner Braut rächen und sie zu Grunde richten. Morgen wird man eine kleine Soirée arrangiren; hüte Dich, dort werden sie zusammentreffen und Du wirst nicht eingeladen werden. Ich bin Deine Freundin. Morgen wirst Du vielleicht Alles erfahren. Eine andere Frau wird Dir einen guten Rath geben. Heute geh' zu Lisa, nimm sie an der Hand und führe sie weg." Die Maske verschwand.

Gegen zwei Uhr Nachts trat Sergei an seine Braut heran. „Guten Morgen, Elisabeth," sagte er; „nun, wir sind den ganzen Abend nicht für einander vorhanden gewesen."

„Und welches ist Ihre Ansicht, Herr Philosoph?" erwiderte Elisabeth.

„Meine Ansicht will ich Ihnen gleich sagen, reichen Sie mir Ihr Händchen."

„Ich muß gleich tanzen, ich warte nur auf meinen Cavalier, der Großfürst Wassili tanzt diesen Tanz mit mir, und den nächsten Tanz der Großfürst Dimitri. Ich bin heute sehr mit mir zufrieden, und Sie?"

„Ich auch. Werden Sie mir Ihr Händchen nicht geben?"

„Wozu wollen Sie es haben?"

„Um Sie zu Ihrer Mama zu führen, die Kopfschmerzen hat; wir wollen Alle zusammen wegfahren."

„Ich kann nicht wegfahren, wenn die Großfürsten mich engagirt haben; Mama wird warten. Jetzt kommt gleich das Souper; nach dem Souper können wir fahren."

„Sie wollen also nicht?"

„Weil ich nicht kann, Sergei."

Der Fürst entfernte sich.

Fünf Minuten später kam die Fürstin Mitischtschef mit ernster, strenger Miene zu Elisabeth.

„Ma chère Lise,“ sagte sie, „ich fahre fort und bitte Sie, desgleichen zu thun. Ihre Mama wartet auf Sie; sie ist sehr müde.“

„Ich kann nicht,“ entgegnete Elisabeth.

„Ich verlange es,“ sagte die Fürstin in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ.

Fünf Minuten später fuhren die Gagarins fort.

Die Knäschna Marie hatte dem Ball nicht beigewohnt. Der Arzt hatte es ihr verboten.

XIV.

Zwei Briefe.

Was bedeutete dieses plötzliche Fortfahren der Gagarins auf den ausdrücklichen Wunsch der Fürstin Mitischtschef?

Eine Maske war zu der Fürstin gekommen und hatte ihr eine ganze Menge Geschichten über Lisa mit Bezug auf ihr Benehmen gegen Gri-Gri erzählt und von der Gefahr gesprochen, die ihre Heirath mit dem Fürsten Sergei bedrohe. Die Fürstin war im höchsten Grade erstaunt oder vielmehr erschreckt, und da es ihrer Ansicht nach immer die Hauptsache im Leben war, seinen Ruf unbefleckt zu erhalten, so beschloß sie, allem Gerede mit einem Male ein Ende zu machen durch eine sofortige Unterbrechung aller Beziehungen zu Gri-Gri. Zu diesem Zwecke galt es, daß die Gagarins sogleich fortfuhren.

Die Fürstin verstand rasch zu handeln, wenn es galt den Ruf eines Mitgliedes ihrer Familie zu wahren. Ganz so handelte sie auch an diesem verhängnißvollen Abend. Sie bestand nicht nur darauf, daß die Gagarins gleich den Ball verließen, sondern sie beschloß auch, die Hochzeit ihres Sohnes so bald als möglich zu Stande zu bringen, bestimmte in

Gedanken während des Nachhausefahrens den Tag, an dem sie stattfinden sollte, und überlegte, wie viele Personen einzuladen seien. Beide Hochzeiten sollten genau nach neun Tagen in ihrer Hauskapelle veranstaltet werden.

Die Gagarins waren auf dem Heimwege mit ganz andern Gedanken beschäftigt. Frau Anna war sehr schweigsam, machte sich bittere Vorwürfe wegen ihrer Schwäche. „Warum habe ich diese Einladungen angenommen? Warum habe ich meinen Töchtern erlaubt, sich so auf der Bühne auszustellen? Ich hätte voraussehen sollen, zu welch unangenehmen Folgen das führen würde.“

Trotz der Kälte rieselte ihr der Schweiß von der Stirn bei dem Gedanken, wie jetzt in der ganzen Stadt davon gesprochen werde, daß Fürst Gri-Gri ihrer Tochter die Cour mache.

Olga war ausschließlich mit heiteren Erinnerungen des Abends beschäftigt. Von Zeit zu Zeit sprach sie von denselben, da sie aber weder von ihrer Mutter noch von ihrer Schwester eine Antwort erhielt, so versank auch sie in Schweigen.

In Elisabeths Seele sah es furchtbar aus. Es kochte und schäumte in ihr, ein wahrer Orkan tobte in ihrem Innern. Sie wußte wohl, wer die plötzliche Abfahrt angeordnet hatte, und dennoch warf sie die Hälfte der Schuld auf den armen Sergei. Dieses Zeichen des Mißtrauens hatte sie sehr gegen ihn aufgebracht, sie nahm es auf und erklärte ihm in ihrem Herzen den Krieg. Sie fühlte sich von ihm beleidigt und hielt sich durch seine Handlungsweise für berechtigt, nicht nur der Welt gegenüber, sondern auch in ihren Beziehungen zu

Gri=Gri freier aufzutreten. „Ich will ihm zeigen, was es heißt, mich wie ein Kind zu behandeln,“ dachte sie, und wenn auch in ihrem Köpfchen kein fester Plan entstand, wie sie sich vermittelst des Fürsten Gri=Gri an ihrem Bräutigam rächen wollte, so gab sie sich doch sehr dem Gedanken hin, ihre liebenswürdige Gesinnung für den Ersteren recht deutlich an den Tag zu legen.

Sergei hatte einen unangenehmen Eindruck auf sie gemacht, als er sich ihr näherte und sie bat, ihm ihre Hand zu reichen und sich von ihm fortführen zu lassen. Sie war eben im Begriffe gewesen, mit zweien der vornehmsten Cavaliere zu tanzen, hatte mit Gri=Gri verabredet, daß dieser sie zum Souper führen sollte, und sie wollte bei dieser Gelegenheit über verschiedene interessante Gegenstände mit ihm sprechen. Das entging ihr nun Alles, und sie mußte sich auf so demüthigende Weise fortschleppen lassen — nur um einer Laune Sergeis und seiner Mutter zu genügen, wie sie meinte.

Sie war zugleich beleidigt und verblendet. Durch den Widerstand war sie aufgestachelt, nur um so leidenschaftlicher zu verlangen, was ihr schon ohnedies gefiel, ja sie fühlte eine heftige, entschiedene Liebe zu Dem, was man ihr nicht gestatten wollte zu lieben.

Zu Hause angekommen, zog sie ihre Balltoilette aus, entließ ihre Dienerin und ging an ihren Schreibtisch, um an Sergei zu schreiben. Sie setzte sich und nahm die Feder in die Hand — diese Feder hatte er ihr geschenkt, das Tintefaß hatte er ihr geschenkt, den Tisch hatte er ihr geschenkt, das ganze Zimmer hatte er eingerichtet. Er hatte sich so viel Mühe für sie gegeben, so liebevoll für sie gesorgt; wie lange

war es her, daß sie dieses Zimmer betreten hatte, und jetzt ... Ja, aber er versteht mich nicht; er glaubte ich sei nicht fähig, etwas Anderes als das Landleben zu lieben, und ich selbst glaubte das auch, aber jetzt sehe ich, daß ich mich irrte, ich bedarf der Aufregung; ich kann lieben, und wie lieben... Aber ich kann auch hassen. Gab es denn in meinem früheren Leben keine Aufregung? Nein, und jetzt, da ich sie kennen gelernt habe, fühle ich, daß sie einen Reiz hat. Sergei versteht das nicht. Er will mich wie ein Gänschen nehmen, auf's Land bringen und da soll ich mich mit der Wirthschaft beschäftigen, während ich doch in der Welt eine Rolle spielen kann, und was für eine Rolle! Ach Gott, was für Unsinn spreche ich! Ich will ja gar keine Rolle spielen, ich will mich nur ein wenig amüsiren; ich hoffe, in meinem Alter ist das doch erlaubt; einem achtzehnjährigen Mädchen muß man doch etwas Spielraum und Freiheit geben. Einmal nimmt ja doch alles das ein Ende. Ich weiß, er ist eifersüchtig auf Gri-Gri, darum ist er so böse. Nun, mag er knurren so viel er will; darf ich denn nicht gegen Jemand liebenswürdig sein, ohne daß man gleich sagt, ich sei in ihn verliebt? Die Wahrheit zu sagen, wäre es wohl schwer für mich, nur mit seiner Gesellschaft fürlieb zu nehmen, da ich von ihm nichts höre als Moralpredigten und nichts sehe als mürrische Gesichter, während Gri-Gri klug, lustig, liebenswürdig ist und ich stundenlang mit ihm sprechen kann. Früher war Sergei nicht so langweilig ... Gott, was habe ich gesagt? Ist es denn möglich, daß er mir langweilig ist? Und wenn dem so ist, wie wird es denn sein, wenn ich seine Frau bin? Wenn dem so ist, darf ich ihn denn heirathen? Werde ich rechtlich handeln, wenn ich es thue?

‚Sie haben nicht den Rechten gewählt,‘ sagte mir Gri-Gri gestern lachend; ‚Sie müßten solch einen Mann haben, wie ich . . .‘ Wer weiß, ob das nicht wahr ist. Wir werden einander heirathen und hernach werde ich mich langweilen, immerfort langweilen. . . . Ich werde in der Welt leben wollen, er wird mich nicht lassen, es wird Scenen geben . . . und dann? Liebe ich ihn denn so, wie man einen Gatten lieben muß? Heute auf dem Ball war ich so wüthend auf ihn, daß ich ihn haßte. Ich sehe, er will mich beherrschen, mich belehren; er wird mein Hofmeister sein und wir werden ewige Auseinandersetzungen haben . . . . Nein, das will ich um keinen Preis, dann will ich ihn lieber gar nicht heirathen! Ich muß ihm das sagen, dann handle ich doch wenigstens ehrlich . . .“ Lisa tauchte die Feder in die Tinte.

„Lieber Fürst!“ schrieb sie. „Warum Fürst? Wie das dumm ist, da ich ihn doch immer ‚Sergei‘ genannt habe.“ Sie nahm ein anderes Blatt und schrieb: „Mein lieber Sergei!“ Dann fingen ihre Augen an zu funkeln, ihre Nasenflügel bliesen sich auf, ihre Brust wogte und die Feder flog über das Papier. „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen alles das sagen soll, was mir, theils klar, theils unklar, auf dem Herzen liegt, ich weiß nur, daß ich Ihnen Vieles sagen muß. Ich fühle, daß Sie mich nicht verstehen und ich, ich verstehe Sie, aber ich bekenne offen, in den letzten Tagen stimmte ich in vielen Stücken nicht mit Ihnen überein. Wir müssen Vieles mit einander besprechen, ehe wir uns entschließen, den letzten, unabänderlichen Schritt zu thun. Sie wollen aus mir eine Landwirthin und eine Frau machen, die Ihnen ganz allein gehört, aber die Frage ist die, ob ich

das zu sein vermag, was Sie aus mir machen wollen. Vor zwei Wochen hätte ich gesagt: Ja, ich kann es, aber jetzt sage ich: Ich weiß nicht, denn es sind in mir Empfindungen erwacht, von deren Dasein ich keine Ahnung hatte. So bin ich z. B. bereit, Ihre Frau zu sein, aber ich fühle, daß ich nicht Ihnen ganz allein gehören, mich nicht nur mit Ihrer Gesellschaft begnügen kann. Ich brauche die Welt, ich brauche Gesellschaft, und, ich sage es ganz offen, lustige Gesellschaft. Denken Sie, was wir für ein Leben führen würden, wenn Sie die Gesellschaft hassen und ich sie liebe. Wir könnten leicht dazu kommen uns zu hassen; Sie würden mir Ihren Geschmack und ich Ihnen den meinigen octroyiren wollen. In diesen wenigen Tagen habe ich mich verändert, ja, Sergei, ich bin reifer geworden, ich habe viel von meinem Kinderwesen abgelegt; ich bin vielleicht auch verdorben worden, das ist möglich, aber ich bin doch ehrlich geblieben und will es auch in Zukunft bleiben. Wenn Sie mich nicht so zu lieben verstehen, wie ich es will, so ist es besser, wir trennen uns und Sie vergessen mich. Ich fürchte, aufrichtig gesagt, daß Sie für mich zu alt, zu streng und zu ernst sind. Sie brauchen eine Frau, die Ihrer Schwester gleicht; ich werde Ihnen zu unruhig sein. Ueber Alles das müssen wir gleich sprechen, d. h. morgen. Ich werde Sie erwarten und werde den ganzen Tag zu Hause sein.

Ihre Lisa."

Es war ein sonderbares Zusammentreffen, daß Fürst Sergei fast in demselben Augenblicke einen Brief an Lisa beendigte. Er lautete wie folgt:

„Geliebte, theure Elisabeth!

Ihr Benehmen betrübt mich nicht nur, sondern setzt mich auch in Erstaunen. Was die Welt sagt, ist mir einerlei. Wenn ich auch erst sechsundzwanzig Jahre alt bin, habe ich doch genug in der Gesellschaft gelebt, um sowohl ihr Lob sowohl wie ihren Tadel zu verachten; aber je gleichgiltiger mir das Urtheil der Welt ist, um so wichtiger ist mir das Urtheil meines Gewissens, meines Herzens. Entweder habe ich mich in Ihnen geirrt, oder Sie spielen Komödie um mich zu ärgern, oder ich befinde mich in einem unnatürlichen Zustande und sehe die Dinge nicht wie andere Leute. Gott gebe, daß die zweite oder die dritte dieser Voraussetzungen die richtige wäre, und nicht die erste! Jedenfalls ist es Zeit, daß wir uns aussprechen, offen, ehrlich, Eins das Andere liebend und achtend. Warum quälen Sie mich so? Ist denn wirklich der Genuß, den Ihnen das, was mich quält, gewährt, so groß, daß Sie ihn nicht opfern können, um mir alle diese schmerzlichen Empfindungen zu ersparen? Ist denn wirklich zwischen der Lisa von Simakowo und der Lisa von Petersburg nichts Gemeinsames und wird das auch so bleiben? Es wäre furchtbar für mich und für Sie! Aber vielleicht scherzen Sie nur, vielleicht tragen Sie eine Maske, die Sie gern abnehmen werden, wenn ich Sie darum bitte; vielleicht haben Sie sich, ohne sich dessen bewußt zu sein, einer trügerischen Verblendung hingegeben, und werden erschrecken, wenn ein Sie liebender Mensch Ihnen die Gefahr zeigt, in der Sie schweben. Ich bitte Sie, bleiben Sie morgen zu Hause, gegen ein Uhr werde ich bei Ihnen sein!

Ihr Sergei.“

„Und wenn es doch keine Verblendung, wenn es ihre wahre Natur ist?“ fragte er sich. „Wohl, dann heirathe ich sie nicht, dann ist Alles zu Ende!“

Kaum hatte er diese Worte gesagt, als eine wahnsinnige Liebe für Elisabeth seine ganze Seele packte, so daß ein Schrei des bittersten, maßlosesten Schmerzes sich seinen Lippen entrang.

„Nein, ich liebe sie grenzenlos, ich werde sie keinem Andern geben, um keinen Preis, sie ist mein; und wenn sie ein Dämon ist, ich werde sie nur um so unsinniger lieben; ich werde untergehen, untergehen mit ihr, für sie, aber einem Andern werde ich sie nicht geben!“ Er warf sich auf einen Lehnstuhl, bedeckte das Gesicht mit den Händen und brach in einen Strom von Thränen aus.

XV.

Ein Richter zwischen Beiden.

Am folgenden Tage herrschte im Hause der Fürstin Mitischtschef eine große Unruhe. Um neun Uhr Morgens ließ die alte Fürstin den Haushofmeister rufen und erklärte ihm, am nächstfolgenden neunten Tage, einem Sonntage, würden die Hochzeiten des Fürsten Sergei und der Prinzeß Maria stattfinden, man müsse daher alle nöthigen Vorbereitungen rasch treffen. Die oberste Kammerjungfer erhielt den Befehl, die Aussteuer der Knäschna fertig zu stellen.

Darauf ließ die Fürstin ihre Tochter zu sich bitten.

„Marie, ma chère," begann die Fürstin, „ich habe beschlossen Eure beiden Hochzeiten Sonntag über acht Tage auszurichten. Du wirst also zu Anfang nächster Woche Dich zum Abendmahl vorbereiten; außerdem müssen wir zusammen Deine Vermögensverhältnisse ordnen."

„Später, später, chère maman," antwortete Marie. „In einer Woche," flüsterte sie für sich. Nach einer kleinen Pause sagte sie laut: „Gut, Mama, ich werde bereit sein. Sonntag werde ich anfangen mich zum Abendmahl vorzubereiten."

„Einen Ball werde ich jetzt nicht geben; erst nach Eurer Hochzeit will ich es thun; das wird besser sein. Wahrschein-

lich wird Lisa sich auch zum Abendmahl vorbereiten; besprich Dich mit ihr der Stunden wegen, und sei, ich bitte Dich, etwas liebenswürdiger mit Deinem Bräutigam; Du sprichst zu wenig mit ihm, sitzest immer in irgend einer Ecke. . . ."

„Ja, worüber sollen wir sprechen? Ich habe ihm Alles gesagt, was ich ihm sagen konnte, und er mir desgleichen," antwortete Marie mit sanfter Stimme.

„Es giebt doch genug Dinge, über die man sprechen kann, wenn man verlobt ist! Man macht z. B. Pläne für die Zukunft. . . ."

„Die Zukunft, Mama, kennt Gott allein," erwiderte Marie mit verklärter Wehmuth.

Eine halbe Stunde nach dieser kurzen Unterredung kam Sergei, bleich und ermüdet aussehend, zu seiner Mutter.

„Cher ami," sagte sie, „ich habe beschlossen Eure Hochzeiten Sonntag über acht Tage zu feiern. Ich hoffe, Du wirst nichts dagegen haben?"

„Im Gegentheil, ich wollte Sie darum bitten; das Zögern führt zu nichts."

„Deine Lisa ist gar zu wild," sagte die Fürstin mit einem etwas spöttischen Lächeln. „Es fehlt nicht viel, so hätte sie uns Gott weiß welches Unglück angerichtet! Frau Gagarin hat gar keine Autorität über ihre Kinder! Aber jetzt ist, Gott sei Dank, Alles vorbei; ich habe das Uebel an der Wurzel abgeschnitten. Noch heute werde ich verlangen, daß Lisa bis zur Hochzeit keine Gesellschaften besuche. Ist sie einmal verheirathet, mag sie mit ihrem Rufe thun was sie will; das ist dann Deine Sache. Aber so lange sie Braut ist, habe ich für ihre Handlungen einzustehen. Es hat mich ohnedies genug Mühe gekostet, diese Wahl anzuerkennen."

Sergei hörte ihr zu als höre er nicht; aber als sie die Worte sprach: „Une fois mariée elle peut faire de sa réputation ce qu'elle veut, das ist dann Deine Sache," schauderte er und blickte seiner Mutter in die Augen; war es möglich, daß seine leibliche Mutter solche Worte so gleichgiltig aussprechen konnte?

Er ließ sie ausreden, murmelte einige Worte als Antwort und verließ dann ihr Cabinet, wie Einer der von Kohlendunst betäubt ist; er war so erschöpft, daß seine Füße ihm beinahe den Dienst versagten.

In seinem Zimmer angekommen, trat er an den Tisch, auf welchem der fertige Brief an Lisa lag.

„Soll ich ihn schicken oder nicht?" dachte er. „Ich schicke ihn, komme was kommen mag!"

Er rief einen Diener und befahl ihm, den Brief zu Elisabeth Gagarin zu bringen und ihr selbst abzugeben.

Bald darauf erschien Fürst Swätosarof: „Ich habe vor Aufregung die ganze Nacht nicht geschlafen, Bruder, und habe mich, wie Du siehst, ganz früh zu Euch auf den Weg gemacht. Ich sehe Dir an, daß es Dir schlecht geht, wie?"

„Sehr schlecht," lautete die Antwort.

„Meine Frau hat mir schon gestern was vorgequickt. Die ganze Stadt spreche davon. Hast Du selbst denn gestern irgend etwas bemerkt? So sprich doch, sei kein Weib, ermanne Dich und sprich!"

„Ja, Onkel, ich weiß nicht was ich sagen soll. Etwas Besonderes habe ich nicht bemerkt. Gri-Gri machte Elisabeth den Hof, sie benahm sich aber ihm gegenüber ganz anständig."

„Also es scheint Dir nicht, als habe sie etwas Compromittirendes gethan?"

„Nein, aber ich bin so weit, daß ich fast wünschen könnte, sie thäte etwas der Art, damit ich . . . . Ach, ich weiß selbst nicht, was ich möchte. Ich bin ein schwankendes Rohr, Willenskraft, Entschlossenheit, Alles ist fort. Ich begreife nicht was mit mir vorgeht. Bald bin ich bereit jede Verbindung mit ihr abzureißen, bald bin ich ganz wahnsinnig vor Liebe, vor Eifersucht, vor Haß, und je mehr ich darüber nachdenke, desto schlimmer wird es! . . . ."

„Nun, Bruder, von Dir, sehe ich, wird man nicht viel erfahren; Du bist wirklich ein schwacher Charakter. Hast Du denn mit ihr darüber gesprochen?"

„Nein, aber ich werde mit ihr sprechen."

„Nun, dann kannst Du auch noch nicht urtheilen."

„Mama hat schon den Tag unserer Hochzeit bestimmt."

„Ja, das hat sie mir eben gesagt. Das ist ein glückliches Wesen! Bei ihr geht Alles maschinenmäßig. Aber weißt Du, wenn Du mit Lisa gesprochen haben wirst, werde ich auch mit ihr sprechen."

In diesem Augenblicke brachte ein Diener ihm Lisas Brief.

Sergei ergriff ihn mit zitternder Hand.

Sein Herz schlug.

„Soll ich diesen Brief lesen oder nicht?" dachte er. „Wenn ich nun plötzlich lese, daß sie mit mir brechen will." Aber plötzlich schämte er sich seiner Schwäche, er brach das Siegel mit fester Hand. Das Lesen des Briefes zerriß ihm das Herz, aber er las immer weiter. Zum ersten Male erschien ihm Lisa wie eine neue Persönlichkeit, zum ersten

Male sprach sie mit ihm diese Sprache, und jeder Buchstabe, jeder Punkt stach ihn in's Herz, wie scharfe Nadelspitzen.

Fürst Swätosarof stellte sich, mit dem ihm eigenen Tacte, als merke er nichts, und blickte in eine Zeitung.

Nach einiger Zeit näherte er sich seinem Neffen und faßte seine Hand.

„Weißt Du was, Sergei? Du bist nicht genug Herr Deiner selbst, um mit dem nöthigen Ernst und mit der nöthigen Ruhe mit Lisa zu sprechen; erlaube mir zuerst mit ihr zu sprechen und dann magst Du es thun. Es wird Dir dann viel leichter sein; jedenfalls habe ich mehr Erfahrung als Du; ich bitte Dich, gestatte es mir."

„Gut, Onkel! Ich kann mich wirklich jetzt nicht genug beherrschen, aber es ist unter solchen Umständen auch schwer. Ich fühle, daß der Augenblick naht, in dem ich werde gestehen müssen, daß ich mich geirrt habe, und alle meine Träume von Glück werden verwehen, wie Rauch . . . Elisabeth ist nicht mehr dieselbe wie früher, das sehe ich aus ihrem Briefe; es spricht eine andere Seele aus ihr. Ich muß mich zwingen, sie nicht zu hassen, zu verachten . . ."

„Nun, vielleicht ist es nicht so arg," versetzte Fürst Swätosarof. „Auf alle Fälle fahre ich zu ihr hin, als Parlamentär; erwarte mich hier und dann vorwärts mit Gott! Nimm ein Beispiel an mir, Sergei, ich lebe schon neunzehn Jahre in unglücklicher Ehe und Du siehst, ich habe weder mich noch meine Frau erschossen, obgleich sie es zehnmal verdient hätte. Auf Wiedersehen!"

Als er fortgefahren war, langte seine Frau bei der Fürstin Mitischtschef an.

„Bon jour, ma chère," ächzte sie athemlos; „Uf, wie ich

nach Luft schnappe! Ich habe mich so gesputet, um Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzutheilen, wobei man keinen Augenblick verlieren darf."

„Was ist es denn?" fragte die Fürstin Mitischtschef, als sie in den Salon gelangt waren und sie sich auf einen Lehnstuhl gesetzt hatte; „gewiß wieder irgend eine Klatscherei."

„Irgend eine Klatscherei? Sie sind sehr gütig, liebe Freundin. Es handelt sich um die Ehre unseres Hauses, lesen Sie!"

Sie reichte ihrer Schwägerin einen Brief.

„Wie, anonym?"

„Ja, aber lesen Sie!"

Der Brief besprach das angebliche intime Verhältniß zwischen Elisabeth Gagarin und Fürst Gri-Gri und war an die Fürstin Swätosarof gerichtet.

„Ich habe das schon gehört," erklärte die Fürstin Mitischtschef kaltblütig, „das ist eine Verleumdung, die irgend eine gefallsüchtige Dame aus Neid gegen meine künftige Schwiegertochter erdacht hat."

„Wie Sie das leicht nehmen, ma chère amie!" sagte die Fürstin Swätosarof mit sichtbarem Mißvergnügen, denn sie hatte darauf gerechnet durch diesen Brief ein ganzes Trauerspiel hervorzurufen. „Ich habe die ganze Nacht darüber kein Auge zuthun können. Und das ist noch nicht Alles. Ich war eben bei den Baranofskis und wissen Sie, was sie mir erzählten? — Ihnen will ich das aus Freundschaft mittheilen: — man hat gesehen, wie sie sich hinter den Coulissen geküßt haben!"

„Das ist nicht wahr!" rief die Fürstin Mitischtschef mit großer Energie.

„Ich weiß es ja nicht, ich wiederhole nur, was man sagt. Gestern behauptete man bei den Nareschkins, Lisa Gagarin habe überhaupt einen nicht beneidenswerthen Ruf, — sie sei ein dreistes, unternehmendes, sehr unbescheidenes Mädchen. Wer weiß denn, was sie sich in der Provinz erlaubt haben mag! Man darf Alles fürchten. So lange es noch nicht zu spät ist, muß man sehr vorsichtig sein, am Ende ist sie wirklich irgend eine Abenteurerin . . ."

„Alles das, ma très chère, sind nur Klatschereien," sagte die Fürstin Mitischtschef mit einer Stimme, die schon ein Schwanken verrieth.

„Na na, ich meine, wo Rauch ist, ist auch Feuer; etwas ist immer daran, wenn solche Gerüchte entstehen. Jedenfalls darf man sich nicht übereilen; man muß sich erkundigen, und erweist sich dies oder das als wahr, dann kann man doch die Heirath noch rückgängig machen! Besser, daß die Verlobung auseinander geht, als daß man eine Abenteurerin in seine Familie aufnimmt . . . Das ist meine Ansicht, als Glied Ihrer Familie, aber thun Sie, was Sie für's Beste halten!"

„Wirklich, ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll. Elisabeth gefällt mir sehr, bei Hofe hat sie unglaublichen Erfolg gehabt, — Alle wissen, daß sie die Braut meines Sohnes ist . . ."

„Ja ja, ma chère amie, aber es ist doch sicherer sich zu erkundigen, ob diese Gerüchte wahr sind. Es könnte doch etwas daran sein."

Jetzt erschien ein Kammerdiener mit der Nachricht, es sei eine Einladung in's kaiserliche Schloß für die Gagarins da und man wisse ihre Adresse nicht.

„In's Schloß?!" rief die Fürstin Swätosarof Die Fürstin Mitischtschef gab die Adresse.

„Sie sind ja gar nicht vorgestellt worden!" fuhr die Fürstin Swätosarof fort.

„Doch; gestern auf dem Balle wurden sie vorgestellt."

Der Fürstin Swätosarof blieb vor Erstaunen der Mund offen stehen.

„Ja, um auf diese Klatschereien zurückzukommen, so glaube ich entschieden, daß es nur Verleumdungen sind."

Hierauf brachte noch die Gräfin Trubetzkoi die Kunde, daß die Festlichkeiten bei ihrer Großfürstin in zwei Tagen wiederholt werden sollten.

Inzwischen war Fürst Swätosarof bei den Gagarins eingetroffen. Für Elisabeth war es keine angenehme Ueberraschung, statt des erwarteten Sergei den Fürsten Swätosarof zu erblicken. Nichtsdestoweniger that sie, was man in der guten Gesellschaft zu thun pflegt, — sie empfing den Onkel ihres Bräutigams mit einem Lächeln, und stellte sich, als freue sie sich sehr ihn zu sehen.

Nachdem der Fürst eine Weile mit Frau Gagarin und ihren beiden Töchtern zugebracht hatte, wandte er sich an Elisabeth:

„Nun muß ich zu Ihnen kommen, Elisabeth, ich habe ein kleines Geschäft mit Ihnen."

Sie führte ihn lächelnd in ihr Zimmer.

„Bitte, setzen Sie sich," sagte er, „und hören Sie mich aufmerksam an."

Lisa setzte sich, der Fürst Swätosarof nahm am Fenster Platz.

„Ich muß mit einer kleinen Vorrede beginnen, liebes

Kind, nämlich Ihnen zunächst etwas über mich selbst sagen. Ich bin offen und wahrheitliebend, die Lüge ist mir verhaßt, sie mag erscheinen in welcher Gestalt sie wolle, grob oder fein, ich erkenne sie immer, ich wittere sie, wie ein Vorstehhund das Wild wittert; daher müssen sie mit mir ganz aufrichtig sein, im vollsten Sinne des Wortes. Wollen Sie das?" und er reichte ihr seine Hand.

„Versteht sich!" antwortete sie.

„Gut. Nun zur Sache: Was ist in diesen Tagen mit Ihnen geschehen? Haben Sie das geräuschvolle Leben wirklich lieb gewonnen, oder haben Sie sich nur momentan von demselben hinreißen lassen? Es ist ein großer Unterschied zwischen diesen beiden Empfindungen; ich weiß nur nicht, ob es mir gelingen wird Ihnen das klar zu machen."

Sein Blick schien so tief in ihre Seele zu dringen, daß sie lange ihr Auge nicht von ihm abwenden konnte. Aber plötzlich senkte sie den Kopf; es war, als erschrecke sie vor dem Gedanken, Fürst Swätosarof werde in ihrer Seele etwas Unaufgeräumtes, etwas Schlechtes finden.

„Weder das Eine, noch das Andere," antwortete sie. „Das gesellschaftliche Treiben gefällt mir, ich will es nicht leugnen, aber ich fühle nicht den geringsten Widerwillen gegen meine bisherige Lebensweise. Ich glaube, man kann Beides vereinigen; man kann seinen Gatten lieben und dennoch auch andere Menschen liebenswürdig finden, gern Gesellschaften besuchen, Gäste bei sich empfangen; — ist denn das etwas Böses?" Und Lisa blickte den Fürsten an mit einem Blicke, in dem die reinste Wahrheit strahlte.

„Auf diese Frage übernehme ich es nicht, Ihnen zu antworten, — wissen Sie warum? Weil Sie noch zu jung

sind und die Welt zu wenig kennen. Sagte ich Ihnen, daß Sie recht haben, so führte ich Sie vielleicht in die Irre; sage ich Ihnen aber, Sie haben Unrecht, so werden Sie mir nicht glauben, weil Sie von Dem, was Ihnen gefällt, noch zu sehr geblendet sind. Unsere große Welt hat sehr viel Reiz für Den, der irgend welche hervorragende Stellung in ihr eingenommen hat. Ihnen zum Beispiel ist es gelungen, bei Ihrem ersten Auftreten in der Gesellschaft einen großen Erfolg zu erringen, aber erstens hat man einen solchen Erfolg nie umsonst — Sie wissen wahrscheinlich schon, daß verschiedene Damen, die sich durch diesen Erfolg gekränkt fühlen, gegen Sie intriguiren; diese Damen sind verschlagener als Sie, sie können Ihnen sehr schaden und hätten sogar ihre Verlobung rückgängig machen können, wenn Sie es mit einem Weltmanne und nicht mit Sergei zu thun hätten."

„Ja, ich weiß das und es erschreckt mich nicht, sondern ergötzt mich blos."

„O, Sie wissen nicht, wozu unsere Weltdamen fähig sind, wenn sie Ränke schmieden. Es giebt keinen Schmutz, den sie nicht in die Hand nehmen, um den Gegenstand ihres Hasses zu bewerfen. Ferner müssen Sie wissen, daß in unserer Welt jeder Erfolg so dauerhaft ist wie ein Ballkleid. Für den Augenblick ist man mit Ihnen beschäftigt, ist von Ihnen entzückt, spricht von Ihnen, Sie sind Ihrerseits entzückt darüber, aber kaum haben Sie begonnen, diesem Genuß Geschmack abzugewinnen, so wird sich herausstellen, daß Sie aufgehört haben etwas N e u e s zu sein, man wird sie zurücksetzen, man wird wieder etwas Neues finden; das wird Ihnen sehr unangenehm sein, Sie werden anfangen nach der verlorenen Seligkeit, die Königin des Tages zu sein, zu jagen,

und je mehr sie ihr nachjagen werden, desto mehr wird sie vor Ihnen fliehen; das wird Sie quälen, beunruhigen, ärgern; Sie werden diese Mißerfolge Unschuldigen zuschreiben; Feinde, Neider, Intriganten werden sich finden, Sie werden sich in den Kampf mit ihnen einlassen, und ehe Sie es merken, werden Sie eine Weltdame im schlechtesten Sinne des Wortes geworden sein; und, was noch schlimmer, die Brücke zur Rückkehr in das frühere Leben wird Ihnen zerstört sein. Nun bedenken Sie, was während dieses ganzen Vorganges Ihr Gatte empfinden mußte, der Sie gewählt hat, um ein glückliches Familienleben zu begründen. Ist das nicht ein furchtbarer Gedanke? Und glauben Sie ja nicht, daß es leicht ist, eine bevorzugte Stellung in der Welt zu behaupten. Augenblicklich wird es Ihnen leicht durch Ihre Schönheit und die Neuheit Ihrer Erscheinung, aber später werden Sie sich Ihre Stellung erkämpfen müssen durch eine Klugheit, die zu allen Kunstgriffen fähig ist; bei Ihrem feurigen und aufrichtigen Wesen werden sie dazu, glaube ich, nicht fähig sein und ich fürchte, Sie werden in eine der unangenehmsten Lagen gerathen Dann wird Ihr Leben eine wahre Hölle sein und Ihrem Manne wird nichts übrig bleiben, als sich zu erschießen . . ."

Der Fürst schwieg.

Lisa saß gebeugten Hauptes sinnend da.

„Sie fürchten also für mich und für Sergei," sagte sie plötzlich, sich aufrichtend, — „und nur, weil ich mich auf den Bällen amüsire?"

„Nein, nicht deshalb, mein schönes Kind, sondern deshalb, weil Sie an den Bällen mehr Vergnügen finden könnten, als an dem häuslichen Leben. Ist aber das erst

der Fall, so werden Sie aufhören, für Ihren Gatten zu existiren.“

„Aber sagen Sie mir, warum könnte mein Gatte nicht mit mir sein und mein Vergnügen theilen?“

„Nein, er kann Ihr Vergnügen nicht theilen; er wird traurig sein und Sie werden sich amüsiren, so würde es kommen.“

„Aber thut denn Sergei recht? Seit wir angekommen sind, habe ich ihn kein einziges Mal heiter und gesprächig gesehen; er ist immer so düster, mürrisch, schweigsam.“

„Er thut nicht recht, aber Sie auch nicht, denn Sie sind bisher für ihn kaum vorhanden gewesen. Deshalb ist er mürrisch. Für einenen Liebenden ist das sehr natürlich.“

„Und eifersüchtig darf er auch sein?“

„Es kommt darauf an; auf wen zum Beispiel?“

„Auf den Fürsten Gri-Gri.“

„Er sollte nicht eifersüchtig sein, aber er muß Ihnen verbieten mit Gri-Gri zu verkehren.“

„Verbieten?“ fragte Elisabeth erstaunt.

„Ja, verbieten, denn Gri-Gri paßt ganz und gar nicht für Sie. Er paßt für die eitlen, gefallsüchtigen Weltdamen und das sind Sie nicht.“

„Ja, was soll ich denn thun? Ich weiß es wirklich nicht. Ich liebe Sergei, ich liebe ihn sehr, aber ich kann nicht immer nur an ihn denken; ich will mich amüsiren, und er will das nicht, er will sogar nicht, daß ich gefalle .... Ist das natürlich von ihm? Ich finde es nicht. Hören Sie mich an! Ich habe siebzehn Jahre ein Familienleben theils auf dem Lande, theils in Moskau geführt, wir kamen

nirgends hin; ich hatte meine Stunden, meine Beschäftigungen, Lectüre, Dies und Jenes in der Wirthschaft zu besorgen; ich hielt meine Schule. An die Zukunft dachte ich wenig, ich hatte auch keine Zeit dazu; aber zuweilen — ich gestehe es aufrichtig — erfaßte mich ein Verlangen, mich loszureißen, eine Schwermuth befiel mich. Ich kann Ihnen diesen Zustand nicht sehr deutlich beschreiben; es giebt Augenblicke, wo man sich sehr nach etwas sehnt, man weiß selbst nicht wonach. Man ist traurig, man weiß selbst nicht warum. Jetzt weiß ich es: ich sehnte mich nach Geselligkeit, nach Abwechselung, nach Unterhaltung, nach neuen Eindrücken; die Einförmigkeit des Familienlebens war mir drückend, aber ich wußte nicht weshalb. Jetzt verstehe ich es: ich wollte sprechen, erzählen, Andere sprechen hören, lachen; und ich hatte Niemanden, ich war immer allein. Olga verstand mich nicht, sie hat eine ganz andere Natur, mit meiner Mutter sprach ich zuweilen ganz aufrichtig, aber wir stimmten in vielen Dingen nicht überein. Als ich Sergei kennen lernte, gefiel er mir vom ersten Augenblicke an; wir unterhielten uns, wir lasen zusammen; er war der erste Mensch, der mich verstand; dabei war er heiter, lebhaft, eindrucksfähig. Mit einem Worte, ich gewann ihn lieb und er mich. Was er mir von der Gesellschaft erzählte, interessirte mich sehr, und ich konnte sie nicht hassen lernen. Zuweilen kam es mir vor, daß ich einen Widerwillen gegen sie habe, wie Sergei, aber dann merkte ich wieder, daß es mich zu ihr hinzog. So lebten wir bis zum December. Sergei reiste fort; wir kamen hierher, und nun entstanden die Mißverständnisse zwischen uns. Ich weiß, was Sergei will: er will, daß wir hier weiter leben wie in Simakowo, aber das kann ich nicht

und will es auch nicht. Ich bitte Sie! ich zähle achtzehn Jahre, wir werden überall auf's Liebenswürdigste empfangen und nun soll ich jedem Vergnügen entsagen und den ganzen Tag bei ihm sitzen! Hat er ein Recht, das zu verlangen? Wir haben unser ganzes Leben noch vor uns, wir werden noch Zeit genug haben nur uns selbst zu leben, jetzt will ich mich amüsiren. Ich habe Sergei deshalb geschrieben, daß ich meine Freiheit haben will. Wenn er mir nicht nachgeben will, so werde ich ihm auch nicht nachgeben; und wenn wir einander nicht nachgeben, müssen wir uns trennen. Ist das nicht wahr?"

Der Fürst stand auf.

„Nun, ich sehe, mit Ihnen wird man nicht so leicht fertig. Hier muß man sich gründlich verständigen; Sie müssen Ihre Bedingungen stellen, Sergei die seinigen — können Sie sich vereinigen, gut; können Sie es nicht, nun, so können Sie es eben nicht. Aber eins vergessen Sie nicht, Sie haben keinen Begriff von unserer Welt, diese ist mehr gefährlich als anziehend, sie ist ein Sumpf mit schönen Blumen bedeckt — man pflückt die Blumen und geräth unvermerkt in den Sumpf und kann darin leicht versinken. Ich werde Sergei meinen Bericht abstatten und er wird dann bei Ihnen erscheinen."

„Aber ich bitte, daß Sie unserer Auseinandersetzung beiwohnen."

„Warum?"

„Ich verlange es," sagte Lisa mit glühenden Wangen, „ich habe keinen Vater mehr, ich bitte Sie, diese Stelle bei mir zu vertreten! Ich bitte Sie darum!"

Sie reichte ihm die Hand, in ihren Augen glänzten Thränen.

„Gut, ich werde kommen," erklärte der Fürst und entfernte sich schnell, als wolle er dem letzten Eindrucke keine Gewalt über sich einräumen.

Er begab sich direct zu seinem Neffen. Kaum zeigte er sich, so stürzte ihm Sergei entgegen.

„Nun, wie steht es?"

„Brüderchen," erwiderte Swätosarof, „Deine Braut ist klüger, als ich geglaubt habe. Mit ihr zu verhandeln, ist nicht so leicht als bei Labutin Gefrorenes essen! Wir müssen zusammen hinfahren — sie will, daß ich Eurer Unterredung beiwohne."

„Gut, fahren wir!" erklärte Sergei in fieberhafter Erregung. „Habe ich Hoffnung auf einen guten Erfolg?"

„Ich weiß es nicht; es wird zum Theil von Dir selbst abhängen. Vor Allem mußt Du Herr Deines Verstandes und noch mehr Deines Herzens sein; sonst ist Alles verloren."

Zehn Minuten später traten Onkel und Neffe in Elisabeth Gagarins Zimmer.

„Nun, Elisabeth, da sind wir!" sagte Fürst Swätosarof jovial.

Elisabeth wendete sich an ihren Verlobten.

„Verzeihen Sie mir, Sergei, daß ich Ihren Onkel gebeten habe, Zeuge unserer Unterredung zu sein; sie ist die erste und letzte zwischen uns Beiden, auf eine oder die andere Weise muß nach dieser Unterredung Alles zwischen uns klar sein, wie das Tageslicht."

„Was haben Sie mir zu sagen, Lisa?“ fragte Sergei mit leise bebender Stimme.

„Ich habe Ihnen geschrieben, worüber ich mit Ihnen sprechen will.“

„Ja, aber ich habe Sie nicht ganz verstanden, Lisa. Sie sagen ja selbst, wir verstehen einander nicht.“

„Ja, das ist auch wirklich der Fall. Sehen Sie, Sergei, Sie lieben mich und ich liebe Sie; aber Sie lieben mich nur für sich; es ist Ihnen vollkommen gleichgiltig, ob mir das gefällt, was Ihnen gefällt. Was mir gefällt, was mir Vergnügen macht, davon wollen Sie nichts hören. Habe ich mich denn verpflichtet, die Gesellschaft zu meiden, auf Bälle und die Unterhaltung liebenswürdiger, geistreicher Menschen zu verzichten? Ich habe mich verpflichtet, Sie zu lieben, muß ich deshalb alles Uebrige hassen?“

„Sie haben sich dazu nicht verpflichtet, es ist wahr, aber als wir in Simakowo von unsern Plänen für die Zukunft sprachen, war ein Leben in der Petersburger Welt, wie Sie sich wohl erinnern werden, von denselben ganz ausgeschlossen; jetzt dagegen soll jedes andere Leben als das in der Petersburger Welt, ausgeschlossen sein. Seit Sie hier angekommen sind, haben wir kaum zweimal Zeit gehabt mit einander zu sprechen.“

„Haben Sie Vertrauen zu mir, Sergei, oder nicht?“

Der Fürst schwieg.

„Sie schweigen?“ fragte Lisa und ihre Stimme verrieth, wie es in ihr aufflammte.

„Zu der jetzigen Lisa habe ich kein Vertrauen!“ rief Sergei endlich, nach Festigkeit ringend.

„Dann, Sergei, gebe ich Ihnen Ihr Wort zurück; ich . . .“

„Lisa!“ schrie er auf, in einem Tone, daß sie zusammenfuhr und vor ihren Worten erschrak.

„Elisabeth,“ mischte sich Fürst Swätosarof ein, „wenn Ihr Vater noch lebte und Sie hörte, würde er Ihnen ganz bestimmt sagen, was ich Ihnen jetzt sage: Hüten Sie sich, Ihr Schicksal so leichtsinnig rasch zu entscheiden.“

Elisabeth setzte sich schweigend auf einen Stuhl, der am Tische stand, und stützte ihren Kopf auf beide Hände.

„Zwischen Euch, meine Kinder,“ fuhr Fürst Swätosarof fort, „herrscht entweder ein Mißverständniß, oder Ihr seid von Grund aus verschieden; — das muß jetzt klargelegt werden. Sergei, was verlangst Du von Lisa?“

„Ich verlange gar nichts, ich will wissen, was Lisa von mir verlangt.“

„Ich, Sergei, bitte Sie um eins: denken Sie daran, daß ich erst achtzehn Jahre alt bin, daß es mir Bedürfniß ist mich zu amüsiren, in Gesellschaft zu sein, daß ich mich nicht einsperren kann, und glauben Sie mir, daß ich Sie dabei ebenso lieben kann, wie früher. Mehr verlange ich nicht.“

„Was sagst Du dazu, Sergei?“ fragte Swätosarof.

Nach einer Pause erklärte dieser: „Gut, Sie sollen Ihren Willen haben, Lisa; amüsiren Sie sich, und ich, Ihr Mann, werde zusehen. Diese geselligen Vergnügungen werden Ihnen mit der Zeit langweilig werden, und Sie werden zu dem Leben zurückkehren, von dem wir in Simakowo geträumt haben; aber vergessen Sie nicht, Lisa, daß die weltlichen Freuden oft gefahrbringend sind; schwören Sie mir beim

Namen Ihres Vaters, daß Sie mir nicht einen Gedanken, nicht ein Gefühl, nicht den Keim eines Gefühls verbergen wollen. Ich gebe Ihnen volle Freiheit, ich werde Ihnen vertrauen, aber wenn Sie die geringste Gefahr für sich fürchten, müssen Sie mich um Hilfe bitten."

Lisa wollte antworten, aber Fürst Swätosarof verhinderte sie daran.

„Jetzt ist die Reihe zu sprechen an mir, Kinder! Sergei, eine solche Zustimmung auf Elisabeths Forderung geben, heißt eine unglückliche und gefährliche Ehe schließen! Sie hat Dir offen und ehrlich gesagt, was sie wünscht, Du mußt auch deutlich sagen, was Du von ihr wünschest.

„Ich habe schon gesagt, daß ich nichts wünsche, als ihr Glück und ihr Vertrauen zu mir."

„Du willst also für die Gesellschaft leben, willst Gesellschaften besuchen und Gesellschaften geben?"

„Ja."

„Willst dienen?"

„Wenn es nöthig ist, ja."

„Willst auch Hofgesellschäften mitmachen?"

„Wenn ich eingeladen werde, ja."

„Und wirst Dich amüsiren?"

„Ja," antwortete Sergei düster.

„Nein, mein Freund, alles das ist nicht wahr! Ich muß für Dich sprechen, wenn Du nicht die Energie hast von Deiner Braut zu fordern, was Du fordern mußt. Ich weiß aus Erfahrung, was solch eine erzwungene Einwilligung bedeutet. Elisabeth in Allem nachgeben, kannst Du nicht. Wenn sie bereit ist, ihre Freiheit und ihre Weltliebe unbedingt Deiner Vernunft unterzuordnen, nicht als Deine

Sclavin, sondern als Deine Dich liebende rechtschaffene Frau, dann nimm sie. Will sie das nicht, so verbiete ich Dir im Namen Deines Vaters sie zu nehmen, hörst Du? Ich bin unerbittlich! Du willst Dir doch nicht eine Geliebte, sondern eine Gattin nehmen, Du trägst die Verantwortung für sie, nicht sie für Dich. Sich einsperren ist dumm, aber sich der Häuslichkeit um der gesellschaftlichen Vergnügungen willen entziehen, ist noch dümmer. Vom Morgen bis zum Abend Dich amüsiren, kannst Du nicht, Du wirst Dich vielmehr langweilen. Wer sich langweilt, wird langweilig, und von der Langeweile zur Uneinigkeit ist weniger als ein Schritt. Deine Frau wird frohe Menschen suchen und Dich fliehen, weil Du ihr langweilig sein wirst; da, wo sie sein wird, wird für Dich kein Platz sein, und wo für Dich kein Platz ist, wird für einen Andern Platz sein. Hörst Du das? Verstehst Du das? Und Du, Unvernünftiger, willst, daß Deine Frau Dir unter solchen Umständen ihr Herz öffne! Wenn sie Dich fliehen wird, weil Du ihr langweilig bist, glaubst Du, daß sie zu Dir kommen würde, um Dich in ihre Seele blicken zu lassen? Nein, mein Freund, das ist nichts als die unsinnige Phantasie eines Liebenden. Vor Dir steht ein Greis, der sein ganzes Leben hindurch unter dem Lächeln eines Narren die höllischen Seelenqualen verbirgt, mit denen er für die Dummheit büßt, den Launen seiner Braut nachgegeben zu haben, wie Du es jetzt thun willst, Sergei. — Sieh doch bei mir, was aus dieser Braut geworden ist! Nicht eine Frau, sondern die Carricatur einer Frau! Und doch war sie einmal reizend und liebenswürdig; aber die Hohlheit des Weltlebens hat sie so verkrüppelt."

Er schwieg.

Lisa hatte Thränen in den Augen.

Sergei stand unbeweglich wie eine Bildsäule.

„Sie haben Recht, Onkel; ich bin ein Lappen, ich verachte mich selbst! Aber um diese Verachtung meiner selbst nicht mehr zu fühlen, Lisa, gebe ich Ihnen Ihr Wort zurück! Gott verzeihe uns Beiden, wir haben uns in einander getäuscht. Ich fühle, wie ich mich eben aus Liebe zu Ihnen erniedrigt habe, ich fühle, wie unwahr jedes meiner Worte klang. Verzeihen Sie mir diese Lüge, Lisa!"

Er eilte der Thür zu.

„Sergei," rief Lisa, „halten Sie ein! Ist es möglich, sich so schnell loszureißen von Der, die Sie geliebt haben und noch lieben?! — Ich bin ein Kind, ja, ich bin ein rechtschaffenes Mädchen, Fürst," wendete sie sich an Swätosarof, „also warum mich beleidigen? Sergei, Sie haben von mir einen Eid verlangt, daß ich Ihnen vertrauen und Ihnen in jedem Augenblicke meines Lebens mein Herz öffnen soll, einen Eid beim Namen meines Vaters, ich bin bereit —"

„Nein, Lisa, schwören Sie nicht! Ein unbedachter Eid bringt schweres Unglück," unterbrach sie Fürst Swätosarof. „Ich bin in diesem Augenblick Ihr Vater wie der seinige. Ein Vater glaubt seinen Kindern ohne Eid. Wenn Sie Sergei lieben, so geben Sie sich ihm mit vollem Vertrauen, erkennen Sie seine Herrschaft an; hören Sie, Lisa, seine Herrschaft, die Herrschaft seiner Vernunft und seines Herzens und leben Sie in ihm, gleichviel ob mit ihm allein oder in der Welt, aber immer in ihm, Seele mit Seele, und nicht in der Welt. Können Sie sich aber seiner Herrschaft nicht unterwerfen, dann trennen Sie sich!"

„Sergei,“ sprach Lisa mit Thränen in den Augen, „wollen Sie mir verzeihen? Ich bin die Ihrige immer und überall.“

Fürst Sergei schloß sie stürmisch in seine Arme.

Beide weinten.

„Jetzt, meine Kinder, beugt die Kniee vor diesem Bilde und bittet Gott, daß er Euch helfe in Eurer Liebe!“

Die beiden Liebenden fielen auf die Kniee; ihre Seelen vereinigten sich im Gebete und auf ihren Gesichtern strahlten Glück und Liebe.

Fürst Swätosarof legte seine Hände auf ihre Häupter:

„Gott segne Euch, meine Kinder. Beim Andenken Ihres Vaters, Lisa, und beim Andenken Deines Vaters, Sergei, segne ich Euch zu einem ewigen Bunde des Friedens, der Liebe und gegenseitiger Achtung! Und jetzt umarmt mich, den Alten, dafür, daß Ihr mich so gequält habt.“

Beide schlangen ihre Arme um seinen Hals. Der arme, alte Fürst hatte schon lange mit seiner Rührung gekämpft, jetzt konnte er sich nicht mehr halten, er schluchzte wie ein Kind . . .

„Lisa, Lisa,“ ließ sich Olgas Stimme vernehmen, „darf ich hinein? Ihr habt doch keine Geheimnisse?“ Sie kam hereingelaufen, ganz roth und athemlos.

„Was ist denn da, brennt das Haus?“ fragte Fürst Swätosarof.

„Es ist furchtbar großartig — wir sind eingeladen an den Hof der Kaiserin!“

„Mag man uns immerhin einladen, ich fahre nicht hin,“ sagte Lisa.

Olga stand erstarrt wie Lots Weib, als sie zur Salzsäule geworden war.

In demselben Augenblicke, als Elisabeth Gagarin diese Erklärung abgab, trat die Fürstin Mitischtschef in den Salon.

„Sie haben die Einladung erhalten, ich hoffe, daß Sie sich geschmeichelt fühlen," sagte sie mit wichtiger Miene zu Elisabeth. „Haben Sie auch passende Toiletten zu diesem Abende? Sie müssen natürlich sehr elegant erscheinen."

„Ich werde wahrscheinlich nicht hinfahren," erwiderte das junge Mädchen mit einem gewissen Nachdruck.

„Wie?" rief die Fürstin, „Gott verzeihe mir, Sie sind wohl von Sinnen, meine Liebe! Nicht hinfahren, wenn man in's Kaiserliche Schloß eingeladen ist!"

„Nein, ich muß mich zum Abendmahl vorbereiten, aber Olga wird mit Mama hinfahren."

„Nun, die Vorbereitung zum Abendmahl ist eine sehr gute Sache, mein Kind, aber nicht an den großen Hof fahren zu wollen, wenn man eingeladen ist, ist vollkommen unmöglich. Das wäre die höchste Unschicklichkeit.

„Nein, wirklich, Fürstin, zwingen Sie mich nicht, hinzufahren. Ich muß mich doch zum Abendmahle vorbereiten, und kann unmöglich direct von den lustigen Bildern in die Kirche gehen — ich müßte mich ja schämen," versetzte Elisabeth tapfer.

Die Fürstin war außer sich.

„Was ist Ihnen denn geschehen, ma chère, daß Sie so verkehrte Ansichten hegen? Wissen Sie denn nicht, daß es für die zukünftige Fürstin Mitischtschef eine ebenso heilige Pflicht ist, bei Hofe zu sein und Gesellschaften mitzumachen, als in die Kirche zu gehen? Sie sehen, ich gehe immer zur

Messe, ich beschäftige mich mit gottgefälligen Werken, aber zugleich bin ich immer auf meinem Posten in der Welt. Ich sehe, mon chèr enfant, Sie wollen sich über die Maßen emancipiren; das schickt sich nicht."

„Was quälst Du sie so?" mischte sich Fürst Swätosarof in das Gespräch; „wenn sie keine Lust hat zu fahren, mag sie zu Hause bleiben. Du sprichst gerade, als ob es sich um irgend eine wichtige Frage handle!"

„Und Du sprichst immer gegen das, was vernünftig ist," entgegnete die Fürstin gereizt. „Verstehst Du denn nicht, daß eine Einladung an den Hof abweisen, heißt, sich die Stellung in der Welt auf immer verderben."

„Was braucht eine Fürstin Mitischtschef an ihre Stellung in der Welt zu denken! Und was soll man überhaupt über solch dummes Zeug sprechen! Die Hauptsache ist geschehen. Adieu, meine Kinder!"

Fürst Swätosarof nahm von Allen Abschied, rief seinen Neffen, welcher laut und lustig mit Olga sprach, mit sich in's Vorzimmer und sagte ihm:

„Nun, Bruder, jetzt hängt Alles davon ab, wie Du Dein Boot lenkst. Wirst Du Dich schwach erweisen, so wird Dein Boot umschlagen; wirst Du es dagegen verstehen im Sturme das Rechte zu thun — und Stürme wird es noch genug geben — so wird das Glück Dir wohl doch lächeln."

Onkel und Neffe umarmten sich und schieden.

XVI.

Zwei Genugthuungen.

Wir befinden uns in dem Hause der Fürstin Kikina Skariatin; ihr Name ist Elisabeth, aber die in der großen Welt Petersburgs üblichen Diminutiva haben nicht die geringste Aehnlichkeit mit den wirklichen Namen. Fafa z. B. heißt Olga oder Alexander, Kokot heißt Katharina, Tutu heißt Alexei u. s. w.

Fürstin Kikina, eine vierundzwanzigjährige „Löwin“, war um zwei Uhr Nachmittags aufgestanden; gegen vier Uhr lag sie auf der Couchette und betrachtete ihre Nägel, als die uns schon bekannte liebenswürdige Gräfin zu ihr eintrat. Beide begrüßten sich.

„Liebe Fürstin,“ begann die Bobrofski, „ich komme, Sie zu schelten. Sind Sie es, die das geschrieben hat?“

Die Gräfin zeigte dabei einen anonymen Brief.

Die Löwin bejahte ohne Zaudern.

„Aber war denn das hübsch von Ihnen, ohne allen Grund ein junges Mädchen zu compromittiren, die noch dazu verlobt ist? Pfui, wie ist das häßlich! Gewiß hat irgend ein böser Geist Ihnen diese Idee eingegeben.“

„Sie hat mich beleidigt und ich habe mich an ihr gerächt,“ entgegnete die Fürstin Kikina gutmüthig.

„Wodurch hat sie Sie beleidigt? Sagen Sie mir das, um Gotteswillen!“

„Dadurch, daß sie mich um den Beifall gebracht hat, den ich ohne ihr Dazwischenkommen genossen hätte; das ist eins, und zweitens ist sie ein albernes Ding; man hat ihr den Kopf verdreht, sie bildet sich Gott weiß was auf sich ein, sie hat sich mir nicht einmal vorstellen lassen.“

„O fi donc, ma princesse, schämen Sie sich nicht, so etwas zu sagen? Ist das arme Kind schuld daran, daß man ihr den Kopf verdreht? Können Sie, bei Ihrer Stellung, in einem armen jungen Mädchen, welches ohne Protection, ohne Rang in die Welt tritt, eine Rivalin fürchten? Es wäre Ihre Pflicht gewesen, sie freundlich zu empfangen, sie zu protegiren; statt dessen geben Sie sich trotz Ihres guten Herzens und Ihrer hohen Stellung dazu her, eine solche Abscheulichkeit zu begehen und verleumderische anonyme Briefe gegen ein schutzloses junges Mädchen zu schreiben! Sie können sie ja auf Lebenszeit unglücklich machen, denn Sie wissen doch, welches Gewicht man in unserer Welt auf jede böse Verleumdung legt. Das ist abscheulich!“

Fürstin Kikina that ganz erschrocken.

„Kann ihr denn das Schaden thun?“ fragte sie.

„Natürlich; — ich bitte Sie! Sie können dadurch ihre Heirath rückgängig machen! Kennen Sie denn die Fürstin Mitischtschef nicht? Der kleinste Flecken auf der Ehre ihres Hauses kann sie rasend machen.“

Die Fürstin Kikina machte ein Gesicht wie ein Kind,

das man schilt und das einzusehen beginnt, wie unartig es gewesen ist."

„Im Grunde haben Sie Recht, ich habe eine Niederträchtigkeit begangen. Verzeihen Sie mir, Duschenka (Seelchen), verachten Sie mich nicht; Sie wissen ja, wie albern ich bin. Was soll ich jetzt thun, wie soll ich meine Dummheit wieder gut machen? Ich will Alles thun, ich will zu Gagarins hinfahren uud ihnen Alles erzählen; — wollen Sie das?"

„Wenn Sie das thun wollen, wird es vortrefflich sein. Aber außerdem müssen Sie noch etwas Anderes thun: setzen Sie sich an Ihren Schreibtisch und schreiben Sie eine zweite Serie anonymer Briefe, in denen Sie widerrufen, was Sie in den ersten gesagt haben. Das wird Ihre Strafe sein."

„Ja, ja; und ich werde sie unterschreiben, wenn Sie wollen! Das wird mehr Effect machen."

„Gott bewahre!" rief die Gräfin lachend. „Wie können Sie so leichtsinnig sein! — Es darf Niemand erfahren, daß Sie diese Billete geschrieben haben!"

„Ach, das habe ich schon Vielen erzählt," gestand die Fürstin.

Die Gräfin lachte herzlich.

„Mit Ihnen ist nichts anzufangen; in diesem Falle ist das Schreiben unnütz, es würde zu albern aussehen. Aber haben Sie nicht Lust, Ihre Streiche allen Menschen zu erzählen?"

„Gut, ich schwöre Ihnen, ich werde sie Allen erzählen. Sie haben mir eine solche Angst eingejagt! . . . Ich hoffe, die Heirath mit dem Fürsten Mitischtschef wird nicht rückgängig werden! — Das arme Mädchen! Was meinen Sie?"

„Ich hoffe nicht," erwiderte die Gräfin lächelnd. „Wäre die Partie auseinander gegangen, so hätten Sie nicht blos einen dummen Streich, sondern eine große Abscheulichkeit auf dem Gewissen gehabt; aber après tout, sind Sie doch ein gutes Kind."

„Sie haben mir verziehen, nicht wahr? Ich will noch heute sogleich zu Gagarins hinfahren!"

„Ja, ich habe Ihnen verziehen, Sie unartiges Kind."

Während die Fürstin Kikina sich aufmachte, um ihr Versprechen einzulösen, hielt bereits der Wagen der alten Fürstin Viboli vor dem Hause, in welchem die Familie Gagarin wohnte und sie befahl dem Schweizer, sie zu melden.

„Was will die?" rief Olga.

Gleichviel, was sie wollte, die alte, vornehme Tante, die seit Elisabeths erstem Triumphe nicht bei Gagarins gewesen war, mußte empfangen werden.

Nachdem die ganze Familie sie feierlich in den Salon geleitet hatte, setzte sie sich bequem auf einem Lehnstuhle zurecht, nahm die theatralische Haltung einer Königin an und sagte zu Frau Gagarin: „Meine Liebe, ich muß mit Ihnen allein sprechen."

Die Töchter verließen den Salon.

„Was soll das bedeuten, ma chère," begann die alte Fürstin in französischer Sprache mit einer Heftigkeit, die an das Kollern eines Truthahns erinnerte, „die ganze Stadt spricht von dem unanständigen Betragen Ihrer Tochter mit diesem Gri-Gri; au nom du ciel, — wie ist so etwas möglich? Das ist doch kein Spaß. Der Ruf eines jungen

Mädchens ist eine heilige Sache, besonders für die Mutter. Obgleich ich nicht die Mutter Ihrer Tochter bin, sondern nur die Tante und sogar die Großtante, habe ich mich doch sehr erschreckt."

„Aber das sind ja nur Klatschereien, Tantchen," erwiderte Frau Anna; — „wie können Sie so etwas glauben?"

„Klatschereien, ma chère? Leute, die mit ihren Augen gesehen, wie sie sich hinter den Coulissen geküßt haben, haben es mir erzählt."

„Ich kann es nicht begreifen, Fürstin, wie Sie so etwas von meiner Tochter sagen können!" rief jetzt Frau Gagarin, aus ihrer ruhigen Fassung gebracht. „Irgend ein Nichtswürdiger hat das erdacht, und Sie, unsere Tante, erlauben, daß man in Ihrer Gegenwart so etwas von einem jungen Mädchen sagt."

„Ich will es ja auch nicht glauben, aber die Welt, meine Liebe, ist doch nicht stumm zu machen. Was kann man dagegen thun? Sie sehen selbst, wie viel verwandtschaftliches Interesse ich für Sie habe. Bin ich doch gleich zu Ihnen gekommen, trotz meines Alters und meiner Stellung. Auf meiner gestrigen Soirée war von nichts Anderem die Rede und ich kann Ihnen sogar sagen, wer es gesehen hat: die Fürstin Skariatin, ja, jetzt erinnere ich mich daran, daß sie es war."

„Und sie selbst hat Ihnen das gesagt?"

„Nein, nicht sie selbst; sie verkehrt bei mir nicht, — sie ist eine Löwin und Löwinnen empfange ich nicht in meinem Hause, aber sie hat es Andern gesagt."

„Die Fürstin Skariatin!" meldete in diesem Augenblicke der Diener.

„Ich lasse bitten,“ sagte Frau Gagarin mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Wie, Sie sind mit ihr bekannt?“ fragte die Fürstin Biboli in höchstem Erstaunen.

„Wir haben sie kennen gelernt bei den lebenden Bildern bei der Großfürstin Elisabeth, aber sie ist nie bei uns gewesen und ich weiß nicht, was dieser Besuch bedeutet.“

In diesem Augenblicke kam die Fürstin Kikina Skariatin hereingelaufen, trippelte geradesweges auf Frau Anna zu, machte dann, zum Erstaunen der Fürstin Biboli, eine Schwenkung mit ihrer Schleppe und ließ sich auf ein Knie nieder. Hinter ihr lag ihre Sammetschleppe drei Arschin weit.

„Frau Gagarin, verzeihen Sie mir!“ rief sie.

Die Angeredete stand unwillkürlich auf; man sah ihr an, daß sie nicht begreifen konnte, was das zu bedeuten hatte.

„Verzeihen Sie mir!“ fuhr die Kniende fort. „Alle die abscheulichen Verleumdungen gegen Ihre Tochter habe ich erdacht! Ich bereue es sehr und werde es nie wieder thun! Verzeihen Sie mir! — Wo ist Ihre Tochter? Ich will sie küssen.“

Frau Gagarin einen Kuß gebend, wandte sie mit rascher Bewegung erst sich selbst um, dann ihre Schleppe, suchte Elisabeth auf, beichtete ihr Alles, küßte sie dreimal und schwor ihr ewige Freundschaft. Elisabeth, welche sich nach der Auseinandersetzung mit ihrem Bräutigam in einem angenehmen Zustande befand, verzieh ihr von Herzen und — schwor ihr leider auch Freundschaft.

„Was für Manieren!“ sagte die Fürstin Biboli, als

die Löwin sich entfernt hatte, ärgerlich, daß sie selbst durch ihr vorschnelles Einschreiten in Verlegenheit gekommen war.

Während dies sich im Hause der Gagarins zutrug, ereignete sich in einem Zimmer des ‚Restaurant Dussot' folgende Scene.

In diesem Zimmer sitzen an einem Tische vier Garde-Junker. Einer derselben, in der Uniform der Chevalier-Garde, zeichnet sich aus durch Schönheit der Gestalt und der Züge. Sein dunkelblondes Haar ist kurz geschoren, sein Gesicht bleich, in der ganzen Haltung und in allen Bewegungen liegt etwas Welkes, Nachlässiges und doch Beseeltes. Während seine Kameraden aus allen Kräften plappern, hält er das Glas in der auf dem Tische ruhenden Hand und heftet seine großen dunkelblauen Augen bald auf den Einen, bald auf den Andern, ihren Worten aufmerksam zuhörend und sich selten in das Gespräch mischend. Dieser schöne junge Mann ist Wolodä Gagarin.

„Ist das nicht so?" wandte sich der Eine an Wolodä.

„Nein, es ist nicht so," antwortete dieser. „Ich war gar nicht betrunken, ich hatte nur einen kleinen Rausch."

„Ja, mach' uns das weis! Einen kleinen Rausch, wir wissen was das ist, solch ein kleiner Rausch! Auf den Füßen konntest Du stehen, das ist kein Wunder! Gebt mir so viel Ihr wollt, auf den Füßen kann ich immer stehen!"

„Ich bitte Dich, prahle nicht so!" rief ein anderer Junker.

„Willst Du wetten? Auf was Du willst! Auf fünfhundert Rubel? willst Du?" sagte der Erste feurig.

„Gut, ich habe sie allerdings nicht, die fünfhundert Rubel, aber gleichviel, ich werde sie mir schon verschaffen,

wenn's nöthig ist!" erklärte der Andere, ihm die Hand reichend. „Gagarin, nimm sie auseinander!"

Wolodä lächelte und streckte mit einer faulen Bewegung die Hand aus, um die Hände der Wettenden auseinander zu nehmen.

„Heute, hier bei Dussot, nach dem Theater, wie?" fragte Wolodä.

„Nein, bei Borel," antwortete einer der Junker. Dort trinkt sich's besser; dort geht es mehr en canaille, nicht wahr? Aber, meine Herren, ohne das schöne Geschlecht trinke ich nicht; ich für meine Person lade Fifinka ein, Ihr, meine Herren, wen Ihr wollt. A propos, was sagst Du zu Deiner Amerikanerin?" wandte er sich an Wolodä.

„Mit der habe ich kein Glück," erwiderte dieser trocken.

„Du lügst, ich sehe es Dir an den Augen an, daß Du lügst," polterte der Junker. „Solch einem schönen Jungen soll es nicht glücken! Fehlt es Dir an Finanzen?"

„Vielleicht."

„Willst Du von mir nehmen? — Meine Kasse steht zu Deinen Diensten. Wie viel willst Du haben?"

„Gieb mir fünfhundert," sagte Wolodä, ein Glas Champagner hinuntergießend, um sich Muth zu machen.

„Zu Befehl!" und der Husarenjunker zog sein Taschenbuch hervor und nahm fünf Hundert Rubel-Scheine aus demselben; „abgeben wirst Du es mir, wann Du willst, mit mir brauchst Du keine Umstände zu machen.

„Ach!" sagte Wolodä, als antworte er auf einen geheimen Gedanken, „was bin ich für ein Schwein geworden!" und seine dunkelblauen Augen nahmen einen traurigen Ausdruck an. In seiner Seele war Etwas erwacht, er schüttelte

den Kopf, streckte die Hand nach der Champagnerflasche, welche in einer Schüssel mit Eis stand, füllte sein Glas und leerte es auf einen Zug; eine starke Röthe zeigte sich auf seinen Wangen, seine Augen funkelten, er war wie elektrisirt.

Alles Dies war die Antwort auf Das, was in seiner Seele erwacht war. Eine momentane Pause trat ein.

„Gri-Gri, auf die Gesundheit Lisa Gagarins!“ ertönte eine Stimme im Nebenzimmer.

Wolodä zuckte auf und schüttelte sich wie ein junger Löwe; er war blauroth im Gesicht, seine Augen schossen Blitze. Seine Kameraden warfen einander Blicke zu.

Er sprang auf und lief an die Thür. Die Kameraden standen auf; er winkte ihnen zu schweigen.

„Ich nehme es an; auf die Gesundheit der Schönsten in der Welt!“ hörte man eine der ersten antwortende Stimme. Dann folgte Gläserklingen.

„Wirst Du sie heirathen?“ fragte wieder eine Stimme.

„Ich? Niemals! Ich lasse mich anbeten, aber ich bete Niemanden an.“

Wolodä stürzte an seinen Pallasch, schnallte ihn um, knöpfte seine Uniform zu und war mit einem Satze, die Mütze in der Hand haltend, an der Nebenthür.

Seine Kameraden eilten ihm nach, um ihn zurückzuhalten. Er stieß einen von ihnen, der sich ihm genaht hatte, zurück und befand sich im nächsten Augenblicke in dem Zimmer, in welchem man die Gesundheit seiner Schwester getrunken hatte. An einem Tische saßen zwei Generale und zwei Herren in Civil; alle waren, dem Augenschein nach, zwischen vierzig und fünfzig Jahren.

Wolodä stand still; er wußte nicht, an wen er sich wenden sollte.

Die an dem Tische sahen den so stürmisch eingetretenen Junker erstaunt an.

„Was wünschen Sie?" fragte Gri-Gri, und Wolodä erkannte an dieser Frage die Stimme Desjenigen, der den Toast auf Lisa angenommen hatte.

„Ich bin Lisa Gagarins Bruder," antwortete Wolodä mit vor Zorn zitternder Stimme; er stockte; wie sollte er das sagen, was er sagen mußte, wozu er in's Zimmer gestürzt war?

„Ah, ich verstehe, versetzte Gri-Gri aufstehend; „Ihre Hand, junger Mann! Ich mache Ihnen meine Entschuldigung." Er reichte ihm die Hand.

Wolodä nahm diese Hand mechanisch.

„Was gut ist, ist gut," fuhr Gri-Gri fort. „In unserer Zeit giebt es in unseren Kreisen nicht viele solche brave Männer. Meine Herren, ich fordere Sie auf, die Gesundheit des Junkers Gagarin zu trinken! Gri-Gri füllte ein Glas, reichte es Wolodä, dessen Zorn sich zu besänftigen begann, und goß für sich ebenfalls ein. „Seien Sie nicht verlegen, junger Mann," fuhr er lachend fort, „bei Dussot sind alle Katzen grau. Ich habe mich gegen die Disciplin eines Gentleman vergangen, Sie dürfen sich gegen die Disciplin des Soldaten vergehen."

Wolodä lächelte und trank.

„Verzeihen Sie," sagte er halblaut, sich nach der Thür zurückziehend.

„Wir trennen uns also als Freunde," sagte Gri-Gri.

Wolodä verbeugte sich und verließ das Zimmer.

„Oho, Du bist ein Teufelsjunge, Du hättest in eine schöne Patsche kommen können," begrüßten ihn seine Kameraden.

„Hol's der Teufel, ich fürchte mich vor keiner Patsche," antwortete Wolodä, stützte sich auf den Tisch, starrte auf den Fußboden und versank in tiefe Gedanken.

„Ach was," rief er plötzlich, wie erwachend, „trinkt man einmal, so muß man ordentlich trinken. Gieß ein, Wasjka!"

Eine Stunde später kamen von Dussot heraus: aus einem Zimmer vier Junker: Fürst Schumilof, Fürst Gonitzin, Graf Tolstoi-Golubofski und Wolodä Gagarin; aus dem andern Zimmer: Fürst Gri-Gri, Fürst Sakolinski-Orel, Fürst Kildejef-Gorski und Graf Filinski, die beiden Letzteren sehr hoch gestellte Würdenträger. Sämmtlich betrunken.

Obgleich die Letztgenannten alle zusammen hundertundsiebzig Jahre zählten, rechneten sie sich so gut wie die Ersteren zu der sogenannten jeunesse dorée.

Die Schlitten der Herren fuhren vor.

„Wohin fährst Du?" fragte Fürst Sakolinski den Fürsten Gri-Gri.

„Wohin? Welche Frage! — Natürlich in den Club."

„Komm erst zu der Amerikanerin, willst Du? Gut. So komm!"

Beide fuhren zu einer Amerikanerin, die sehr à la mode war und sich Vicomtesse Estelle d'Aspremont nannte, aber eigentlich Nelly hieß. Es war dieselbe, in die Wolodä in der Harmlosigkeit seines Herzens sich verliebt hatte.

„Wohin?" fragte Graf Filinski den Fürsten Gorski, sich in den Schlitten setzend.

„In den Club, Madeira trinken," antwortete dieser;

„ich bin nicht betrunken genug, um in Gesellschaft zu diniren, ich muß mich erst ordentlich betrinken."

„Nimm mich mit."

„Wolodä, wo willst Du hin?" fragte einer der Junker, sich in einen, mit zwei sehr schönen Pferden bespannten Schlitten setzend.

„Nach Hause."

„Komm mit zu Odinzof, da wollen wir uns ordentlich vollsaufen."

„Ich kann nicht; ich habe die Meinigen seit zwei Tagen nicht gesehen."

„Komm mit, sage ich Dir; was soll die Ziererei!"

„Nun, wenn es denn durchaus sein soll!" und Wolodä setzte sich zu ihm.

„Kommt Ihr auch zu Odinzof?" rief Wolodä den anderen Kameraden zu.

„Ja, wir kommen auch!"

„Odinzof — ist ein Fruchtladen im Miliutin'schen Hause, in welchem die Jugend der großen Welt sich mit Schwelgerei beschäftigt von drei bis sechs Nachmittags und von neun bis elf Abends.

XVII.

Im Hause einer Löwin.

Warum sollte Lisa der Fürstin Kikina nicht Freundschaft schwören? Diese war ja eine sehr gute Frau, nur unvernünftig, wie ein verwöhntes Kind. Es wurde ihr sehr leicht die Liebe der Menschen zu gewinnen, — sie trug ihr Herz wie man zu sagen pflegt, auf der Hand, man brauchte nur heranzutreten und es von der Hand zu nehmen — und die Freundschaft war fertig.

Beim Abschiednehmen aus dem Hause Gagarin beugte die Fürstin Skariatin wieder ein Knie vor Frau Anna.

„Mein Herzchen," sagte sie, „ich habe eine große Bitte an Sie. Nicht wahr, Sie erlauben Lisa, heute Abend zu mir zu kommen? Ich werde fast gar keinen Besuch haben, nur Familie. Ich will Allen zeigen, daß Lisa und ich versöhnt sind und Freundschaft geschlossen haben. Ich bitte Sie, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab. Meine Schwester wünscht auch sehr, Lisas Bekanntschaft zu machen."

„Wir haben versprochen, den heutigen Abend bei Mitischtschefs zuzubringen," erwiderte Frau Gagarin.

„Ach, Sie werden noch Zeit genug haben bei Mitischtschefs

zu sein. Nein, ich bitte Sie, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab! Nicht wahr, Lisa, Sie wollen doch kommen . . . Sehen Sie, Lisa wünscht es auch!“

Lisa schwieg und lächelte.

„Es ist also entschieden? Geben Sie mir die Hand darauf, Lisa! Vergessen Sie nicht, ich erwarte Sie. Ich werde Sie mit meiner Schwester bekannt machen; sie ist in Ihrem Alter.“ Und Lisa küssend, flatterte sie auf wie ein Vögelchen, ihr Gefieder, das heißt ihre Schleppe schüttelnd, und verschwand.

Lisa schrieb sogleich an ihren Verlobten und fragte an, ob sie zur Fürstin Skariatin fahren dürfe. Sergei antwortete bejahend, und Lisa fuhr. Ihre Mutter brachte sie hin und wollte sie auch selbst abholen.

Die Fürstin Skariatin lebte in ihrem eigenen, höchst elegant eingerichteten Hause auf der Bolschaja Koniuschennaja. Ihr Mann, Fürst Nikolai Iwanowitsch Skariatin, ein junger Mann von ungefähr zweiunddreißig Jahren, der im Ministerium des Auswärtigen diente, lebte bei ihr. Sein Vermögen war mittelmäßig, das ihrige sehr groß. Die Fürstin bewohnte die rechte Hälfte des Hauses, der Fürst die linke. In der Beletage waren die Empfangszimmer, in der zweiten Etage die Zimmer der Kinder. Der fünfjährige Sohn nahm vier Zimmer ein, drei für seine Spielsachen, das vierte für ihn. Seine englische Bonne hatte zwei Zimmer, ihre Gehilfin eins. Die dreijährige Tochter hatte ein Zimmer weniger als der Sohn. Das Baby mit dessen Amme bewohnte drei Zimmer. Außerdem waren da für den jungen Fürsten ein französischer Kammerdiener und ein schwarzer Unterkammerdiener; was diese bei dem fünfjährigen Kinde zu

thun hatten, wußte Niemand im Hause; man wußte nur daß die beiden hundert Rubel Gehalt monatlich erhielten.

Die Löwinnen der großen Welt stehen in einem höchst originellen Verhältnisse zu ihren Männern. Jede Löwin hat einen Hofstaat von einer gewissen Anzahl Verehrer; sie beten sie an (natürlich platonisch) und sind Kostgänger ihres Hauses. Ihr Mann ist sozusagen der Oberste in diesem Hofstaate und unterscheidet sich von den andern Rittern nur dadurch, daß er allein das Vorrecht hat, sie unplatonisch zu verehren; im Uebrigen theilt er alle Rechte, im Hause, in der Wirthschaft, im Herzen der Löwin mit den andern Verehrern. Je mehr Chic eine Löwin hat, desto größer ist die Zahl dieser Verehrer, desto vornehmer sind dieselben und desto ungenirter ist deren Betragen mit ihr und ihrem Manne. Sie kommen am Morgen zum Kaffee, um ein Uhr Mittags zum Frühstück, um vier zum Thee, um sechs zum Mittag, um zehn zum Thee, um ein Uhr Nachts zum Souper, bleiben zuweilen sogar die Nacht, sich auf einer Couchette oder auf einem Divan ausstreckend, mit den Füßen nach oben. Diese Verehrer sind eingeweiht in alle intimsten Geheimnisse der Löwin, ihres Mannes und ihrer Kinder. Diese Fürsten und Grafen wissen nicht nur über den Gesundheitszustand der Löwin genau Bescheid, sie wissen nicht nur, wie viel Paar Socken der Mann besitzt, wie viel Schnupftücher die Frau, sie kennen auch bis auf's Kleinste die Familienverhältnisse des Kammerdieners, des Haushofmeisters, der Kammerjungfer der Löwin; sie wissen, wenn einem der Kinder ein Zahn wächst oder der Leib weh thut u. s. w.

Alle Gefühle des Herzens, alle Gedanken des Kopfes,

alle Empfindungen des Magens, — kurz Alles theilen die Löwin und ihr Gatte mit diesen Verehrern und finden in dieser aristokratischen Commune ihr Glück.

So lebte die Fürstin Kikina Skariatin. Sehen wir uns einen Abend im Cabinet des Fürsten an. Auf einem türkischen Divan liegt die Fürstin. Ein wenig weiter liegen auf demselben Divan Kikischa Bobin und Fürst Dudusch Gorbatschef (Kikischa ist das Diminutivum für Victor, Dudusch für Alexander).

Beide sind Collegen des Fürsten. An einem Kartentische sitzen vier Cavallerie-Offiziere und spielen Landsknecht; ein fünfter sitzt auf den Knieen eines der andern. Auf einem kleinen Tische in der Nähe stehen Flaschen mit Madeira, Cognac, Chartreuse und Nalifki (Fruchtliqueure) und halbgefüllte Gläser. Der Hausherr steht und sieht dem Spiele zu. An dem anderen Ende des Cabinets sitzen um einen runden Tisch die Knäschna Olga Rumänzow, Schwester der Löwin, Elisabeth Gagarin und drei Herren, ein Offizier und zwei Civilisten. Sie besehen Albums.

„Bebussa, werden Sie gewinnen?“ sagt die Fürstin zu einem der Spielenden. „Bob, pack Dich weg! Du stehst mir im Wege, ich kann nichts sehn!“

Ihr Mann, an den diese letzten Worte gerichtet waren und der Bob genannt wurde, wahrscheinlich weil er Nikola hieß, stellte sich auf eine andere Stelle.

„Lassen Sie mich in Ruhe!“ antwortete der, den die Fürstin „Bebussa“ genannt hatte. „Jedesmal, wenn Sie mich fragen, habe ich Unglück. Hol's der Teufel, was das für Karten sind!“

„Trink einen Schluck Cognac, um Courage zu bekommen," sagte der Hausherr!

„Ich bin schon benebelt," versetzte der Spielende. „Nu, gieb her, aber nicht Cognac, sondern Madeira! Verteufelt gut ist Euer Madeira! Schenken Sie mir, Fürstin, zwei oder drei Fläschchen!"

„Bob, was macht Dein Leib?" fragte die Fürstin ihren Mann.

„Etwas besser!" antwortete dieser.

„Denken Sie doch, dieser Dummkopf geruht gestern sechs Dutzend Austern und zwei Hummern zu verschlingen und drei Flaschen Champagner zu trinken, nun hat er heute den ganzen Tag bibi im Leibe," sagte die Fürstin.

„Mimischka hat auch einen derangirten Magen," bemerkte Fürst Dudusch Gorbatschef.

„Wer?" fragte einer der Spielenden.

„Mimischka."

„Wer ist Mimischka?"

„Das ist was Schönes! Er weiß nicht, wer Mimischka ist!" lachte Gorbatschef. „Mimischka ist das zweite Stubenmädchen Ihrer Durchlaucht."

Die Fürstin gähnte laut und streckte sich.

„Warum kommt der Narr, der Gri-Gri nicht? — Ihr seid Alle so langweilig! Bob, erzähle etwas."

Der Mann der Fürstin kam zu ihr und setzte sich vor ihr hin.

„Aber etwas Geistreiches!"

„Wollen Sie, Fürstin, ich will Ihnen eine kleine Klatscherei erzählen, tout petit, rief Gorbatschef.

„Nun, Gott sei Dank," erwiderte die Fürstin, „so sind

Sie doch zu etwas zu gebrauchen! Ich füttere Sie und man hat doch gar nichts von Ihnen. Also erzählen Sie!"

„Ich habe ein kleines Geheimniß der Gräfin Penelope erfahren."

„Daß sie sich schminkt?" fiel die Fürstin ein.

„Ja, aber wie!" entgegnete Gorbatschef.

„Welche Neuigkeit! Nein, Dudusch, Sie sind zu nichts zu brauchen. Ich werde befehlen, Sie nicht mehr zu empfangen."

„Und ich werde Ihnen eine Neuigkeit in demselben Genre erzählen, nur männlichen Geschlechts," sagte Fürst Skariatin. „Ich habe mich überzeugt, daß es in der großen Welt Männer giebt, die sich schminken, und was für Männer: ganz junge. Ich habe einen Freund und Kameraden, charmant garçon in allen Beziehungen, aber . . . Bibicha, geh nicht weg," wandte der Sprechende sich plötzlich an den Fürsten Bobin, der roth geworden war wie ein Krebs. „Du bist es doch nicht?" Die Fürstin lachte laut.

„Armer Bobin," rief sie, und musterte den jungen Dandy mit prüfenden Blicken, um zu untersuchen, wie weit er um die Augen mit dunkler Farbe geschminkt war.

Zu Bobins Glück wurde in diesem Augenblick der Thee hereingebracht und Gri-Gri erschien.

„Ah, endlich!" rief die Fürstin; „ich sterbe vor Langeweile, Gri-Gri, erheitern Sie mich!"

„Erstens bin ich heute nicht Gri-Gri, sondern einfach gris, im wahren Sinne des Wortes," sagte der Angeredete, sich den Schnurrbart kämmend, — verzeihen Sie das hübsche Wortspiel!"

„Bitte, seien Sie anständig. Meine Schwester und Lisa Gagarin sind hier,“ flüsterte die Fürstin.

„Was, Lisa Gagarin? Nicht möglich!“ erwiderte Gri-Gri halblaut.

„Ich habe mich mit ihr versöhnt und habe sie eingeladen zum Zeichen des Friedens.“

„Dann adieu!“ sagte Gri-Gri.

„Wohin wollen Sie?“

„Ich bin zu benebelt für junge Damen. Auf mein Wort!“

„Unsinn! Sie bleiben und benehmen sich anständig.“

„Zu Befehl!“

„Meine jungen Damen, kommen Sie Thee machen!“ rief die Fürstin, vom Divan aufstehend.

Die Schwester der Fürstin und Elisabeth Gagarin standen auf und näherten sich dem Theetische.

Lisa erröthete, als sie Gri-Gri erblickte.

„Mademoiselle,“ sagte er, ihr die Hand reichend, „das hatte ich nicht erwartet!“

Die Fürstin setzte sich neben Elisabeth, Gri-Gri neben die Fürstin.

„Wann wird Ihre Hochzeit sein?“ fragte die Fürstin.

„Nächsten Sonntag,“ antwortete Elisabeth.

„Wie, so bald?“ rief Gri-Gri erstaunt.

„Und Sie sind zufrieden damit?“ fragte die Fürstin.

„Sehr zufrieden.“

„Nun, und dann? Ich hoffe, Sie werden gleich beginnen, bei sich zu empfangen?“

„Ich glaube nicht. Ich denke, wir werden auf's Land gehen.“

„Auf's Land? Jetzt? Nein, das ist nicht möglich! Ich bitte Sie, wer geht jetzt auf's Land — Sie werden ja umkommen vor Langeweile!"

„Und der Mann!" bemerkte Gri=Gri. „Sie scheinen ihn ganz zu vergessen, Fürstin."

Lisa erröthete und blickte Gri=Gri an, als wolle sie ergründen, ob er das aus Ironie gesagt habe oder nicht.

„Der Mann!" erwiderte die Fürstin. „Wenn ich mit meinem Manne drei Tage tête-à-tête zubringen sollte, würde ich unfehlbar aus Melancholie sterben. Jeder Ehemann ist die personificirte Langeweile."

„Bob, bedanke Dich," rief Gri=Gri. „Deine Frau sagt Dir die größten Schmeicheleien!"

„Nein, Sie werden doch nicht solch eine prosaische Gattin werden," fuhr die Fürstin fort. „Ich bitte Sie, schließen Sie sich unserem Kreise an, wenn Sie mich lieben! Sie sehen, wie es bei uns lustig zugeht! Und wir haben hier so wenige hübsche Frauen! Sie müssen durchaus in Petersburg bleiben. Ihrem Manne müssen Sie einen Dienst schaffen."

„Wie das bei Ihnen rasch geht, sapristi, Fürstin meines Herzens," bemerkte Gri=Gri sarkastisch. „Die erste Frage ist die, wer in dem ungleichen Kampfe siegen wird, die Frau oder der junge Gemahl. Fräulein Elisabeth hat Charakter, das ist unzweifelhaft, aber sie wird ihn vielleicht opfern auf dem Altar der ehelichen Liebe."

„Vielleicht," antwortete Lisa, halb scherzhaft.

„Nein, das dürfen Sie nicht, sonst verfeinde ich mich mit Ihnen im Ernst," rief die Fürstin in demselben Tone.

Es wurde geklingelt.

Gleich darauf erschien eine junge Dame in einer Robe von vier verschiedenen Farben und mit einer zwei Arschin langen Schleppe.

„Ich komme einen Augenblick zu Dir,“ sagte sie. „Ich störe doch Niemanden?“

Die Spieler spielten weiter; sie waren nicht einmal aufgestanden, als die Dame eintrat.

Diese Dame war die Gräfin Sophie Wolchofski, auch eine Löwin.

„Willst Du Thee?“ fragte die Hausfrau.

„Horreur! Du weißt, ich trinke niemals Thee. Gieb mir etwas Liqueur. Hu, wie bin ich müde! Rathe, wo ich war und wohin ich fahre?“

„Du kommst aus der Oper?“

„Ja, aber aus der russischen! Mein Mann, der Narr, hatte mich dahin geschleppt, er versicherte mir, Rußlan sei ein chef d'oeuvre! Ich glaubte ihm — aber welch ein langweiliges, abscheuliches Ding! Jetzt fahre ich zu Biubofskis, um mich zu trösten, zu einem Souper mit Zigeunern.“

„Und dazu hat sie mich nicht eingeladen,“ rief die Fürstin; „ich werde es ihr gedenken, der abscheulichen Person!“

„Ich komme zu Dir, mein Herz, weil ich Dich um Deine Ansicht fragen will. Paßt Grün, oder beinahe Meergrün mit Orangeroth? Mademoiselle Lisette sagt, es paßt wohl, und ich denke, es paßt nicht. Morgen ist Ball im Schloß, und ich habe kein Kleid dazu. Messieurs, Sie da, meine Herren Spieler! Oder nein — die verstehen nichts davon; — Bob, bemühen Sie sich hierher.“

Der Hausherr kam.

„Was befehlen Sie?“

Die Gräfin erklärte ihm die Frage, die Farben betreffend, und verlangte seine Meinung.

„Meine Meinung, Gräfin," sagte dieser, „ist folgende: Das, was Sie vorschlagen, ist sehr häßlich, aber für Diejenige, welche die Essenz des Hübschen ist, paßt das Häßliche vortrefflich, denn es macht sie noch hübscher, wenn das möglich ist."

„Das war ein schönes Compliment! Hätte ich Geld bei mir, so würde ich Ihnen einen Zwanziger dafür geben. Was sagen Sie, meine Herren?" wandte sie sich zu den an dem Theetische sitzenden Herren.

„Wenden Sie sich an Dudusch; er ist der Einzige, der etwas von Damentoiletten versteht," rieth die Fürstin.

„Ich weiß nicht," begann der mit Duduſch bezeichnete Fürst Gorbatschef in affectirtem Tone, mir scheint es, das paßt wohl. Auf dem letzten Hofballe trug die Fürstin Bibisch einen orangefarbenen Rock, darüber un demi pardessus aus grünem Atlas und von beiden Seiten eine Garnitur, die so ging," er stand auf und zeigte an sich, wie die Garnitur angebracht war. — „Diese Garnitur bestand aus Zacken von vier Farben, schwarz, roth, gelb und weiß."

„Bravo, Duduſch, Sie sind ein wahrer Professor einer Modenakademie!" rief die Gräfin. „Nur schade, daß ich mir ein solches Costüm nicht bestellen kann."

„Warum nicht?"

„Weil die Fürstin Bibisch ein solches trug, und ich mache nie etwas nach. Ich will immer und in Allem originell sein."

Während die Löwinnen sich in dieser Weise interessant

unterhielten, führten Lisa und Gri-Gri ein Gespräch anderer Art.

„Sehen Sie, Elisabeth, Sie müssen mir erlauben ganz aufrichtig mit Ihnen zu sein — besonders da ich heute in einer dummen Stimmung bin.“

„In einer dummen?“ fragte Lisa erstaunt.

„Ja, mir ist so traurig zu Muth, und deshalb will ich ungewöhnlich lustig sein.“

„Sein oder scheinen?“ fragte Lisa und ihr Blick verrieth herzliche Theilnahme.

„Scheinen, wenn Sie wollen. Heute nach dem Mittag überfiel mich, ich weiß nicht warum, eine solche Schwermuth — das geschieht mir zum ersten Mal — ein Gefühl, als müßte ich mir den Hals abschneiden . . . Da habe ich Ihrem Bräutigam geflucht . . .“

„Warum?“

„Weil er mich nicht getödtet hat, als es in seiner Macht stand, dies zu thun, dann hätte es einen schädlichen Menschen weniger auf der Welt gegeben.“

„Wodurch sind Sie ein schädlicher Mensch? Daß Sie ein sonderbarer Mensch sind, weiß ich wohl.“

„Wie sollen Sie wissen, und noch viel mehr, wie sollen Sie verstehen, wodurch ich ein schädlicher Mensch bin — o, das ist ein wahres Trauerspiel des Seelenlebens! Wie oft hören Sie sagen: Ach, dieser Trunkenbold! oder: Ach, der Arme, er ist ja verrückt!“ Und man sagt das mit einer Art von Mitleid. Aber was ist dieses Mitleid gegen dasjenige, welches man mit diesen Menschen fühlen sollte, nicht darum, weil der Eine ein Trunkenbold und der Andere ein Verrückter ist, sondern darum, weil es Momente giebt, in denen

der Trunkenbold sich dessen bewußt ist, er sei ein Trunkenbold, und der Verrückte, er sei ein Verrückter, und diese Momente lassen sich mit keiner Folter vergleichen. So geht es mir. ‚Ach‘, sagt man, ‚Gri-Gri, das ist ein schlechter Kerl, aber er hat Geist.‘ Zuweilen sage ich mir selbst: Gri-Gri, tu es un mechant drôle, und dann wird mir so miserabel zu Muth, daß — nun, Sie verstehen mich wohl?“

„Und Sie erlauben, daß man Sie bemitleide?“ fragte Lisa mit einem reizenden Ausdrucke inniger Theilnahme.

„Sie sind die erste Dame, die eine solche Frage an mich richtet. — Wäre es möglich, daß Sie mich wirklich verständen? Wäre es möglich, daß Sie verständen, daß aus mir ein Mensch hätte werden können, und statt dessen ein Taugenichts mit Generalsepauletten geworden ist?“

„Sie beurtheilen sich selbst zu hart, Fürst. In welcher Beziehung sind Sie denn ein Taugenichts?“

„In dem wahren Sinne des Wortes, ein Mensch, der zu nichts taugt, der nicht einmal fähig ist, wahre Liebe einzuflößen. Ich kann Ihnen versichern, daß ich die Frauen, die mich soi-disant liebten, nicht zählen kann, aber daß ich, auf Ehrenwort, noch keine gefunden habe, die für mich Mitleid gefühlt hätte.“

„Wie, Sie haben keine wahre Freundin gefunden unter allen Frauen?“

„Keine!“

„Wollen Sie — ich werde Ihre Freundin sein? Ich werde es versuchen, Sie zu bessern.“

„Nein, ich will es nicht — Sie sind noch zu jung und Sie haben jetzt andere Dinge zu thun,“ sagte Gri-Gri sehr ernst — dann veränderte sich sein Gesicht plötzlich, das

spöttische Lächeln des geistreichen Salonmenschen zeigte sich wieder auf demselben; er stand auf, ging an das Pianino, setzte sich und spielte einen Walzer. Es war derselbe Walzer, den Elisabeth gestern auf dem Maskenballe gehört hatte und bei dessen Tönen sie mit demselben Gri-Gri durch den Saal geflogen war. Ein sonderbares Gefühl bemächtigte sich ihrer.

Sie fühlte sich wieder in jener Welt, aus welcher vor etwa zwei Stunden die Worte des Fürsten Swätosarof sie gleichsam vertrieben hatten. Und zum Unglück kam noch ein anderes Gefühl dazu. Auf ihre impressionable Natur hatten Gri-Gris Worte einen tiefen Eindruck gemacht. Sie war in diesem Augenblicke stolz darauf, daß sie, und keine Andere, die Erste war, welcher dieser glänzende geistreiche Weltmann ein Stück seiner inneren Welt anvertraut hatte; sie fühlte den unmittelbaren Einfluß seiner Anziehungskraft und war von Mitleid für ihn erfüllt.

Sie war sehr erregt und bis zu dem Augenblicke, da ihre Mutter sie abholte, gab sie sich mehr und mehr tausend Eindrücken hin, die mit ihrer früheren Welt und der Welt ihres Bräutigams und aller ihrem Herzen nahestehenden Personen nichts Gemeinsames hatten. Wir werden später sehen, was daraus entstand.

XVIII.

Die Beichte der zwei Bräute.

Die Knäschna Marie saß in ihrem Zimmer und schrieb. Der Ausdruck ihres Gesichts war ruhig und klar, wie ein heiterer Himmel, an dem sich nicht die leiseste Spur eines Wölkchens zeigt.

Da trat Frau Anastasia, ihre Vertraute, ein, ganz verweint und um zehn Jahre gealtert.

„Bist Du es, Nastä?" sagte Marie, im Schreiben fortfahrend.

„Ich, mein Engelchen, ich will Dich ein wenig ansehen."

Marie wandte sich um. Ei, Nastä, Du hast wieder geweint; wie bist Du komisch! Geh ich denn zum Tode? Du siehst, wie ruhig ich bin."

„Ach, mein Herzenskind, diese Deine Ruhe ist es eben, die mir die Seele zerreißt. Du mein Engelchen, meine heilige Märtyrerin!" erwiderte Anastasia, wieder in Thränen ausbrechend. „Ich kann nicht, ich werde es nicht ertragen, mein Engel . . . O Menschen, wo habt Ihr Eure Herzen?"

„Hör auf, Nastä! Ich will nicht, daß Du weinst, hörst Du?"

„Ich höre," antwortete die Alte, und sich mit aller Gewalt zusammennehmend, um den Worten der Knäschna zu gehorchen, trocknete sie ihre Thränen und machte ein heiteres Gesicht.

„Nun höre, Nastä. Ich habe hier Alles aufgeschrieben, was Du am Tage meiner Hochzeit thun mußt."

„Nun?"

„Erstens muß man ein Mittagessen für alle unsere Armen bereiten und jeder Familie zehn Rubel geben; hier hast Du das Geld. Dann mußt Du in meinem Asyl ein Gebet für mich halten lassen, die Kinder bewirthen und für jedes derselben hundert Rubel in der Kasse deponiren, hörst Du? Das Geld dazu werde ich Dir noch heute geben. Was Du mit meinen Kleidern thun sollst, habe ich Dir schon gesagt. Dann mußt Du morgen für jeden von unsern Armen einen Faden Holz kaufen und ihnen hinschicken. Vergiß das nur ja nicht! Dann" . . . Marie besann sich einen Augenblick und fuhr fort: „Nein das wird später sein," nahm ein beschriebenes Blatt Papier, faltete es zusammen, schob es in ein Couvert, schrieb auf dieses: „Mein Testament," legte es in eine Schieblade ihres Tisches und gab einen anderen Bogen der Alten. „Nimm das, Nastchen," sagte sie, ihr liebevoll in die Augen sehend. Ueber Anastasias Gesicht rollte eine rebellische Thräne nach der andern. „Nastä, schon wieder! Du sollst nicht weinen! Mir wird es gut gehen, das fühle ich, aber für meinen Bruder ist mir bange, sehr bange, Nastä! Wird er glücklich sein?"

„Mein Engel, er folgt der Wahl seines Herzens, aber Du, hast Du denn wählen dürfen?" rief die Alte verzweifelt.

Marie schien sie nicht zu hören und war in Gedanken versunken.

„Vater Joan wird bald kommen," sagte sie, nach der Uhr sehend. „Zum ersten Male fürchte ich mich vor der Beichte, und weißt Du, Nastä, warum ich mich fürchte? Weil ich so ruhig geworden bin." Ein Diener meldete Dalmaski.

„Bitte ihn herein," gebot Marie freudestrahlend.

„Nastä, laß mich mit ihm allein. Ich muß mit ihm sprechen."

Die alte Dienerin ging aus einer Thür hinaus, während Dalmaski durch die andere hereinkam.

„Nun?" fragte Marie, ihm entgegen gehend und ihm die Hand reichend.

„Gefunden, Knäschna!"

„Ach, wie freue ich mich darüber und wie bin ich Ihnen dankbar!"

„Drei Pärchen, ganz nach Ihren Wünschen. Außer ihrer Liebe haben sie nichts. Das eine: ein junger Tischler, der vor Kurzem das Krankenhaus verlassen hat, und eine junge Wäscherin. Das zweite ein Schreiber, der im Ministerium des Innern dient und eine niedliche Beamtentochter, deren Aussteuer aus zwei Kleidern, einem Burnuß und einem rothen Zettel (Zehnrubelschein) besteht, und das dritte: ein junger Künstler, ein hübscher, solider, guter Mensch und die Tochter eines armen Hilfsdiakon. Ich habe gethan, was ich konnte. Gut sind diese Menschen; ich habe die genauesten Erkundigungen eingezogen, habe sie Alle kennen gelernt. Was befehlen Sie mir nun zu thun?"

„Sie haben ihnen den Tag der Hochzeit mitgetheilt?"

„Alle drei Hochzeiten werden nächsten Sonntag stattfinden."

„Und Sie haben nicht gesagt, wer Sie geschickt hat?"

„Kein Wort. Ich habe mich für einen wohlthätigen großen Herrn ausgegeben."

„Nun werde ich Sie bitten, morgen zu mir zu kommen. Dann werde ich Ihnen drei Päckchen geben und Sie bitten, diese Päckchen noch morgen den drei Bräuten abzugeben. Versprechen Sie mir das?"

„Ich verspreche es!"

„Ich danke Ihnen."

„Keine Ursache. Ich muß Ihnen danken," erwiderte Dalmaski, drückte Maries Hand, nahm seinen Hut und ging.

Die Prinzessin begleitete ihn bis an die Thür. Man sah, daß Beide eilten, sich von einander zu trennen.

„Kann ich nicht glücklich sein, so werde ich doch wissen, daß drei andere Paare glücklich sind," sagte sie für sich und begab sich zu ihrer Mutter, die sie durch ihren Kammerdiener hatte rufen lassen.

Die Fürstin lag auf einer Couchette, umgeben von verschiedenen Kästchen mit Schmucksachen, kostbaren Seidenstoffen, silbernen Servicen u. s. w. In ihrer Hand hielt sie eine Liste.

„Sieh her, mon cher enfant, dies ist die Liste Derjenigen, die ich zu Euren Hochzeiten eingeladen habe. Lies sie durch, vielleicht willst Du noch Jemanden einladen?"

Marie nahm die Liste, warf einen Blick auf dieselbe und reichte sie ihrer Mutter wieder.

„Sie ist gut so." Was kümmerte es sie, wer eingeladen wurde.

Ein Diener meldete, Vater Joan warte in der Kirche.

„Verzeihen Sie mir, ich gehe zur Beichte," sagte Marie, die Hand ihrer Mutter küssend.

„Gott wird Dir verzeihen, mon cher enfant," antwortete die Fürstin, ihre Tochter küssend.

„Ich habe Sie oft betrübt," fügte Marie hinzu, „aber das kann ich Ihnen versichern, mit Absicht habe ich es nie gethan."

„Gott wird Dich segnen," versetzte die Fürstin, dreimal das Zeichen des Kreuzes über ihre Tochter machend.

Diese ging.

Sie war eine sonderbare Frau, die Fürstin! Als sie ihre Tochter segnete, hatte sie Thränen in den Augen, und kaum war jene hinausgegangen, so prüfte sie wieder mit großer Aufmerksamkeit die Liste der Eingeladenen, Armbänder und Colliers, als sei nichts Ungewöhnliches geschehen.

Einige Minuten später stürzte Anastasia mit von Thränen entstelltem Gesichte in das Cabinet der Fürstin.

„Ich komme zu Ihnen, Durchlaucht."

„Was willst Du?" fragte die Fürstin, sie erstaunt anblickend.

„Ich komme wegen unserer Knäschna, Durchlaucht," rief Anastasia, sich vor der Fürstin auf die Knie werfend. „Um unseres himmlischen Vaters willen, erbarmen Sie sich der armen Knäschna! Thun Sie mit mir, was Sie wollen, aber das Eine muß ich Ihnen sagen: mein Herz ahnt es, unsere Knäschna wird diese Hochzeit nicht überleben; einem Ungläubigen geben Sie sie, diesen Engel Gottes; überleben wird sie es nicht . . ."

„Was ist Dir," fragte die Fürstin streng, „bist Du ver-

rückt geworden? Welchem Ungläubigen? Was sprichst Du? Besinne Dich!"

„Was soll ich mich besinnen, Durchlaucht. Tag und Nacht denke ich an nichts als an unsere unglückliche Knäschna. Ihr Bräutigam ist ihr nicht nach dem Sinn, nicht nach dem Herzen, sie kann ihn nicht lieben, wie soll ich das nicht sehen! Thränen findet sie nicht mehr, weil der Kummer sie so erschöpft hat. Noch ist es nicht zu spät, Durchlaucht, Sie sind doch ihre Mutter; was ist da zu bedenken, man schickt den Bräutigam weg und dann ist Alles zu Ende. Die ganze Heirath ist doch gegen den Willen der Knäschna eingerichtet worden. Schicken Sie den Bräutigam mit Gott weg, Durchlaucht! Geben Sie der Knäschna ihre Freiheit! Was für Glück kann aus ihrem Kummer erwachsen, Durchlaucht?"

„Steh auf und geh in Dein Zimmer, Nastä, hörst Du? — Und wage es nicht, Dich bei mir zu zeigen, bis ich Dich rufen lasse, hörst Du, unsinnige Alte! Wenn Du noch ein Wort sagst, jage ich Dich fort!"

Die Alte stand auf, trocknete ihr Gesicht und verließ lautlos und todtenbleich das Cabinet.

Wie kam aber Anastasia dazu, zur Fürstin zu gehen?

Als die Knäschna sie fortgeschickt hatte, kam die arme Alte in ihr Zimmer und wollte sich eine Tasse Kaffee kochen, um sich zu zerstreuen. Sie nahm die Kaffeekanne in die Hand, aber da fing sie an daran zu denken, wie die Knäschna zu ihr zu kommen pflegte, um bei ihr Kaffee zu trinken, wie sie dann lustig geplaudert hatte von dem angenehmen Leben, das sie führen wolle, wenn sie erwachsen sein werde, und dann fiel ihr noch Dies und Jenes ein, sie brach in

Thränen aus, die Kaffeekanne fiel ihr aus den Händen, das Herz schien ihr brechen zu wollen, es that ihr so weh, sie konnte es nicht mehr ertragen und von den Flügeln dieser Liebe und dieses Schmerzes getragen, stürzte sie zu der Fürstin."

Und wie kam sie zurück?

In stummem Schmerze setzte sie sich auf ihr Sopha, erholte sich ein wenig, stand dann auf, legte ihren Pelz um, ging auf die Straße hinaus, rief einen Droschkenführer an und ließ sich nach der Kirche „Aller Leidenden" fahren.

Hier sank sie vor dem Bilde der schmerzenreichen Mutter Gottes nieder und ergoß ihren bitteren Schmerz in die Worte: „Königin des Himmels, erbarme Du Dich unserer Knäschna!"

In der Kirche fand die Knäschna Elisabeth, welche auf den Knien lag und betete.

Vater Joan, mit dem Epitrachilion bekleidet, kam ihr entgegen. Elisabeth näherte sich ihr ebenfalls und der Geistliche begann die Gebete vor der Beichte zu lesen.

Beide Bräute beugten ihre Knie. Auf den ersten Blick hätte man sie, nach dem ruhigen, heiteren Ausdrucke ihrer Gesichter, für Schwestern halten können, aber ein aufmerksamer Beobachter mußte den verschiedenen Charakter dieser Ruhe erkennen. Auf dem wunderbar schönen Gesichte Elisabeths war diese Ruhe eine rein irdische; sie drückte völlige Zufriedenheit mit sich selbst und mit dem Leben aus; die Ruhe auf dem Gesichte der Knäschna dagegen trug das Gepräge völliger Selbstverleugnung und Selbstvergessenheit. Lisa ging zuerst zur Beichte. In diesem feierlichen Augenblicke schlug ihr Herz heftig. Alles, was in ihrer Seele in

Schlaf gelullt war, Alles, was vergessen schien, Alles das, dem sie zu schweigen befohlen hatte, erwachte plötzlich, erhob seine Stimme, nahm eine Gestalt an, und es schien ihr als seien viele Augen auf sie gerichtet, denen sie nicht zu entgehen vermochte.

Da ließ sich die Stimme des Vater Joan vernehmen:

„Haben Sie darüber nachgedacht, welche Bedeutung die Beichte vor der Hochzeit hat?“

Elisabeth hatte kein einziges Mal darüber nachgedacht.

„Nein,“ flüsterte sie beschämt.

„Die Beichte ist immer das Geständniß unserer sündigen Schwäche und unserer Reue über unsere Sünden, aber in diesem besonderen Falle verbinden wir mit derselben den Gedanken, für unsere ganze Vergangenheit Buße zu thun und den Herrn um die Vergebung unserer Sünden und um Unsträflichkeit für die ganze Zeit unseres ehelichen Lebens zu bitten. Haben Sie nachgedacht über die Bedeutung des Gelübdes, das Sie bei Ihrer Trauung vor Gott ablegen müssen?“

„Ja,“ antwortete Elisabeth kaum hörbar und eine große Angst überfiel sie. Alles, was sie sich in diesen Tagen zurechtgelegt hatte, bald diesem, bald jenem flüchtigen Gedanken Raum gebend und sich ein heiteres, wenn auch etwas unbestimmtes Bild zusammenstellend, etwaige Schatten mit dem rosigen Gedanken: „Es wird schon Alles gut werden!“ übertünchend, — schien in nichts zu versinken. Sie glaubte das ehrliche, vertrauensvolle Gesicht ihres Bräutigams zu sehen, sie wußte, was diese sie so treuherzig und offen ansehenden Augen von ihr verlangten und sie senkte den Kopf, als könne sie diesen Blick nicht ertragen. Ihr Gewissen klagte sie an

und lauter als bisher sagte sie: „Ich habe wohl darüber nachgedacht, aber nicht genug," und zwei große Thränen perlten über ihre heißen Wangen.

„Fühlen Sie keine Veränderung in sich seit Sie nach Petersburg gekommen sind? Hat die Welt nicht einen verderblichen Einfluß auf Sie ausgeübt?" fragte Vater Joan leise.

Elisabeth schwieg, ihre Hände zitterten. Nach einer Weile sagte sie schüchtern: „Inwiefern verderblich?"

„Hat sie Sie nicht mit neuen Gedanken erfüllt? Es kommt vor, daß dergleichen neue Gedanken unsere Gefühle verändern. Ist zum Beispiel Ihre Liebe zu Ihrem Bräutigam dieselbe geblieben?"

„Ja, sie ist dieselbe geblieben!" antwortete Lisa erschrocken.

„Sie kennen wohl die Petersburger Welt noch wenig," fuhr der Beichtvater fort. „Sie hat ihre guten Seiten, aber sie hat, so weit ich sie kenne, auch sehr gefährliche Seiten, besonders für junge Mädchen. Sie verlockt die Seele in eine phantastische Region und kann sie ihrer wahren Bestimmung, dem Familienleben, entfremden. Die Phantasie gewinnt die Oberhand über die andern Seelenkräfte, ein träumerisches Wesen stellt sich ein; es zeigen sich trügerische Empfindungen, falsche Herzensneigungen, oberflächliche Gefühle der Freundschaft oder Liebe, die ihre Entstehung nur äußerlichem Glanze verdanken. Dergleichen Empfindungen sind sehr gefährlich für ein junges Mädchen; sie können ihr Lebensglück zerstören, denn je heftiger sie werden, um so schwächer werden die echten, wahren Empfindungen der Liebe und Freundschaft. Wir können sogar dazu kommen, uns der

Menschen, die wir von Herzen liebten, zu schämen, weil ihnen der Schimmer, die äußeren Vorzüge, die uns in der Welt blenden, fehlen. Gott behüte einen Jeden vor diesem Zustande, in welchem der Seele nichts mehr wahr und heilig ist! Des eigenen Vaters kann der Mensch sich schämen lernen, wenn der blendende Schimmer weltlicher Größe ihm fehlt; man kann dazu kommen, ihn langweilig, albern zu finden, ja das Herz kann verlernen ihn zu lieben."

In diesem Augenblicke ließ sich ein unterdrücktes Schluchzen vernehmen.

Elisabeth zitterte wie in heftigem Fieber. Jedes einzelne Wort des Vater Joan schnitt ihr wie ein Messer in die Seele und erweckte in ihr Schmerz und Entsetzen, denn alles das, wovon er sprach, hatte sie durchlebt und es erschien ihr schrecklich, daß er sie so durchschaute, daß er deutlich sah, was sie im geheimsten Winkel ihres Inneren verborgen hatte. Und als der Geistliche die Worte sprach: „Gott behüte einen Jeden vor diesem Zustande," wurde sie von unsäglicher Angst ergriffen, denn sie fühlte, er halte es gar nicht für möglich, daß sie in diesen Zustand gerathen sei, und doch hatte sie sich mehr als einmal ihres Bräutigams in seinem einfachen schwarzen Frack und mit seinen ebenso einfachen Manieren geschämt, wenn sie ihn mit dem gewandten, witzigen Gri-Gri oder mit einem der Großen dieser Welt verglich. „Gestehe schnell, gestehe Alles!" flüsterte ihr Gewissen.

Aber Scham und Furcht hielten sie zurück. Endlich konnte sie ihr Schluchzen nicht unterdrücken und stöhnte „An alle dem bin ich schuldig."

„Das ist sehr schlimm," sprach Vater Joan sanft und

fuhr dann in der ihm eigenen, liebevollen Weise fort: „Wie steht es denn aber jetzt mit Ihren Gefühlen, Ihren Bräutigam betreffend? Fühlen Sie, daß Sie sich von dieser weltlichen Verblendung losgesagt haben und zu Ihrem wahren, natürlichen Selbst zurückgekehrt sind, oder ist dieses noch nicht ganz der Fall?“

„Ich fühle, daß ich meinen Bräutigam von ganzem Herzen liebe,“ antwortete sie mit fester Stimme und in diesem Augenblicke glaubte sie es selbst.

„Aber haben Sie in Ihrer weltlichen Stimmung keine andere Neigung empfunden?“ fragte der unerbittliche Beichtvater.

„Ich weiß es selbst nicht, Väterchen; ich war wie im Fieberwahn, aber jetzt bin ich erwacht, jetzt bin ich gesundet.

„Von einem hitzigen Fieber genest man nicht so schnell,“ bemerkte der Geistliche sanft. „Setzen Sie Ihr Vertrauen nicht auf sich selbst und betrügen Sie sich nicht mit guten Vorsätzen, sich zu bessern; das ist auch ein gefährlicher Weg. Wir haben Alle den Willen, gut zu sein, wir glauben Alle stark genug zu sein, durch unsere Willenskraft und durch unsere Tugend Berge zu versetzen, und in der Stunde der Versuchung haben wir oft nicht einmal die Kraft, den Kampf zu beginnen. Unser Fall ist dann die Strafe für unsern Stolz und unser Selbstvertrauen. Nein, in solchen Momenten, wenn Gott uns ein Zeichen Seiner Gnade giebt, indem er heiße Reue in uns erweckt, müssen wir uns vor Allem von ganzem Herzen zu Ihm wenden und Ihn um Kraft im Kampfe und um Genesung bitten. Wir können nichts thun, als unsere Sünde hassen, die Kraft, sie zu besiegen, müssen wir uns von Gott erflehen. In diesem Augenblicke sind Ihre

Thränen aufrichtig und Ihre Reue ist Gott gefällig, aber geloben Sie nichts im Vertrauen auf Ihre eigene Kraft. Gott hat Ihnen geholfen, einzusehen, wie gefährlich die Verlockungen der Welt, die Sie geblendet hatten, sind; seien Sie Gott dankbar für diese Gnade und lassen Sie uns gemeinschaftlich Ihn bitten, daß Er Ihnen immer das Bewußtsein von der Gefährlichkeit und Sündhaftigkeit dieser Verlockungen erhalte. Aber unser heutiges Gebet ist nur der Anfang Ihres Betens, das erste Gebet. Vergessen Sie nicht, daß Sie in Ihrem ehelichen Leben dieses Gebet täglich erneuern müssen, und wenn Sie in der verlockenden Gesellschaft sein werden, beten Sie oft, beständig, wie der Seemann auf dem Meere, der bei heiterem Wetter und beim Sturme zu Gott betet. Vor Allem, seien Sie wahr gegen sich selbst. Wer den Muth haben will, zu Gott empor zu schauen, muß den Muth haben, in sich selbst hineinzuschauen; dann wird er ganz von selbst von ganzem Herzen Gott um Hilfe anflehen und als Antwort auf dieses Flehen Gottes Hilfe empfangen.

Aber wenn Sie sich selbst täuschen werden, wenn Sie mit Ihrem Gewissen bald in diesem, bald in jenem Stücke unterhandeln werden, wird Gott sich von Ihnen abwenden, wie er sich von jeder Unwahrheit abwendet, und Sie werden unter der Last Ihrer Sünde und Ihrer Ohnmacht erliegen."

Vater Joan schwieg, als wolle er seinen Worten Zeit geben, Elisabeths Seele zu durchdringen.

„Vergessen Sie nicht," fuhr er dann fort, „die Ordnung des Lebens, was man gewöhnlich Lebensweise nennt, hängt von dem Manne ab. Die Frau muß nicht Einrichtungen treffen, welche den Einrichtungen ihres Mannes widersprechen, sonst schiffen sie nicht auf einem, sondern auf zwei Schiffen,

die nur eine Kette verbindet. Die Kette wird bald zerreißen und sie werden auf immer getrennt sein. Nein, Eheleute müssen auf einem Schiffe leben; der Mann ist der Capitän auf demselben, ihm ist Alles untergeordnet; er hat für Alles zu verantworten. Jetzt wollen wir beten," schloß Vater Joan seine Rede, „wenn Sie sonst keine schwere Sünde auf dem Gewissen haben."

Damit endigte der Hauptheil der Beichte Elisabeths.

Als diese sich von dem Betpulte des Geistlichen entfernte, trat Marie an dasselbe heran. Ihr Gesicht drückte heitere Ruhe, tiefe Andacht und festen Glauben aus. Man hätte sie für eine Neubekehrte aus den ersten Zeiten des Christenthums halten können. Vater Joan blickte ihr vor dem Beginne der Beichte in's Gesicht, als wolle er sich einen Begriff von ihrem Seelenzustande bilden.

„Sind Sie mit dem Herzen bereit, in den Ehestand zu treten?" fragte er.

„Ja," antwortete sie mit fester Stimme, „aber ich heirathe nur nach dem Willen meiner Mutter; ich habe mich dazu entschlossen, nur weil mein Bruder sonst die Einwilligung unserer Mutter zu seiner Vermählung nicht erhalten hätte. Ich habe diesen Entschluß in einem Augenblick gefaßt und konnte ihn später nicht ändern. Ich liebe meinen Bräutigam noch nicht, aber vielleicht werde ich ihn noch lieben lernen; ich würde einen Andern ebensowenig lieben; das Leben in unseren Kreisen ist meiner Natur zuwider. Ich habe zuweilen von einem andern Leben geträumt, wie man von etwas, das einem sehr fern liegt, träumt; dann habe ich sehr gegen Gott gesündigt. Ich murrte, ich empörte mich gegen ihn, ich warf ihm vor, er zwinge mir ein mir ver=

haßtes Schicksal auf; ich verstand weder mich, noch das Leben, noch mein Haus; sogar meinen Glauben schien ich zu verlieren . . . . O, das waren schreckliche Augenblicke! Ich glaubte ich sei verdammt; aber ich habe viel gebetet und Gott hat sich meiner erbarmt. Ich fühlte eines Abends, als ich betete und weinte, wie plötzlich eine ungewöhnliche Ruh in mein Herz einzog; seitdem bin ich ruhig und ohne Furcht. Ich habe mich Gott ganz und gar ergeben, Er wird es mit mir machen, wie es Ihm gefällt.“

Die Knäschna schwieg.

Vater Joan schwieg auch. Diese ungewöhnliche Seele setzte ihn immer mehr in Erstaunen.

„Aber werden Sie die Pflichten einer Frau erfüllen können?“ fragte er nach einer Pause. „Diese Pflichten sind schwer. Werden Sie nicht den Muth verlieren?“

„Gott wird mich nicht verlassen; ihn liebend, werde ich die Menschen lieben und meinen Gatten auch.“

„Ist denn Ihre Verheirathung durchaus nothwendig? Kann man sie nicht rückgängig machen, wenn sie so gegen Ihre Neigung streitet?“

„Nein, das geht nicht, es ist schon Alles eingerichtet. Warum soll man sie auch rückgängig machen? Ich bin ganz bereit.“ Ein kaum merkliches Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Möge der Segen Gottes bei Ihnen bleiben!“ sprach Vater Joan leise. „Wir wollen zusammen beten. Hat Gott Ihnen eine solche Ruhe gegeben, so hat er Ihnen Ihr Murren wohl verziehen!“

Die Knäschna fiel auf die Kniee. Vater Joan bedeckte ihr Haupt mit dem Epitrachilion und sprach die Absolution

aus. Als Marie sich erhob, war ihr Gesicht noch heiterer als zuvor.

Am Tage nach der Beichte nahmen die beiden Brautpaare das heilige Abendmahl in der Hauskapelle der Fürstin Mitischtschef.

Nach dem Gottesdienste trat Elisabeth Gagarin zu ihrem Bräutigam, reichte ihm die Hand und sah ihn mit einem Blicke an, wie sie ihn, seiner Ansicht nach, noch nie angesehen hatte. In diesem Blicke lag Alles, was in ihrem Herzen gut und edel war; dieser Blick schien ihm zu sagen: „Du kannst Dich auf mich verlassen, ich bin jetzt gesund.“ Er drückte ihre Hand und sah ihr heiter und voll Vertrauen in die Augen, als wolle er ihr sagen, daß kein Schmerz sich mehr in ihm rege.

Marie sah eben so friedlich aus, wie Tags zuvor. Ihre weiße Kleidung erhöhte noch den Ausdruck heiliger Unschuld und Sanftmuth, der ihr ganzes Wesen verklärte. Der Abglanz dieser Schönheit fiel sogar auf ihren Bräutigam und verlieh ihm das Aussehen, als sei er fähig, den Ernst des Lebens zu verstehen.

Die Fürstin Mitischtschef, in einem prachtvollen Kleide von blauem Sammet, war bei der heiligen Handlung zugegen und hatte ihr Kirchengesicht angelegt, wie Militärpersonen zu jeder Gelegenheit die dazu passende Uniform anlegen.

„Nun, meine Kinder,“ sagte Fürst Swätosarof, „was werden Sie nach der Hochzeit unternehmen? Sie werden doch nicht hier bleiben? Knäschna, was ist Ihre Ansicht?“

„Ich weiß nicht, das wird von meinem Manne abhängen,“ antwortete diese lächelnd.

„Und Sie, Elisabeth?“ fuhr Fürst Swätosarof fort.

„Fragen Sie Ihren Neffen,“ antwortete Elisabeth.

„Das heißt, was der Mann will, will auch die Frau; vortrefflich. Nun, was sagen denn nun die Herren?“

„Wer? Ich?“ begann Gonitzin. „Ich erwarte die Befehle der Knäschna.“

„Und Du wartest auf Lisas Befehle,“ wendete Swätosarof sich an seinen Neffen. So bleibt Alles im Nebel.“

„Warum im Nebel?“ entgegnete Elisabeth. „Wenn ich die Frage entscheiden soll, so habe ich schon entschieden. Wir nehmen Billete der Nikolajewski'schen Bahn, dann Billete der Moskau-Kurski'schen Bahn und fahren nach Rumänzowo, dem Gute Sr. Durchlaucht, um dort den Frühling zuzubringen. Sind Sie damit einverstanden, Sergei?“

„Ist das ernstlich Ihr Wunsch?“ fragte ihr Bräutigam.

„Ich hoffe, auch der Ihrige,“ antwortete sie, ein wenig schmollend. „Ich denke, es ist Zeit, im Ernste zu sprechen.“

„Wie, wir fahren nach der Hochzeit nach Rumänzowo, gleich nach der Hochzeit?“

„Das ist ja unmöglich,“ rief die Fürstin Mitischtschef. „Wenigstens einen Monat braucht man, um dort Alles in neue Ordnung zu bringen.“

„Ich weiß nicht, was Lisa meint, erwiderte Fürst Sergei, „meiner Ansicht nach können wir mit der alten Ordnung ganz gut auskommen, Mama.“

„Unmöglich!“ erklärte die Fürstin.

„Nun, ist es entschieden, werden Sie in den Tod fahren?“ fragte Fürst Swätosarof lächelnd.

„Wir fahren,“ antwortete Elisabeth bestimmt.

Elisabeth ging an's Clavier und ihre Finger entlockten

diesem die Töne der Schumann'schen Lieder, die Sergei an Herbstabenden in Simakowo so gern gehört hatte.

Eine halbe Stunde später saß sie mit ihrem Bräutigam etwas abseits auf einem kleinen Sopha.

„Ich werde also morgen nach Rumänzowo schreiben und befehlen, daß man uns erwarte; — welchen Tag soll ich bestimmen?"

„Ich denke, in acht Tagen können wir abreisen."

„In acht Tagen! O wenn Sie wüßten, Lisa, wie glücklich ich bin!"

„Ich habe mir bereits eine Eintheilung des Tages gemacht," fuhr Elisabeth fort. „Aufstehen wollen wir um sieben Uhr, ja?"

„Wird das nicht zu früh sein? Der Tag wird uns lang genug erscheinen."

„Wie das liebenswürdig von Ihnen ist! Mir wird er nicht zu lang erscheinen, darüber können Sie ruhig sein; an Beschäftigung wird es mir nicht fehlen. Wenn man nur an alle die Bücher denkt, die wir lesen müssen, und dann die Wirthschaft, das Zeichnen, die Schule, das Krankenhaus."

„Wir haben keins."

„Dann müssen wir eins einrichten. Ich habe das Alles schon bedacht. Um das eigene Glück zu verstehen und zu schätzen, muß man die Leiden Anderer sehen, sonst wird man egoistisch; nicht wahr? Für den Winter habe ich auch schon einen Plan: Eine Reise in's Ausland."

„Wollen Sie denn nicht in Petersburg leben?" fragte Sergei neckend.

„Ich will es wohl," antwortete Lisa lächelnd. „Sie hofften wohl, ich werde antworten, ich will es nicht?"

„Nun, dann können wir ja ungefähr zwei Monate in Petersburg zubringen.“

„Nein, das können wir nicht. Petersburg kommt erst später an die Reihe. Erst muß ich mich bessern. Aber wie sind Sie eigentlich leichtsinnig, Sergei! Sie können Petersburg nicht leiden und ich liebe es, — warum schlagen Sie mir denn vor, nach Petersburg zu kommen?“

„Weil ich Ihnen vertraue und Ihnen gern eine Freude machen will,“ antwortete er halb ernst, halb lächelnd.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Aufmerksamkeit, aber ich will davon keinen Gebrauch machen, bis . . .“ Lisa stockte.

„Bis?“ fragte ihr Bräutigam.

„Bis Sie Petersburg lieben werden,“ antwortete sie lachend.

„Nein, ich werde das Landleben lieben, — sind Sie damit zufrieden?“

Fürst Sergei küßte die Hand seiner Braut, wie er sie in Simakowo nach der Verlobung geküßt hatte.

„Heute war der schönste Tag meines Lebens!“ sagte er aus tiefstem Herzen.

„Warten Sie, vielleicht bringt die Zukunft noch schönere Tage!“ erwiderte Lisa mit reizendem Lächeln.

XIX.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten.

Der Tag der Hochzeit war gekommen. Die Vorbereitungen zu diesem Doppelfeste waren der beiden Familien Mitischtschef und Gonitzin würdig.

Für den Fürsten Mitischtschef war die ganze obere Etage des Mitischtschef'schen Hauses ganz neu und mit standesgemäßem Luxus eingerichtet worden. Wie gebräuchlich, wurde das Schlafzimmer auf Kosten der Gagarins eingerichtet, aber die Anordnungen in Betreff desselben hatte die Fürstin selbst übernommen. Außerdem hatten sie und Fürst Swätosorof, ihr Bruder, der Braut 25 000 Rubel geschenkt, damit ihre Aussteuer dem Stande ihres Bräutigams angemessen sei.

Hundertundfünfzig Personen sollten eingeladen werden, aber Sergei erklärte entschieden, nicht mehr als fünfzig haben zu wollen. Die Fürstin versuchte es dreimal, ihrem Sohn klar zu machen, seine Heirath sei eine öffentliche Begebenheit, die die ganze Gesellschaft angehe, aber sie mußte sich zuletzt seinem Willen fügen.

Zu den auf der Liste der Einzuladenden ausgestrichenen Namen gehörte auch der der Gräfin Trubetzkoi. Dagegen fügte Sergei den Dalmaskis hinzu, obgleich die Fürstin

meinte, un petit médecin habe bei der Hochzeit eines Mitischtschef nichts zu schaffen.

Die Aussteuer der Knäschna Marie war staunenerregend sowohl durch die Pracht als durch die Zahl der sie bildenden Gegenstände. Pelze hatte die Fürstin nicht weniger als fünf für nöthig erachtet. Sammetkleider waren zwölf besorgt worden, Morgenkleider oder Schlafröcke aus theurem Cachemir sechs, Ballkleider zwei Dutzend, Coiffuren drei Dutzend u. s. w. Brillanten und andere Schmucksachen hatte man für zweihunderttausend Rubel zu der Aussteuer hinzugefügt, und alles Das für Marie, die, einer sonderbaren Laune des Schicksals zufolge, die Familien beneidete, in denen die Hausfrau selbst auf den Markt geht, um ihre Wirthschaftsvorräthe zu kaufen. Fürst Gonitzin hatte seine Wohnung in der Beletage eines großen Hauses auf der Bolschaja Morskaja auch mit außerordentlichem Luxus eingerichtet, nur mit dem Unterschiede, daß, während die Mitischtschefs Alles mit baarem Gelde bezahlten, er sich das Geld auf Wechsel leihen mußte, denn seine großen Güter, welche 7000 Dessätinen Land in den fruchtbarstem Gouvernements Rußlands enthielten, befanden sich in einer solchen Unordnung, daß sie ihm nur einen geringen Ertrag brachten, der fast ganz zu der Bezahlung der Zinsen seiner Schulden aufging.

Einen Tag vor der Hochzeit kam Fürst Swätosarof zu ihm und verlangte von ihm ein Verzeichniß seiner Schulden, da er nicht wolle, daß seine Nichte, die er liebe wie eine Tochter, einen Mann heirathe, der von seinen Gläubigern abhänge. Anfangs zierte sich Gonitzin, leugnete Schulden zu haben und suchte den Fürsten Swätosarof mit hoch-

tönenden Phrasen abzuweisen; Letzterer beharrte indeß bei seinem Verlangen.

Diese Schulden beliefen sich auf ungefähr hundertundfünfzigtausend Rubel.

„Andere Schulden als diese haben Sie nicht?" fragte Fürst Swätosarof.

„Nein, nicht einen Kopeken."

„Auf Ihr Ehrenwort?"

„Auf mein Ehrenwort."

„Schön. Erlauben Sie mir sie zu bezahlen?"

„Wie, alle meine Schulden?"

„Ja, bis zum letzten Kopeken, und da ich nichts zu thun habe, werde ich Ihre Güter verwalten, während Sie ein Staatsamt bekleiden; ich werde aus Ihren Einkünften das, was Sie mir schuldig sein werden, bezahlen und Ihnen jährlich zwanzigtausend Rubel geben, bis die Schuld getilgt ist, — sind Sie damit zufrieden?"

„Wie, Sie wollen mir noch zwanzigtausend Rubel jährlich geben! Meine Güter tragen mir ja fast gar nichts ein."

„Das kommt daher, weil Sie sich mit Staatsgeschäften befassen und nicht mit der Verwaltung Ihrer Güter."

Gonitzin umarmte den Onkel seiner Braut in stürmischer Freude.

„Aber vergessen Sie nicht, Fürst, daß Sie mir versprochen haben, für Mariens Glück zu leben. Wenn Sie sie hintergehen, wenn es sich erweist, daß Sie sie um ihres Vermögens Willen geheirathet haben, wenn Sie sie nicht lieben, dann — nehmen Sie es mir nicht übel, — dann erschieße ich Sie, wie man ein tolles Thier erschießt, — das verspreche

ich Ihnen auf mein Ehrenwort, und mit einem Ehrenworte scherze ich nicht.“

Gonitzin stürzte sich noch einmal in die Arme seines zukünftigen Onkels. Er versprach betheuernd, für das Glück seiner Frau leben zu wollen.

Marie und Elisabeth feierten am Abende vor der Hochzeit ihren Polterabend; einige Altersgenossinnen der Ersteren aus vornehmen Familien waren von der Fürstin zu diesem Feste eingeladen worden und die Vergnügungen beschränkten sich auf den Genuß von Thee, Gefrorenem, verschiedenen Getränken und auf steife Gespräche.

Olga Gagarin wollte den Abend auf ländliche Weise feiern und stimmte mit heller Stimme ein für dergleichen Gelegenheiten passendes russisches Lied an, aber die Fürstin erschien nach den ersten Tönen desselben, um zu sagen, das passe sich nicht, man dürfe sich vor den Leuten des Hauses nicht compromittiren. Gonitzin und Sergei feierten ihrerseits den Polterabend durch ein Souper bei Dussot; dieses Souper war sehr lustig. Es wurde dabei sehr viel Champagner getrunken; Gonitzin mußte von seinen Kameraden nach Hause gebracht werden, nachdem er drei Reden gehalten hatte, die erste über die Ehe im Allgemeinen, die zweite über die Freuden des Familienlebens und die dritte über die Pflichten eines Ministers. Diese letztere endigte er mit der Behauptung, man müsse von Staatswegen alle Hagestolzen in's Gefängniß setzen und sie aller Rechte verlustig erklären.

Am Morgen des Hochzeittages begab sich Marie mit Anastasia in ihr Asyl und verbrachte dort zwei Stunden mit ihren kleinen Pfleglingen, indem sie sich mit ihnen unterhielt, ihnen aus dem Evangelium vorlas, Geschenke und Geld

unter sie vertheilte. Sie war sehr heiter und kam kurz vor der Messe nach Hause. Bald nach ihrer Heimkehr trat die Fürstin in ihr Zimmer, um mit ihr über die Wichtigkeit dieses Tages zu sprechen.

„Ich komme," sagte sie in französischer Sprache, „um mit Dir über Deine neuen Pflichten zu sprechen. Du hast gesehen, wie viel Mühe ich mir gegeben habe, damit Deine Aussteuer des Hauses, aus dem Du stammst, und des Hauses, in welches Du eintrittst, würdig sei. Ich brauche Dich nicht zu ermahnen, eine gute Frau zu sein; Du bist immer eine gehorsame Tochter gewesen und ich bin überzeugt, Du wirst eine gute Frau sein, wirst alle Deine häuslichen Pflichten erfüllen. Nur das macht mir Sorge, daß Du Deine Pflichten der Welt gegenüber nicht zu erkennen scheinst; darin, meine liebe Tochter, mußt Du Dich ändern. Ich habe es Dir schon gesagt, eine Fürstin Gonitzin, geborene Fürstin Mitischtschef, kann ihre Verbindungen mit der Welt nicht abbrechen. Das ist nicht möglich und wäre unrecht. Du mußt in der Welt leben, denn Dein Gatte ist dazu berufen, eine Rolle in derselben zu spielen. An Deinem Bruder darfst Du Dir in dieser Beziehung kein Beispiel nehmen; ein Mann darf sich schon eher Sonderbarkeiten erlauben, er bleibt doch was er ist: der Fürst Mitischtschef. Aber Du kannst Dir nichts erlauben, was der Stellung Deines Gatten schaden könnte. Das ist mein Wunsch und meine letzte Bitte. Que Dieu vous bénisse, mon cher enfant!"

Hiermit schloß die Fürstin ihre Rede und segnete ihre Tochter dreimal. Ihr Gesicht hatte zu dieser Gelegenheit die Uniform feierlichen Ernstes angelegt, einige Feuchtigkeit in den Augen gehörte auch zu derselben. Marie hatte die

Worte ihrer Mutter ruhig und aufmerksam angehört und machte sich innerlich Vorwürfe darüber, daß dieselben durchaus keinen Eindruck auf sie hervorbrachten. „Ich bin wie versteint," sagte sie zu sich selbst, als ihre Mutter fortgegangen war, „es ist mir, als rüstete ich mich zu einer Reise, sonst empfinde ich gar nichts."

Wie ganz anders war es bei Gagarins. Frau Anna war von all der Aufregung, den Sorgen, dem Schmerz, sich von ihrer Lisa trennen zu müssen, ganz überwältigt. Fast die ganze Nacht brachte sie im Nachdenken über Lisa und deren Schicksal und im Gebete zu. In dem Zimmer neben dem ihrigen betete die treue Fina Trofimowna.

Nach der Messe, am Tage der Hochzeit, rief sie ihre Tochter in ihr Zimmer und sprach zu ihr: „Ich habe Dich erzogen so gut ich konnte. Böses habe ich Dich nicht gelehrt. Wie Gott es mir in's Herz gab, habe ich gehandelt. Du hast einen braven, rechtschaffenen Charakter, aber Du weißt selbst, wie heftig Du bist und wie leicht Du Dich hinreißen lässest. Von morgen an beginnt für Dich ein ganz neues Leben. Du wirst viel freier sein als jetzt, aber vergiß nicht, daß Ihr, Du und Dein Mann, stets einig sein müßt. Vergiß nicht, mein Herzenskind, daß diese Einigkeit Dein Werk sein muß. Erst der Wille des Mannes, dann der Wille der Frau. Wo eine Meinungsverschiedenheit vorkommt, ist es Deine Pflicht, nachzugeben. So lebten wir, Dein Vater und ich und wir waren, Gott sei Dank, immer glücklich. Du weißt selbst, wie viele Mißverständnisse es in diesen zwei Wochen zwischen Euch gegeben hat. Oft warst Du schuld daran. Du gabst Dich dem Rausche des Vergnügens hin, Du warst eigensinnig, reizbar, so entstanden Zwistig-

keiten zwischen Euch. Den Geschmack Deines Bräutigams kennst Du. Er liebt das Petersburger Leben nicht. Wenn Du Deinen Mann wirklich liebst, wird Gott Dir die Kraft geben, gegen Deine eigenen Launen anzukämpfen, und die Fähigkeit, die Wünsche Deines Mannes zu errathen, ehe er sie ausspricht. Die Hauptsache ist — die Liebe zu Deinem Manne, dann wird sich alles Andere von selbst finden. Und in den Augenblicken der Versuchung erinnere Dich daran, daß Deine Mutter Dich gelehrt hat zu beten und Gott um Hilfe anzurufen."

Elisabeth weinte. Ihre Mutter umarmte sie zärtlich; sie hielten sich lange umfaßt; dann kniete Frau Gagarin vor dem Heiligenbilde nieder, betete, nahm dann das Bild und segnete ihre Tochter mit demselben und heiße Thränen, das heiligste Weihwasser, fielen auf das Bild.

Während dies hier geschah, war Fürst Swätosarof in das Zimmer seines Neffen eingetreten. „Sergei, mein Freund," sagte er, „ehe ich Dich in Gegenwart der Gäste segne, will ich Dich unter vier Augen segnen, im Namen Deines Vaters Ich freue mich, daß ich es mit ruhigem Herzen thun kann, denn ich glaube, Du kannst mit Deiner Frau glücklich leben. Aber ich wiederhole Dir noch einmal: Dein Glück wird von Dir selbst abhängen. Du mußt der Herr sein, darauf kommt Alles an. Du mußt Deine Frau leiten mit dem Verstande und mit dem Herzen. Auf Kleinigkeiten darfst Du nicht halten, darfst niemals mürrisch sein, sondern immer geduldig, nie außer Dir, denn sobald Du Deine Kaltblütigkeit verlierst, wirst Du aufhören Herr im Hause zu sein. Gieb Deiner Frau die Freiheit, ihre Meinung zu sagen und sogar Dummheiten zu machen, halte sie nicht auf halbem Wege oder bei

einem halben Worte an. Ist die Dummheit geschehen, dann tritt in Dein Amt ein und lehre Deine Frau ihre Dummheit selbst richten, aber freundlich, sanft und mit voller Selbstbeherrschung. Ohne Zweifel wird Dir Deine Frau viel zu schaffen machen, aber denke immer an sie und vergiß Dich selbst so viel als möglich. Nur sei niemals zu nachgiebig und demüthig; sie muß fühlen, daß Du Eisen in Dir hast. Gott behüte Dich davor, Dich vor ihr zu erniedrigen oder ihre Gunst zu suchen, dadurch könntest Du ihr mit einem Male widerwärtig werden. Du mußt Dich immer über ihr fühlen und nie zeigen, daß Du von ihr abhängst; mit einer Frau wie Lisa ist das unumgänglich nothwendig. Und — vorausbedenken muß man ja Alles — bemerkst Du, daß sie für einen Andern Neigung empfindet, so gerathe weder in Verzweiflung, noch in Wuth, besonders lasse nicht zu, daß sie in einer solchen Neigung den Reiz einer verbotenen Frucht finde. Meiner Ansicht nach hast Du nichts zu fürchten. Sieh der Gefahr muthig in's Gesicht und erkläre Deiner Frau, Du werdest den Zuschauer ihres Romans mit Diesem oder Jenem abgeben. Das Experiment ist freilich kühn und gewagt, aber ich bin überzeugt, es würde gelingen. Oft bedarf es nur eines Wortes, eines Blickes, um eine Frau zu beeinflussen, es kommt nur auf den rechten Moment an. Die Hauptsache, mein Lieber, ist Charakter."

„Ja, aber wie Viele haben Charakter?" wandte Sergei ein.

„Eben darum sind auch so Wenige glücklich! Charakter haben ist nicht schwer; man muß sich nur beherrschen können. Und jetzt, mein Freund, laß mich Dich segnen."

*   *
*

Das Ceremoniell bei den Hochzeitfeierlichkeiten hatte die Fürstin Mitischtschef folgendermaßen bestimmt: Um acht sollte die Trauung Sergeis mit Elisabeth beginnen. Die Braut sollte in einer Paradekutsche mit einem rothen, goldgestickten Bocke, welche die Fürstin eigens zur Hochzeit bestellt hatte, fahren. Die Kutsche sollte mit vier Pferden lang bespannt sein und zwei Diener in Livreepelzen hintenauf haben.

Der Brautvater des Bräutigams war Fürst Swätosarof, die Brautmutter, auf Sergeis Bitte, die Gräfin Bobrofski. Die Marschälle des Bräutigams waren drei seiner ehemaligen Regimentskameraden, die Marschälle der Braut deren Bruder Wolodä und zwei Offiziere der Chevaliergarde, mit denen dieser Freundschaft geschlossen hatte. Der Brautvater der Braut war Graf Lanza, ihre Brautmutter die Fürstin Biboli.

Die Trauung des Fürsten Gonitzin und der Knäschna Mitischtschef sollte unmittelbar auf die erste Trauung folgen. Die Fürstin wünschte, daß die Paradekutsche Gonitzins der ihres Sohnes ganz ähnlich sei. Als man ihr vorstellte, dieselbe Kutsche könne Beiden dienen, antwortete sie, der Anstand verlange zwei Kutschen.

Der Brautvater des Fürsten Gonitzin war Fürst Borodinski, seine Brautmutter dessen Gemahlin, die Fürstin Borodinski, eine entfernte Verwandte des Bräutigams. Seine Marschälle waren drei Flügeladjutanten. Der Brautvater der Knäschna war ihr Bruder Sergei und ihre Brautmutter ebenfalls die Gräfin Bobrofski.

Um sieben und dreiviertel Uhr begannen die Gäste sich zu versammeln und um sieben Uhr fünfundfünfzig Minuten trat Elisabeth in die Kirche ein. Bei ihrem Erscheinen entstand

ein Flüstern der Bewunderung unter den Anwesenden. Elisabeth war in der That wunderbar schön, obgleich sie blaß aussah und viel geweint hatte, als sie von ihrer Mutter, ihrer Schwester und Fina Trofimowna Abschied nahm.

In diesem Augenblicke hatte man sich an Suchotin erinnert. „Wo ist Suchotin?“ fragten Alle, aber er war nicht zu finden und kam am Tage der Hochzeit nicht zum Vorschein. Auch in der Kirche war er nicht, obgleich man ihn eingeladen hatte.

Um acht Uhr trat Sergei im schwarzen Frack und mit weißer Halsbinde in die Kirche. Er war der einzige Civilist unter all den glänzenden Uniformen.

„Wie häßlich ist es, zu seiner Hochzeit im Frack zu erscheinen,“ sagte eine von den grandes dames; das ist so bürgerlich!“

„Er hätte sollen in den Dienst eintreten,“ meinte eine andere. „Meiner Ansicht nach ist ein Mann ohne Uniform nur ein halber Mensch!“

Die Trauung vollführte Vater Joan, die Handlung verlief einfach und würdig. Nur als Vater Joan die Hände des Brautpaares nahm, um sie an das Betpult auf den Teppich von rosa Atlas zu führen, reckten alle Damen den Hals in die Höhe, um zu sehen, ob er oder sie den Fuß zuerst auf den Teppich setzen werde.

„Sie hat zuerst den Fuß darauf gesetzt,“ flüsterten die Damen untereinander.

Als die Trauung vorüber war, traten die Neuvermählten an die Heiligenbilder, berührten sie mit den Lippen, küßten einander dreimal und näherten sich dann der Fürstin. Diese küßte beide auf die Stirn und sagte: „Je vous félicite, mes

chers enfants!“ Dann wandte sie sich an Lisa und sagte auf die Stelle neben sich zeigend: „Princesse, votre place est ici.“

Fürst Sergei und die Gräfin Bobrofski eilten dann aus der Kirche, um die Knäschna zu segnen.

Diese war bereit. Sie war ungewöhnlich blaß, aber ihre Augen hatten einen wunderbaren Glanz. Während des Ankleidens sah man ihre Hände zittern. Anastasia stand wie betäubt in einer kleinen Entfernung hinter ihr. Sie weinte nicht und sprach nicht, sie war wie versteinert.

„Ich bin fertig,“ sagte Marie lächelnd, als man ihr die Ankunft ihres Bruders meldete. Dann warf sie einen Blick auf ihren Heiligenschrein und sagte, man möge ihre Heiligenbilder gleich in ihr neues Haus bringen. Sie ging darauf in den Salon, wo ihr Bruder und die Gräfin auf sie warteten. Als sie ihren Bruder erblickte, warf sie sich in seine Arme, aber das Wort: „Ich gratulire,“ erstarb auf ihren Lippen, die Aufregung hatte sie überwältigt. „Gott wird Dir Glück senden,“ flüsterte sie endlich, sich aus seiner Umarmung losreißend. Sergeis Augen füllten sich mit Thränen, aber Marie weinte nicht.

Nach dem Segen begab sie sich mit den von ihr Eingeladenen in die Kirche.

„Wie ist sie bleich!“ flüsterten die in der Kirche Anwesenden.

Zehn Minuten später erschien der Bräutigam. Was die Knäschna in diesen zehn Minuten empfand, wußte Niemand, denn sie stand da wie eine Bildsäule, mit niedergeschlagenen Augen.

Als Vater Joan sich zu der Braut niederbeugte, um

sie zu fragen, ob sie keinem andern Mann Treue gelobt habe, war es ihr, als erwache sie aus einem schweren Traume. Ihr Blick schweifte durch die ganze Kirche und fiel auf Dalmaski; die ganze Kirche schien in einem Lichtmeere zu schwimmen; dann wurde Alles dunkel, ihre Augen schlossen sich, sie wankte und wäre zu Boden gefallen, wenn Sergei nicht herbeigesprungen wäre und sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

Alle in der Kirche Anwesenden waren auf das Peinlichste berührt.

Vater Joan erblaßte. Der Bräutigam stand da wie vom Blitze getroffen. Die alte Fürstin allein verlor die Geistesgegenwart nicht. „Ce n'est rien, eine einfache Ohnmacht," murmelte sie.

Doctor Dalmaski eilte herbei. Er zerriß schnell das Kleid auf der Brust der Knäschna, um ihr das Athmen zu erleichtern, und legte sein Ohr an ihr Herz.

„Die Kranke ist in Lebensgefahr," sagte er mit bebender Stimme; „bringen Sie sie rasch nach Hause!" Ein Angstschrei ließ sich vernehmen; er kam von der treuen Nastä.

Die Hochzeit der Knäschna mußte selbstverständlich aufgeschoben werden.

Fürst Sergei war mit Elisabeth Gagarin vermählt.

Die Frauen der Petersburger Gesellschaft

Bd.: 2.

1885